

<p>Gert Ledig</p> <p>Die Stalinorgel</p> <p>Die Wiederentdeckung eines bedeutenden Autors</p> <p>»Ein radikales Buch, wie es in der deutschen Nachkriegsliteratur ohne Beispiel ist« <i>Volker Hage</i></p>	<p><b>Gert Ledig</b></p> <p><b>Die Stalinorgel</b></p> <p>Roman</p> <p>Nachwort von Florian Radvan</p> <p>Suhrkamp Verlag</p>
---	---

Umschlag: Willy Fleckhaus

Umschlag geschützt: DBGM 1 827 026

Erstausgabe 1955 im Claassen Verlag Hamburg

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

ISBN 3-518-2233-x

Als der Roman *Die Stalinorgel* 1955 erschien, wurde er zu einem großen internationalen Erfolg. Vom »besten Roman über den Zweiten Weltkrieg« war die Rede, und Gert Ledig, der mit diesem Buch debütierte, wurde sofort »in die vorderste Reihe der deutschen Gegenwartsliteratur« befördert. Ein paar Jahrzehnte später ist ein Unbekannter neu zu entdecken und mit ihm sein vergessenes Werk. »Gert Ledigs *Stalinorgel* zeigt den Kampf um eine Höhe bei Leningrad 1942 als puren Wahnsinn, als absurdes Horrorspektakel: ein radikales Buch, wie es in der deutschen Nachkriegsliteratur ohne Beispiel ist - am ehesten vergleichbar mit späteren Kriegsromanen amerikanischer Provenienz wie Joseph Hellers *Catch-22* (1961) oder Kurt Vonneguts *Schlachthof* (1969).« (Volker Hage)

Als sein erster Roman erschien, war Ledig 34 Jahre alt.

Gert Ledig, geboren am 4. November 1921 in Leipzig, wuchs in Wien auf. Mit 18 meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht. Der Kampf um Leningrad 1942, in dem er mehrfach verwundet wurde, versetzte ihm einen Schock. Seine Erlebnisse verarbeitete er später in dem Roman *Die Stalinorgel* (1955). Zurückgeschickt in die Heimat, ließ er sich zum Schiffsbauingenieur ausbilden, und von 1944 an besuchte er für die Kriegsmarine bayerische Zulieferbetriebe. Dabei geriet er mehrmals in Luftangriffe - eine Erfahrung, die ihn ebenfalls nicht mehr losließ und ihren Niederschlag in dem Roman *Vergeltung* (1956) fand. Mit dessen aufsehenerregender Wiederveröffentlichung 1999 ist die Wiederentdeckung des Autors eingeleitet worden. Gert Ledig ist am 1. Juni 1999 in Landsberg am Lech gestorben.

**Gert Ledig**  
**Die Stalinorgel**

Roman

Nachwort von Florian Radvan

Suhrkamp Verlag

Erstausgabe 1955 im Claassen Verlag Hamburg

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vertrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen  
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Erste Auflage 2000

1 2 3 4 5 6 - 05 04 03 02 01 00

Keine in diesem Buch auftretende Person ist mit einer lebenden oder toten Person identisch. Namensgleichheiten mit Personen, die im Sommer 1942 vor Leningrad kämpften, sind rein zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

## Prolog

Der Obergefreite konnte sich nicht mehr in seinem Grabe umdrehen, da er überhaupt keins besaß. Er war drei Werst von Podrowa entfernt, etwa vierzig Werst südlich von Leningrad, in die Salve eines Raketengeschützes geraten, war in die Luft geschleudert worden und mit abgerissenen Händen, den Kopf nach unten, an einem kahlen Gestell, das früher einmal ein Baum war, hängengeblieben.

Der Unteroffizier, der sich mit einem Splitter im Leib auf der Erde wälzte, wußte nicht, wo sein Maschinengewehrschütze geblieben war. Auf den Gedanken, einmal nach oben zu schauen, kam er nicht. Er hatte genug mit sich selbst zu tun.

Die übriggebliebenen zwei Mann der Gruppe liefen davon, ohne von ihrem Unteroffizier Notiz zu nehmen. Hätte ihnen später jemand gesagt, sie hätten versuchen müssen, den Obergefreiten von seinem Baumstamm herunterzuholen, so hätten sie ihn mit Recht für verrückt erklärt. Der Obergefreite war ja, Gott sei Dank, schon tot. Eine halbe Stunde später, als der verstümmelte Baumstamm eine Handbreit über dem Boden von einer MG-Garbe abgesägt wurde, fiel sein verunstalteter Körper ohnedies auf die Erde. Er hatte inzwischen noch einen Fuß verloren. Die zerfransten Ärmel seiner Feldbluse waren schmierig von Blut. Als er auf die Erde fiel, war er nur noch ein halber Mann.

Mit der Vernichtung des Maschinengewehrs wurde der schmale Knüppeldamm für den Stoßtrupp des Leutnants Wjatscheslaw Dotojew frei. Er gab dem Panzer, der sich vor seinem zusammengeschmolzenen Haufen, Schülern der Stalin-Akademie für bildende Kunst, herumwälzte, einen Wink.

Die Ketten rasselten. Eine Minute später wurde das, was von dem Obergefreiten übriggeblieben war, platt gewalzt. Den Schülern der Stalin-Akademie blieb nicht einmal die

Möglichkeit, seine Taschen zu durchsuchen. Nachdem die Raupen den Obergefreiten zerwalzt hatten, jagte auch noch ein Schlachtflieger seine Sprengmunition in die Masse aus Uniformfetzen, Fleisch und Blut. Dann endlich hatte der Obergefreite Ruhe. Er roch vier Wochen süßlich. Bis nur noch Knochen von ihm im Waldgras herumlagen. Zu einem Grab kam er nie. Zwei Tage, nachdem der Obergefreite die Hände verloren hatte, unterschrieb sein Hauptmann eine Meldung. Der Feldwebel hatte sie schon vorbereitet. Es waren einige solcher Meldungen zusammengekommen. Der Hauptmann unterschrieb an diesem Tage sieben, und der Feldwebel vergaß bei dieser Arbeit nicht die Disziplin. Die Meldungen waren nach dem Rang der Vermißten gestapelt. Die Meldung über den Abgang des Obergefreiten wurde nach der Meldung über den Unteroffizier unterschrieben. So brachte der Feldwebel eine gewisse Ordnung in die Angelegenheit. Diese und andere Dinge halfen mit, ihn beim Kompaniegefechtsstand unentbehrlich zu machen. Daß er gleichzeitig dem Ablauf des Schicksals gehorchte, wußte er nicht. Nur der Obergefreite hätte melden können, daß der erste Teil der Salve seinen Unteroffizier getroffen hatte und daß er selber erst eine Sekunde später in die Luft geschleudert worden war. Aber der Obergefreite konnte keine Meldung mehr machen. Er besaß auch keine Hand mehr, um sie zur Ehrenbezeugung an den Stahlhelm zu legen. So war nach unerforschlichem Ratschluß alles ins beste Gleis gebracht.

Der Hauptmann hatte sich's bereits abgewöhnt, beim Unterschreiben der Meldungen den Feldwebel zu fragen, ob dieser da verheiratet sei oder ob seine Mutter noch lebe. Wenn einmal einer die Meldung über ihn unterschrieb, würde der auch nicht fragen. Und schließlich erwies er sich selbst mit dieser Frage keine Wohltat. Es war ihm gleichgültig. Er wollte leben, wie sie alle leben wollten. Er hatte die Überzeugung gewonnen, es sei besser, kein Held zu sein und dafür am Leben zu bleiben.

Wenn sich die Gelegenheit dazu ergab - und sie ergab sich fast jede Nacht -, versuchte er mit Gott, den er zehn Jahre lang

vergessen hatte, ein Geschäft abzuschließen. Er bot Gott, je nach der Heftigkeit des Feuers, das auf den Unterstand niederging, eine Hand oder einen Fuß an. Als freiwilligen Preis für sein Leben. Als die Russen den Knüppeldamm gestürmt hatten, bot er beide Füße Gott als Opfer an. Nur sein Augenlicht erwähnte er nie. Er vermied es, in seinen Gebeten davon zu sprechen.

Bis jetzt aber hatte Gott sich nicht geneigt gezeigt, ein Geschäft mit ihm abzuschließen. Vielleicht rächte Gott sich auf diese Weise für zehn Jahre der Nichtbeachtung? Für den Hauptmann war es schwierig, nach so langer Zeit mit ihm wieder in ein Verhältnis zu kommen. Auf der Basis eines Studienrats mit Gott ein Gespräch anzufangen, wirkte in dieser Umgebung lächerlich. Da war es immer noch besser, als Kompanieführer vor Gott zu treten. Allerdings fiel es dann schwer, über das persönliche Dasein zu verhandeln. In dieser Rolle mußte der Hauptmann sein Anliegen stets an den Schluß des Gebets setzen. Er konnte die Wichtigkeit seiner Bitte nur dadurch deutlich machen, daß er sich zu besonderen Opfern bereit erklärte. Auf den Gedanken, Gott demütig um sein Leben zu bitten, kam er erst später. Später, als er gezwungen wurde, in seinem Unterstand zu warten, ob ein Russe von draußen eine Handgranate hineinwerfen würde. Nach zehnjähriger Tätigkeit als Studienrat konnte er nicht wissen, daß man zur Erfüllung einer solchen Bitte Gott gar nicht benötigte.

*Ein Gefreiter hatte, ohne einen Gedanken an Gott zu verschwenden, mit den Fingernägeln so lange in der Erde gekratzt, bis die Haut an den Fingerkuppen in Fetzen hing, dann hatte er ruhig zugesehen, wie sich Fliegen und Mücken auf das rohe Fleisch setzten und gewisse Stoffe in seinen Körper brachten, die er zur Ausführung seines Planes benötigte. Einige Tage später war er mit geschwellenen Händen, mit Fieber und anderen schwer erkennbaren Krankheitssymptomen zum Verbandsplatz gekommen. Dieser Gefreite hatte den einfachsten Weg eingeschlagen. Mit einer Beziehung zu Gott hatte er sich nicht abplagen müssen. Er hatte bereits seit zwanzig Jahren keine Kirche betreten. Später*



*verspürte er kein Bedürfnis danach, und Gott begegnete ihm ein zweites Mal nicht.*

Das aber waren Dinge, die mit der Vermißtenmeldung des Obergefreiten nur mittelbar zu tun hatten. Unmittelbar mit ihr in Berührung kam der Melder des Kompaniegefechtsstandes. Er stopfte die Zettel mit seiner Tabakspfeife und dem Rest Sonnenblumenkerne, die er einem gefangenen Russen abgenommen hatte, achtlos in die Tasche. Der Aufenthalt im Gefechtsstand war für ihn stets nur von kurzer Dauer.

Der Weg zum Bataillon war weder ein Weg noch bot er irgendwelche Sicherheit. Der Melder lief täglich mehrmals auf einer Art Trampelpfad um sein Leben. Diesen Wettlauf mit dem Tod verdankte er hauptsächlich dem Feldwebel. Der erfand unermüdlich wichtige Meldungen an das Bataillon. So erhielt seine Anwesenheit im Kompaniebunker die notwendige Berechtigung. Er mußte sie täglich mehrmals beweisen, damit der Hauptmann nicht auf den Gedanken kam, ihm die Führung eines Zuges im vordersten Graben zu übertragen. Daß es nur eine Frage der Zeit war, wann die beiden Kinder des Melders Waisen würden, kümmerte den Feldwebel nicht.

Der Melder fürchtete die ersten hundert Meter vor dem Kompaniegefechtsstand. Ein russischer Granatwerfer war auf den Kompaniebunker eingeschossen. Er streute seine Splitter regelmäßig auf die kleine Bodenerhebung. Keiner, der hier getroffen wurde und länger als eine Sekunde liegen blieb, kam mit dem Leben davon. Die russischen Scharfschützen schossen auf jedes unbewegliche Ziel. Der Melder und der Feldwebel wußten das.

Wenn der Feldwebel dennoch den Melder sinnlos hinausschickte, so nahm sich dieser jedesmal vor, dem Feldwebel diesen Weg zu vergelten. Einen Feind konnte er nie mit Überlegung töten, aber den Feldwebel würde er beim nächsten Sturmangriff in den Rücken schießen. Er haßte ihn. Eine halbe Handbreit unter dem linken Schulterblatt lag das Herz. Etwas anatomisches Wissen gehörte zu seinem Beruf.

Das war sein Stolz. Jedesmal, wenn er die kritischen hundert Meter entlangrannte, dachte er an diesen Mord. Dann kam das Gestrüpp, und er hatte es überstanden. Wenn er hier in eine MG-Garbe hineinlief, war das Zufall.

Fast hoffnungslos wurde der Weg erst, wenn er über die Höhe mußte. Sie hatte Ähnlichkeit mit einer Mondlandschaft. Nur der riesige Stahlmast der Hochspannungsleitung wäre auf dem Mond nicht zu finden gewesen. Einige Streben ragten, von Volltreffern verbogen, heraus. Aber das mächtige Betonunterteil hielt sämtlichen Kalibern stand. Unweit des Mastes lag ein Soldatengrab. Es mußte noch aus der Zeit des Vormarsches stammen. Ein niedriges Birkengitter umgab den aufgeworfenen Hügel. Das Kreuz mit dem Namen war von einer Granate zersplittert. ›Das Grab des unbekannten Soldaten‹ nannten es die Leute der Kompanie. Die Höhe mit dem Mast hätte sich als Beobachtungspunkt für den gesamten Frontabschnitt geeignet. Aber auf der umgepflügten Erde ein Scherenfernrohr aufzustellen, wäre ebenso sinnlos gewesen wie der Versuch, in eine arbeitende Betonmischmaschine einen Spiegel zu stecken. Während der Melder wie ein Gespenst über die Höhe huschte, befand er sich in einer anderen Welt. Hier war das Gesetz der Schwerkraft aufgehoben. Unter den herangurglehenden Granaten flog er mehr als er rannte. Jeder Gedanke war Zeitverschwendung. Stets pfiß ein kalter Wind über die kahle Erde. Das Reich der Geister hatte ihn aufgenommen. Die apokalyptischen Reiter jagten ihn. Voran der Tod, auf hagerem Pferd. Kein Baum, kein Gestrüpp, kein Gras. Nur zerwühlte, sandige Erde. In den Trichtern da und dort trübe Wasserlachen. Dennoch lebten hier oben Menschen. Ein Gefreiter und zwei Mann. Eines Nachts hatten sie sich mit den Händen und einem kurzen Spaten ein Loch unter dem Beton geschaufelt. Dort unten lauerten sie und warteten auf ihre Stunde, die kommen mußte, wenn die Kompanie im Graben vernichtet war. Dann hatten sie mit ihren Sprengladungen den herankriechenden Ungeheuern aus Stahl entgegenzuhasten, und, das tödliche Blei schon im Leibe, mit zitternden Händen die Haftladungen an die vorbeiwalzenden Panzer zu hängen. Auf diesen Moment

warteten sie, Stunde um Stunde, Tag für Tag. Immer in der Hoffnung, er werde nie für sie kommen. Über ihnen schüttelte sich ächzend der Betonklotz. Sand rieselte an den Wänden des Loches herab. Wenn die Panzer nicht kamen, dann kam gewiß einmal der Augenblick, in dem sich der Betonklotz auf sie niedersenkte. Durch die Erschütterungen der Einschläge ringsum vergrößerte sich der Unterstand mehr und mehr. Mit jedem Tag wurde es deutlicher: der Betonfuß mit der Last des Stahlturmes würde einmal die Luftblase unter sich zerquetschen. Trotzdem konnten sie nicht hinaus. Sollten sie sich in einen Trichter legen, um eine Stunde später zu sterben?

So lebte der Gefreite mit seinen zwei Mann in einem Kerker. Sie lagen nebeneinander. Zwischen ihren übelriechenden Leibern dynamitgefüllte Gehäuse. Sie tranken aus zerbeulten Bechern eine schwarze Lauge, die ihnen als Kaffee gebracht wurde, gefärbtes Wasser, das nach Blech und Zichorie schmeckte. Dazwischen fühlten sie den Sand auf der Zunge, der ununterbrochen von der Decke in das Gefäß hineinrieselte. Manchmal zogen sie sich aus, krochen wie nackte Einsiedler in ihrem Loch umher und suchten in ihren Uniformen nach kleinen, speckig glänzenden Tieren. Sie warteten jeden Tag sehnsüchtig auf die Flasche Alkohol, die ihnen zustand. Die tranken sie hastig leer und waren von Tag zu Tag erstaunter darüber, wie nüchtern sie blieben. Wenn sie ihre Notdurft verrichteten, so taten sie es auf den kurzen Spaten oder in alte Konservenbüchsen. Den Unrat schaufelten sie dann hinaus. Auf diese Weise brauchten sie dabei nicht ihr Leben zu riskieren. Manchmal fiel ihr Kot zurück und rutschte ein Stück in ihr Loch hinein. Sie glichen Lemuren. Das Haar wuchs über ihre Kragen. Sie waren fettig und staubig zugleich. Immer aber horchten sie hinaus, lauerten auf ein bestimmtes Geräusch und versuchten das Geheul der Granaten zu durchdringen - ob sie schliefen, aßen, rauchten oder tranken. Sie warteten auf das Kettengerassel russischer Panzer. Einige Male am Tag, seltener nachts, kam der Melder in ihr Loch. Er war ihre Verbindung mit der Welt, die für sie auf einen Kilometer Frontbreite zusammengeschrumpft war. Jedes Wort von ihm,

das sich irgendwie mit ›Ablösung‹ in Verbindung bringen ließ, wurde wiederholt und lieferte Gesprächsstoff für Stunden oder Tage. Und die Tage vergingen. In der Armee der Vergessenen war der Panzervernichtungstrupp ein Nichts.

Jedem Ersatzmann für die Kompanie, den der Melder nach vorn brachte, drückten sie die Hand und wünschten ihm heimlich den Tod. Er stärkte die Kampfkraft der Kompanie und ließ ihre Hoffnung auf Ablösung schwinden. Sie wühlten ohne Hemmungen in der Ledertasche des Melders und entzifferten in der fahlen Dämmerung, die sie umgab, mit grausamer Zufriedenheit die Abgangsmeldungen. Sie berechneten genau, wann die Grabenkompanie vorn nur noch aus einer Handvoll Männern bestehen würde und damit die Herausnahme der Kompanie aus der Frontlinie einer symbolischen Handlung gleichkäme.

Nur dies interessierte sie an der Tasche des Melders. Der Frontbericht, den der Melder täglich vom Bataillon zur Kompanie brachte, lohnte der Mühe nicht. Der Erfahrungsbericht über das neue Maschinengewehr, den der Feldwebel für den Divisionsstab abgefaßt hatte, nötigte ihnen nur mitleidiges Lächeln ab. Mit ihm setzte der Gefreite seine Pfeife in Brand. So verhinderte er, daß eine gewisse Stelle beim Bataillon auf den Feldwebel aufmerksam wurde. Überhaupt kontrollierte der Gefreite den Nachrichtenverkehr des Feldwebels, soweit er rückwärtige Stellen betraf. Er sorgte dafür, daß dessen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Ein Schreiben des Feldwebels an den Major verschwand spurlos im Loch des Panzervernichtungstrupps. Auf der Liste der Sonderurlauber stand der Name des Feldwebels. Er war durchgestrichen, als die Liste beim Bataillon eintraf. »Zur Zeit unersetzlich« hatte die Hand des Gefreiten unter den Namen geschrieben. Wie es vom Dramatischen zum Komischen nur ein Schritt ist, so hockte im verlausten Kotloch unter dem Todeshügel neben dem Grauen der Schalk.

Der Melder verließ das Loch. Bevor er sich umwandte, erklärte er gleichgültig: er werde - falls er noch am Leben sei - auf dem

Rückweg wieder hereinkommen. Dieser Ankündigung hätte es nicht bedurft. Seine überanstrengte Lunge zwang ihn ohnedies, das Loch zu benutzen. Er redete nur, um seiner Angst nicht zu erliegen. Jedes Gebet hätte den gleichen Zweck erfüllt.

Wieder hastete er über die Kraterlandschaft. Stahlmantelgeschosse umzwischerten ihn wie Vögel. Die Erdfontäne eines Granateinschlages verschluckte ihn und spie ihn wieder aus. Seine Finger umkrallten die Ledertasche. Er huschte durch Trichter und Gräben und landete endlich, wie vom Fieber geschüttelt, hinter dem Bahnkörper. Obwohl er hier wieder in der vordersten Linie war, bot der Schotter einen gewissen Schutz. Granaten zogen über den Himmel gleich Raketen. Von Horizont zu Horizont. Keine verließ ihre Bahn. Das Gewehrfeuer war zwar zu hören, aber nicht zu fürchten. Die Geleise auf der Böschung schienen eine Grenze zu ziehen. Nur die patschenden Werfereinschläge zwangen ihn, ein scharfes Tempo einzuhalten. Vor einem unerwarteten Schlag war er auch hier nicht sicher. Die fünfhundert Meter Bahnlinie hatten lediglich den Vorteil, die Einsamkeit, in der die Angst noch schwerer zu ertragen war, vorübergehend zu überwinden. Alle fünfzig Meter lehnte eine verdreckte Gestalt an der Böschung. Wenn sich diese Gestalten auch nur selten nach ihm umwandten, weil sie unentwegt ins Vorfeld starren mußten, so schaffte ihre Anwesenheit doch einige Beruhigung.

Das Gefühl trügerischer Sicherheit hielt an, bis er die Umgebung des Sanitätsunterstandes erreichte. Der Anblick der steifen Körper neben dem Trampelpfad zerstörte alle Illusionen. Es begann mit denen, die man halb verblutet oder mit abgerissenen Gliedern hergebracht hatte. Unwillig stellten die Träger fest, daß ihre Last in der Zeltplane schon tot war. Sie zerrten die Birkenstange aus dem Schlauch, der aus zwei Planen zusammengesetzt war. Sie rollten die Leiche hinaus und ließen sie in der Nähe des Sanitätsunterstandes liegen. Das ständige Feuer zwang sie, derlei Transporte nur nachts durchzuführen, und auch für die Träger dauerte die Nacht nur bis zum Morgengrauen. Sie hatten es eilig, in der gleichen Zeltplane Munition oder nasses Brot nach vorne zu schleppen.

Der Melder sah die Toten liegen. Wer einen Bauchschuß hatte, krümmte sich noch im Sterben vor Schmerz. Wenn er die Bauchschüsse nicht an den zusammengerollten Körpern erkannte, so wenigstens an den entblößten Unterleibern. Sie gehörten zur Kategorie der Hoffnungslosen. Ihr Abtransport war nur eine Geste, die man ihnen nicht versagen konnte, solange ihr Gehirn noch arbeitete. Oder aber ihr tierisches Schreien gab zum Abtransport Anlaß. Es richtete sich eben alles nach den Umständen. Und die waren ziemlich verschieden.

*So war zum Beispiel die Bahnlinie, wenige Kilometer entfernt, wieder in Betrieb. Die vorderste Linie - oder das, was auf den Generalstabskarten als vorderste Linie eingezeichnet war - wich noch im Divisionsabschnitt von der Bahnlinie ab. Der Schienenstrang entfernte sich in östlicher Richtung. Wo er den Feuerbereich der mittleren deutschen Batterien verließ, war er von den Russen in ihr Nachschubsystem einbezogen worden. Ein Zug hatte den Auftrag, dieses System durch eine Sprengung der Schienen vorübergehend zu stören, bevor die Kompanie die Stellung vor der Höhe bezog. Der Zug wurde seinerzeit [es war noch keine acht Wochen her] von einem Leutnant geführt. Er und seine Männer waren der Meinung, dies sei eigentlich eine Aufgabe für Flieger. Der Feldwebel hingegen meinte, allein die Stäbe seien befugt, dergleichen zu beurteilen; er persönlich habe vollstes Vertrauen zu diesem strategisch wichtigen Unternehmen. So ähnlich lauteten seine Bemerkungen stets, wenn er eine Kampfgruppe zusammenzustellen hatte. Sie endeten wie üblich mit der Versicherung, er bedaure es, sich seiner Pflichten wegen dem Unternehmen nicht anschließen zu können. Nur der Pionier Meiler wagte es, dem Feldwebel dabei höhnisch ins Gesicht zu sehen. Regelmäßig lud er ihn mit unbewegter Miene ein, trotzdem mitzukommen, und diese Einladung war der Grund, warum der Pionier Meiler bei jeder Beförderung übergangen wurde. Ein anerkennendes Wort für den Pionier Meiler fand der Feldwebel erst, als dieser nicht mehr unter den Lebenden weilte. Nachdem die Sprengung der Bahnlinie zwölf Kilometer hinter der russischen Linie tatsächlich geglückt war, bekam der*

*Pionier Meiler einen Bauchschuß. Das Geschloß traf ihn genau drei Zentimeter unter dem Koppel von hinten, etwas links vom Rückgrat. Es verließ den Körper fast gradlinig links vom Bauchnabel. Niemand vom Zug hatte Zeit, die Wunde zu betrachten. Der Pionier Meiler hatte lediglich hinten und vorn in seiner Feldbluse ein angesengtes Loch, weshalb er als zweiter Träger des toten Leutnants ausfiel. Der Unteroffizier mußte in Sekundenschnelle entscheiden, ob er den Körper des Leutnants zurücklassen oder mitnehmen solle. Eine weitere Sekunde für die Überlegung, ob es ratsam sei, die überflüssigen Munitionskästen wegzuworfen, um einen zweiten Mann zum Tragen des Pioniers freizubekommen, brauchte er nicht. Der Pionier sagte, er könne noch laufen. Zweihundert Meter weiter fielen die Munitionskästen und ihr Träger von selber aus: ein Pionier war mit einer Schützenmine in die Luft geflogen. Dabei wurden zwei weitere Männer verwundet, und die Lage wurde kritisch. Der Gefreite schoß aus der Hüfte den eingezogenen Gurt leer, dann warf er die Waffe mit allem Zubehör in einen Tümpel. Gleichzeitig blieb Meiler etwas zurück, und der Unteroffizier war gezwungen, ebenfalls zurückzubleiben. Sich umdrehend, jagte er einige Rahmen seiner Maschinenpistole in die braune Schützenreihe hinter sich. Nur der Beginn der Sumpfzone bewahrte die Gruppe vor weiteren Verlusten. Das Unterholz nahm sie auf. Es galt, den Pfad zu finden, der den Zug gestern unbemerkt durch die vorderste russische Stellung geführt hatte. Dazu brauchte der Gefreite nur eine halbe Stunde. 'Währenddessen versicherte der Pionier Meiler wiederholt, er könne ohne Hilfe noch laufen. Sie hatten sich auf dem Sumpfpfad noch ungefähr einen Kilometer entlanggeschleppt, da entdeckte der Gefreite vorn auf dem Pfad ein feindliches Maschinengewehr. Also war die Schlinge um den Rest des Pionierzugs zugezogen. Meiler erbot sich, mit einem schmerzlichen Lächeln auf den Lippen, die Sache zu erledigen. Ein Kopfnicken des Unteroffiziers gab ihm die Erlaubnis, mit zwei gezogenen Handgranaten auf das überrascht aufbellende Maschinengewehr loszurennen. Als die übriggebliebenen sechs Mann des Zuges nach der Detonation aus ihren Deckungen aufsprangen, rannten sie an dem*

*sterbenden Pionier vorbei. Er lag auf dem Rücken. Seine Oberschenkel waren von einer MG-Garbe abgesägt. Möglicherweise hätte er noch so lange gelebt, bis ihm ein Russe im Grimm über seine zerfetzten Kameraden ein Bajonett in die Brust gerannt hätte. Nur der Melder sah, wie der Unteroffizier mit der Pistole auf den Kopf des Pioniers zielte. Den Anblick des Unteroffiziers, wie er dann, ohne an das eigene Leben zu denken, ruhig eine Ehrenbezeigung vor dem Toten machte, vergaß der Melder nie, und er sprach auch nie über das, was er gesehen hatte. Seine Worte hätten dazu nicht ausgereicht. Er verstand aber als einziger, warum der Unteroffizier den Brief an Frau Meiler [mit dem üblichen Inhalt von »Brustschuß und schmerzlosem Tod«] nicht schreiben konnte. Das machte dann der Feldweibel.*

Also auch bei den Bauchschüssen kam es auf die Umstände an. Die Masse der Leichen rekrutierte sich aus Gefallenen mit verschiedenen Verwundungen. Einer streckte Arme und Beine in den Himmel. Ein anderer lag nackt im Gras, die Haut vom Strahl eines Flammenwerfers verkoht. Der Melder hätte eine Stunde damit verbringen können, sie alle zu betrachten.

Doch näherte er sich bereits dem Vorplatz des Unterstandes. Hier wurden die Toten von den Lebenden getrennt. Dieses Inferno einer Schlachtbank auch noch zu betrachten, ertrug er nicht. Mit geschlossenen Augen lief er vorüber. Nur in seinen Ohren klangen das Stöhnen und Wimmern, die Bettelei um einen Schluck Wasser. Dann konnte er nach links in den Wald abbiegen. Die Bäume - oder vielmehr das, was von ihnen übriggeblieben war - verschluckten ihn gleichsam. Sie boten Schutz gegen Granatwerfer, Schützenfeuer und Schrapnells. Das Pfeifen der Luft über ihm gewann erst wieder bei den Artilleriestellungen Bedeutung. Verlassenheit umgab ihn, sobald er den Wald betrat. Das Gestrüpp, die Birkenstämme - alles schwieg. Der Knüppelweg, von russischen Soldaten angelegt, die längst verhungert oder erschossen waren, federte lautlos unter seinen Tritten. Über dem Leichnam in der trüben Pfütze an der Lichtung tanzte ein Mückenschwarm. In schimmernder Rüstung schleppte ein Käfer einen Grashalm



über den Weg. Ein Kreis verbrannten Grases, ein entwurzelter Baum und ein Haufen abgerissener Äste verrieten, daß hier vor Tagen, gestern oder erst vor einer Stunde der Tod zugeschlagen hatte. Durch die Blätter hindurch drangen einige Sonnenstrahlen zur Erde. Die Luft zitterte. Versteckt an den Ästen hängend, warnte ein weißer Wollfaden den Eingeweihten vor einem Minenfeld. Hinter dem Melder dröhnte es wie ein abziehendes Gewitter. Einsamkeit umgab ihn. Sie umschnürte sein Herz. Er wartete auf die Heimtücke. Zwei Möglichkeiten gab es. Die eine war still wie der Wald. Sie kündigte sich nicht an. Sie lag versteckt hinter einem Stamm oder im hohen Gras. Sie kam wie ein Peitschenschlag aus dem Gebüsch. Der Schlag war immer tödlich, er hatte nur den Vorteil, kurz zu sein. Diese Möglichkeit war ausgestattet mit einem Bündel Lumpen und einer Pistole. Halbverhungert, von derselben Angst zermürbt wie er, lauerte sie hinter einem Baum. Ein Blitz und ein Peitschenschlag. Vielleicht noch ein Wölkchen Rauch. Dann sprang lautlos eine braune Gestalt aus ihrem Versteck. Sie beugte sich über den Getöteten. Entriß seinen Fingern die Waffe. Wühlte fieberhaft in seinen Taschen. Wertvolles und Wertloses verschwanden in den Lumpen. Und alles war vorbei wie ein Spuk. Zurück blieb ein Toter, über dem die Mücken tanzten, bis man ihn fand. War Morast in der Nähe, fand man ihn nie.

Die andere Möglichkeit endete auf gleiche Art. Nur kündigte sie sich an. Zunächst klang in der Ferne das Brüllen eines gereizten Tieres. Dumpf und stöhnend, ein Geräusch, das sich mit nichts vergleichen ließ. Es drang über einige Werst hinweg wie ein Ruf. Zwei-, dreimal brüllte es auf. Dann das Kreischen einer verstimmten Orgel. Eine Lähmung legte sich über den Frontabschnitt. Das Tacken der Maschinengewehre brach ab. Die Scharfschützen zogen die Karabiner in die Brüstung. Die Männer an den Granatwerfern rückten zusammen. Den Geschützführern erstarb der Feuerbefehl auf den Lippen. Auch der Melder hemmte seinen Schritt. Dann brach es herein. Unzählige Blitze zerrissen den Wald. Fast ein halbes Hundert Geschosse zerplatzte an den Stämmen oder auf der Erde. Ein

ohrenbetäubendes Donnern. Feuer, Pulverdampf, faustgroße Messingstücke, Erde, Staub. Die Männer einer Batterie wälzten sich mit vier Geschützen, aufgestapelten Munitionskisten, Kartuschen, Geräten und Pferden im Schlamm. Eine Stunde später brach es über die Feldküche herein. Fahrer, Beifahrer, Koch, kalte Verpflegung für sechzig Mann und hundert Liter wäßrige Suppe wurden in alle Winde verstreut. Nach Minuten heulte es auf eine Kompanie nieder, die zur Ablösung nach vorn marschierte: achtzig Mann, im Lauf einer Woche hinter der Front mühselig aufgefrischt, geputzte Stiefel, geölte Waffen. Die vierzig Mann, die den Graben erreichten, waren verdreckt, blutbespritzt, demoralisiert. Zwei Stunden, zwei Tage, zwei Wochen. Irgendwo rollte eine Abteilung Panzer in die Bereitstellung. Im Schutz einer Mulde versammelte der Kommandeur seine Besatzungen zur letzten Besprechung. Ein Geräusch am Horizont. Fünf oder sechs Sekunden beklemmendes Schweigen. Aus dem Nichts bersten die Geschosse. Schreie. Sprengstücke regneten auf leere Panzer. Der jüngste Offizier hatte Mühe, genügend Fahrer zu finden, um die zwölf Panzer mit den toten Besatzungen wieder nach hinten zu bringen. Und alle, die das Zittern der Erde spürten und den Rauch der Detonationen zum Himmel ziehen sahen, dankten [je nach ihrer Auffassung] dem Schicksal oder Gott, daß es andere getroffen hatte und sie noch einmal verschont geblieben waren. Auch der Melder, der niedergekniet war und die Hände vors Gesicht gehalten hatte, dankte seiner Vorsehung. So sah die andere Möglichkeit aus.

Der Melder ging weiter auf dem Knüppelweg. In der Tasche die Meldungen und die Sonnenblumenkerne. Noch lag die Hälfte des Weges vor ihm, noch gab es keinen Anlaß, sich länger als notwendig aufzuhalten. Das Orgeln über den Bäumen schwoll an. Die Artilleriestellungen begannen. Der Wald lichtete sich. Vereinzelt Schneisen mit wucherndem Gestrüpp und giftigen Pilzen. Der Knüppelweg war zu Ende. Ein ausgefahrener Weg, der sich bei Regen in zähen Brei verwandelte, nahm seinen Anfang. An die Seite gedrückt ein zusammengequetschter Panjewagen. Angefaltete Lederstränge und das Gerippe eines

Pferdes. Links und rechts des Weges verwaschene Papptafeln mit rätselhaften Zeichen. Sie bedeuteten, daß hier die Telefonstelle einer Haubitzenbatterie lag, daß dort in der Lichtung, fast unter der Erde, ein Flakgeschütz sein überlanges Rohr in den Himmel recken konnte. An einer anderen Stelle warnten Totenköpfe, von ungelenker Hand auf Brettstückchen gemalt, vor Minen. Plötzlich gurgelte etwas vom Himmel herab. Der Melder warf sich zu Boden. Die Explosion fegte über ihn hinweg. Ein riesiges Netz, das er für einen Berg trockener Aste gehalten hatte, wirbelte mitsamt dem verdorrten Laub durcheinander. In einer Staubfontäne bäumte sich das Rohr des unter dem Netz verborgenen Geschützes. Es stand einen Augenblick kerzengrade. Dann knickte es zusammen. Jemand, den es nicht getroffen hatte, verfluchte Gott. Ein anderer rief nach dem Sanitäter.

Der Melder stand auf, tappte weiter. Er dachte: wie selten hier der Ruf nach dem Sanitäter geworden ist. Der Weg wurde breiter, die Fahrrinne tiefer. Ein Soldat kam ihm entgegen. Ledertasche, staubige Stiefel, abgezehrtes Gesicht mit tiefliegenden Augen: ein Melder, der nach zwei Stunden Sicherheit in die Hölle zurückkehrte. Ein Nicken, ein müdes Lächeln als Antwort. Vorbei.

Der Melder beschleunigte seinen Schritt, um einen Wagen, der vor ihm herknirschte, einzuholen. Der Wagen schwankte in der vorgepflügten Fahrrinne. Die Staubwolke, die er hinter sich herzog, legte sich wie ein Schleier über den Melder. Er fühlte einen pelzigen Geschmack auf der Zunge. Zeltplanen verhüllten die Last des Karrens. In den Strängen hing ein struppiger Gaul. Erst als der Melder seine Hand ausstreckte, um sich an den Planken hochzuziehen, erkannte er die Ladung. Unter den Planen klopfen starre Hände auf den verkrusteten Boden, wackelten barhäuptige Köpfe ihm und her. Die Fahrtgenossen stießen einander die steifen Beine in die Bäuche. Sie verharrten in Stellungen, die kein Lebender ertrug. Zwei umarmten sich brüderlich. Andere grinsten einander an, mit verzerrten Gesichtern. Der Melder ließ jäh die Planke wieder fahren.

Er hockte im Sand, bis die Staubwolke hinter der nächsten Biegung verschwunden war. Erst das näher kommende Geprassel von Granaten scheuchte ihn auf. Wieder kamen Schilder auf ihn zu, Kanonen, Stapel leerer Kartuschen. Zogen am Wegrand an ihm vorbei. Blieben zurück. Endlich begann das Feld mit Disteln und nassen Flecken, die niemals austrockneten. Dann die endlosen Reihen der Birkenkreuze. Am Ende des Friedhofs stand der Totenkarren. Ein Haufen Gestalten mit kahlgeschorenen Schädeln hantierte mit Spaten. Einige zerrien an der Ladung des Wagens. Andere schleiften einen Toten durchs Gras. Hinter der letzten Reihe des Friedhofs öffnete sich das Dorf.

An beiden Seiten des Wegs geduckte Hütten, Blockhäuser aus rohen Stämmen, mit verwitterten Schindeln gedeckt. Ein Ziehbrunnen. Daneben, auf einer Stange, der Blechwimpel des Bataillons.

Der Melder stolperte ins Haus. Neben einer Tür stand der Adjutant. Er legte die Hand an den Stahlhelm und zog die Meldungen aus der Ledertasche.

Mit diesem Augenblick begann der Melder zu schlafen. Er drehte sich mechanisch um, wankte den Gang zurück, setzte seine Füße wie ein Schlafwandler auf die Stufen vor dem Hauseingang. Halb im Traum sank er auf die rohe Holzbank neben dem Brunnen. Müdigkeit legte sich über ihn wie ein schwarzes Tuch. Vom Kompaniegefechtsstand zum Bataillon - Befehl ausgeführt.

# I

Der Adjutant wog die Meldungen der Kompanie in der Hand. Er las Namen von Menschen, die nicht mehr existierten, ausgelöschte Begriffe, Bestandteile der Vergangenheit. Abgang: 1 Maschinengewehr, Nummer nicht mehr festzustellen; 2 Traggurte; 1 Reservelauf; 1 Unteroffizier; 7 Mann. Es hatte wenig Sinn, die Meldungen dem Kommandeur vorzulegen. Er und der Kommandeur waren die Angelpunkte des Lebens. Die Tür ging auf: Namen kamen. Die Tür schlug zu: Namen gingen. Hier bekamen das Leben eine Zahl und der Tod eine Zahl. Sie mußten sehen, wie sie damit fertig wurden. Er hatte seine Arbeit. Was der Kommandeur hatte, interessierte ihn nicht.

Er klopfte an die Tür. Sie war mit Pappe bespannt. Niemand wußte, warum. Vielleicht, um Respekt zu erwecken. Vielleicht war sie auch rissig, oder die Pappe sollte zeigen, daß diese Tür zum Kommandeur führte.

Der Major lehnte an einem mit Papier überzogenen Tisch. Man sah ihm an, wie müde er war. Er roch den Modergeruch des Hauses, die Mischung aus kaltem Rauch, morschem Holz, schmutziger Wäsche, Schweiß und Ungeziefer. Er hatte sich lange nicht rasiert. Zwei Tage oder eine Woche. Er erinnerte an einen Toten, dessen Bart weiterwuchs. Mochte jeder sehen, wie lange er schon aufgebahrt lag. Sein Glasauge verunstaltete das Gesicht. Das lebendige Auge blickte nacheinander an den vier Tischbeinen hinunter; auf die vier mit Wasser gefüllten Blechbüchsen, in die gelbliche Brühe, auf der tote Wanzen schwammen. Er wollte feststellen, ob die Wanzen sich vermehrt hatten. Er tat es gedankenlos, eigentlich war es ihm gleich. Schon lange hatte er die starren Körper auf den Wasserspiegeln nicht mehr gezählt.

Als der Adjutant den Raum betrat, befaßte der Major sich mit Erscheinungen. Er registrierte sie. Er sah auf dem glatten

Papier des Tisches das Netz einer Spinne. Ein Rad, die Gewichte von Uhren. Uhren, die tickten. Langsam oder schnell, aber rastlos bemüht, das Leben zu verkürzen. Während er sie gespannt beobachtete, als müßten sie ein Geheimnis enthüllen, fühlte er sich wie etwas, das leblos im Wasser hing. Die Flut strich über seine Haut. Er schwamm. Das tat ihm wohl. Wenn er aus diesem Zustand erwachte, kam der Schmerz zurück. Ein unerträglicher Schmerz, dem er nichts mehr entgegenstellen konnte. Es kam ihm vor, als trage er ihn schon eine Ewigkeit mit sich herum. Er hing an seinen Bewegungen wie Blei. Ununterbrochen hämmerten in ihm die Worte des Telegramms: »KIND UND ANNA TOT STOP UNTER DEN TRÜMMERN DES HAUSES GEBORGEN STOP VERSTÜMMELT STOP DAHER SOFORT BEGRABEN.« Das Telegramm hatte er verloren. Aber der Schmerz verlor sich nicht. Wenn der Major allein am Tisch saß, dachte er darüber nach. KIND UND ANNA TOT. Er starrte auf die schmutzigen Wände. Er öffnete den Mund und sagte kein Wort. Auf seine Stirn trat Schweiß. Von Anna wußte er noch: sie hatte schwarzes Haar. An ihr Gesicht konnte er sich nicht mehr erinnern. Dabei hatten sie zwanzig Jahre zusammen gelebt. Zwanzig Jahre lang hatten sie sich jeden Tag gesehen. Er legte sich mit ihr ins Bett und küßte sie jeden Morgen auf den Mund. Aber er konnte sich nur auf das eine besinnen: sie hatte schwarzes Haar. Dafür besaß er ein Bild von seinem Kind. Ein Sommertag im Garten. Blumen in der Sonne. Die lebenshungrigen Augen lachten ihm entgegen. Die Linse der Kamera hatte sie festgehalten. Das Kind war tot.

Der Major kicherte vor sich hin und blickte durch eine zersprungene Fensterscheibe hinaus. Auf der Bank lag der Melder. Die Sonne sank. Mücken schwirrten durch die Luft. Es war alles so, wie er es erwartet hatte. Die Straße, der Ziehbrunnen, die feurige Sonnenscheibe am Horizont. Ein Soldat in auffallend weißem Drillich ging vorüber und spuckte verächtlich in den Sand. Alle, die er kannte, lebten noch. Nur sein Kind mußte sterben. Als hätte er eine Rechnung nicht beglichen. Nun war sie einkassiert worden. Unerwartet und rücksichtslos. Das war der Dank, die Gerechtigkeit.

Er wandte sich um und befahl: »Der Melder soll herein-  
kommen!«

»Jawohl, Herr Major«, antwortete die Stimme des Adjutanten. Ein Luftzug hob drei Blätter Schreibmaschinenpapier vom Tisch und wehte sie auf den Boden. Während der Major sie aufhob, blickte er wieder durch das verschmierte Fensterglas hinaus. Er sah, wie sich der Melder, vom Adjutanten angesprochen, erhob, unter dem Fensterkreuz vorbeiglitt, für eine Weile verschwand und plötzlich vor ihm im Raum stand.

»Rühren«, sagte der Major, aber nur aus Gewohnheit. Der Melder stand, abgenutzt vom täglichen Befehlsempfang, ohnehin lässig vor ihm.

»Alles in Ordnung?« fragte der Major. Dabei dachte er an sein totes Kind. Ein Unglück, dessen Folgen nicht abzusehen waren. Immer kam noch etwas hinzu, das er vergessen hatte.

Der Melder sagte: »Jawohl!«

»Und am Knüppeldamm?«

Der Adjutant gab schnell zur Antwort: »Nicht mehr zu halten!« Er stellte sich neben den Melder. Einen Augenblick sahen sie sich an. Zwei Männer, die ein Geschäft miteinander abmachten. Stumm, ohne zu reden.

Der Major wurde wütend: »Interessant.«

»Ja.« Der Adjutant betrachtete seine Fingernägel. »Exponierter Punkt. Es trifft niemanden ein Vorwurf.« Er sah plötzlich auf. »Ich werde sofort eine entsprechende Information an die Division ausarbeiten!«

Draußen, auf der Straße, ratterte eine schwere Zugmaschine vorüber. Der Boden begann zu zittern. Von der Decke löste sich Staub. Eine Scherbe fiel aus der Fensterscheibe, klirrte auf die Fußbodenbohlen und zerbrach.

»Vermutlich wird das Artillerieregiment verstärkt«, sagte der Adjutant.

»Welches?« Die Frage des Melders kam wie aus der Pistole geschossen.

Der Major befahl verärgert: »Sie reden nur, wenn Sie gefragt sind!« Er wandte sich an den Adjutanten. »Geben Sie mir bitte die Karte.«

Der Adjutant kramte auf dem Tisch herum. Er trug unter der Feldbluse ein Hemd mit Manschetten. Beide waren verschmutzt. Entlang ihren Falten zog sich ein grauer Rand. Mit gemachter Gleichgültigkeit blickte der Melder auf die Karte. Die Stimme des Adjutanten sagte: »Schließlich sind wir das unsern Männern schuldig.« Seine Hand wies unbestimmt auf den Tisch. Dabei ließ er im unklaren, was er eigentlich meinte.

Der Major wiederholte leise: »Schuldig?« Er blickte auf den Melder und schüttelte den Kopf.

»Ich bin überzeugt«, versicherte der Adjutant geschäftsmäßig, »daß unsere Ansicht durchdringt.«

»Was geht das mich an!«

»Wie bitte?« Der Adjutant hustete verlegen.

Der Major erklärte trotzig: »Ich sagte: was geht das mich an!« Er legte seine Hände zusammen und spürte eine ungesunde Feuchtigkeit, wie bei einem Fieberkranken. Er hätte jetzt einen Arzt aufsuchen können. Einen Augenblick spielte er mit diesem Gedanken. Sicher würde er den Arzt überzeugen, daß er krank sei. Voller Entrüstung dachte er: ich bin es auch wirklich.

»Wenn Sie rauchen wollen?« wandte sich der Adjutant an den Melder. »Wir haben nichts dagegen!« Er glich einem geschickten Mann, der sich überall zu Hause fühlt - gleichgültig, was geschieht.

»Danke!«

Umständlich stopfte der Melder seine Pfeife. Als er endlich fertig war, zündete er sie nicht an. Er wollte nichts riskieren. Eine Schmeißfliege, die bis jetzt auf dem Ofen herumgekrochen war, startete zu einem Flug nach dem Fenster. Sie schlug gegen die Scheibe und sank zu Boden. Unter der Decke knisterte etwas, als bewegten sich Ratten. »Wovon sprachen wir eigentlich?«



»Gegenangriff oder nicht?« antwortete der Adjutant unvermittelt. Er hielt dem Major die Frage entgegen wie ein Bild auf der Auktion. Zum ersten. Zum zweiten. Der Adjutant hatte bereits geboten: kein Gegenangriff, niemand wird geopfert. Der Melder starrte angestrengt zum Fenster hinüber und lauerte auf jedes Wort.

»Der Befehl ist Ihnen doch bekannt?« fragte der Major.  
»Welcher Befehl?«

»Die Stellungen sind zu halten. Jeder Einbruch des Feindes ist im Gegenstoß zu bereinigen!«

»Gewiß, gewiß«, entgegnete der Adjutant, als wolle er sich entschuldigen. Es gab hundert Befehle. Kein Soldat kann einen Befehl verweigern, aber er kann ihn vergessen.

Der Major dachte an sein Kind. Es war nur gerecht, wenn andere auch Telegramme erhielten. Er dachte - ich muß mir Genugtuung verschaffen. Seine Hände waren noch immer feucht, als hätte er sie in Wasser getaucht. Man kann einen Schmerz betäuben, wenn man sich dafür rächt. Er wollte Rache nehmen. »Es gibt keine Ausnahme«, sagte er und sah, wie der Melder auf sein Glasauge blickte, als wartete er darauf, daß es herausfiel.

»Herr Major!« Der Adjutant wies auf die Karte auf dem Tisch. Sein Finger zeichnete einen schwarzen Strich nach, der durch die Sümpfe führte. »Der Knüppeldamm ist wertlos. Kein Damm. Ein Pfad aus Fichtenstämmen.« Er deutete auf ein rotes Kreuz: »Das Maschinengewehr, ein sinnlos vorgeschobener Posten.«

Der Major brauchte nicht weiter zuzuhören. Was jetzt kam, wußte er. Die Zwecklosigkeit dieses Postens. Der schmale Weg durch das Niemandsland. Dünne Stämme, einfach nebeneinander gelegt. Keine direkte Verbindung zum Rest der Kompanie. Zwischen den Stämmen aufquellender Morast. Das russische MG bestrich gradlinig den Pfad. Eine künstliche Laubwand nahm dem Gegner die Sicht, nicht aber das Schußfeld. Explosivgeschosse hagelten unausgesetzt auf diesen einzigen Verbindungsweg. Dann die Stellung: ein Gewirr aus entwurzelten Bäumen, Stümpfen und kahlen Büschen.

Keine Trichter. Der Sumpfboden schloß sich sofort über jedem Einschlag. Ein Wunder, daß die Gruppe sich dort so lange gehalten hatte.

»Dabei ist die Kompanie stark geschwächt. Jeder Mann wird dringend gebraucht. Wie wollen Sie einen Gegenstoß verantworten?« schloß der Adjutant. Er nahm die Hand von der Karte. Er wartete auf Antwort. Auch der Melder begriff jetzt, worum es ging.

Dem Major fiel es schwer, sich nichts anmerken zu lassen. Immer wieder mußte er Hilfe bei seinem Kind suchen. Sein Kind war getötet worden. Das durfte er nicht vergessen. Er hätte es dem Adjutanten ins Gesicht sagen können. Warum ich? Womit habe ich das verdient? Ich habe mir kein Haus in französischem Stil bauen lassen wie der Oberst der Artillerie. Sie können es vom Fenster aus sehen. Dort hinten steht es. Die Kanoniere hausen in Schlammlöchern. Ich halte nicht täglich Offizierstafeln, mit Leuchtern und weißem Porzellan. Ich halte mir keine Geliebte. Bei mir gibt es keine Dienstfahrten in die Etappe. Nichts, nur die verdammte Sorge um das Bataillon. Ich habe diesen Feldzug nicht gewollt. Ich bin Privatmann. Man hat mein Kind ermordet. Meine Rolle als Schutzengel ist ausgespielt...

»Können Sie das verantworten?« wiederholte der Adjutant seine Frage.

»Wir haben Ersatz.« Der Major schrie: »Genug Ersatz, um die Kompanie aufzufüllen!«

»Jawohl, Herr Major.«

Der Melder zuckte zusammen und wurde bleich. Er erinnerte sich an die Hoffnung, daß sie von selbst absterben würden. Abbröckeln. Einer nach dem ändern kam nach hinten, verwundet oder tot. Bis der Rest abgelöst werden mußte. »Ersatz in Zugstärke«, sagte der Major in normaler Lautstärke.

Der Adjutant lächelte mitleidig. »Ersatz.« Er winkte verächtlich ab. »Die Leute haben keine Erfahrung. Sie wollten sie hierbehalten und langsam eingewöhnen.« Er wird so lange auf mich einreden, dachte der Major, bis ich wieder allein am Tisch

sitze, die Uhren mit den Gewichten sehe und das Ticken höre. Es würde mich beruhigen, daß andere auch Opfer gebracht haben. Ich muß das hören, sonst

verliere ich den Verstand. Er klammerte sich an seine Absicht: »Tun Sie, was ich befehle.«

»Also Gegenstoß über den Knüppeldamm?!« Draußen, auf der Straße, kam die Zugmaschine zurück. Sie wälzte sich vorüber. Die Wände zitterten. Dann Stille. »Ich wollte...« Der Major blickte mit dem gesunden Auge auf seine Stiefel.

»Ja?« Die Stimme des Adjutanten fragte: »Was wollten Sie?«

»Nichts.« Um Zeit zu gewinnen, wandte der Major sich an den Melder: »Wie stark ist der Feind?« Eine lächerliche Frage. Der Adjutant schwieg. Der Melder sagte nur:

»Das weiß keiner.«

»Hm.« Der Major wunderte sich, daß er der Verantwortung auswich. Bis jetzt hatte er den Tatsachen stets ins Auge gesehen. Der Schmerz hatte alles verschwimmen lassen: das Mitgefühl, die Sorge, den Tisch mit den Blechbüchsen, in denen die toten Wanzen schwammen; den Ofen aus Lehm, auf dem der Kolchosbauer ein Bündel Lumpen vergessen hatte; die Tür mit den Lederscharnieren, durch die der Adjutant mit dem Telegramm eingetreten war; das Unglück und die Vernichtung. Er dachte: Warum kann ich mich nicht an sie erinnern? Irgend etwas stimmte hier nicht. Man vergißt nicht einen Menschen, neben dem man zwanzig Jahre gelebt hat. Das Telegramm, ein Schlag. Entweder fällt man auf die Knie und betet, wird ein Büsser und ein Narr. Oder man schlägt zurück. Er dachte: Ich schlage zurück. Jeder sollte für das Kind büßen: der Melder, die Kompanie in der Riegelstellung, die ganze Welt. Und doch war er irgendwie gehemmt. Als wollte er sich eine Hintertür offenlassen. Ein bißchen Feigheit bleibt immer übrig. »Schreiben Sie den Divisionsbefehl ab«, befahl er.

Nun wußte er, wie er es machen mußte. Es war ziemlich einfach. Der Adjutant tat, was ihm befohlen war, und schien es auch zu begreifen. Er malte in Blockbuchstaben Wort für Wort

auf das Papier. Der Melder sah ihm zu. Der Adjutant hielt dem Major den Zettel hin:

»Einbrüche des Gegners sind durch Gegenstöße zu bereinigen.«

»Gut«, sagte der Major. Er übergab den Zettel dem Melder. »Sie nehmen dreißig Mann Ersatz nach vorn und diesen Zettel.«

»Jawohl!« Der Melder fragte plötzlich: »Ist das eine Mitteilung oder ein Befehl?« Er hielt das Papier gegen das Licht. Der Major zeigte ihm brüsk den Rücken. Er blickte auf den Adjutanten: »Holen Sie die Leute!«

Die Tür knarrte. Auf den Bohlen knarrten die Schritte des Adjutanten.

»Soll ich draußen warten?« fragte der Melder. Der Major antwortete nicht. Er trat ans Fenster und musterte die papierverklebten Sprünge im Glas. Sprünge, die geradlinig verliefen und plötzlich, wie in einer Laune, zur Seite hüpfen. Unberechenbar war, was wirklich eintreten würde. Der Zufall änderte die Richtung.

Der Major sah das Dorf. Der Ziehbrunnen stand wie ein Galgen gegen den Himmel. Die Sonne sank zwischen die Bäume des Waldes. Es wurde Abend. Er war befriedigt, daß er dem Leben einen Streich heimgezahlt hatte. Nun würde alles leichter sein. Er hatte über Leben und Tod zu entscheiden.

»Ich bitte, etwas Persönliches fragen zu dürfen«, sagte eine Stimme. Der Major hatte vergessen, daß der Melder noch dastand. »Sprechen Sie«, sagte der Major. Er drehte dem Melder immer noch den Rücken und sah weiter durch das gesprungene Glas.

»Ich möchte...« Der Melder stockte, setzte aufs neue an. »Ich möchte - es ist bloß eine Frage...«, wiederholte er. Dann: »Können Sie mich ablösen lassen?« Der Major rührte sich nicht. Das hatte ihm noch keiner gesagt.

»Seit wir in dieser Stellung liegen«, fuhr der Melder hastig fort, »ich weiß nicht, wieviel Tage schon, bin ich mindestens

hundertmal hin und her gegangen. Ich bin bestimmt kein Feigling. Aber ich halte das nicht mehr aus. Ich kann nicht mehr.« Er sprach sehr schnell. In seiner Stimme schwang die Melodie des Weges. »Ich weiß nicht, wann ich dran bin. Die Höhe - das ist wie auf dem Schießstand. Ich bin das Ziel. Alles schießt auf mich. Und der Wald, die Verwundeten und die Toten. Ich bin müde. Manchmal glaube ich, es zerreißt mir die Lungen.« Der Major trommelte mit den Fingern auf das Fensterglas. »Glauben Sie, bei der Kompanie im Graben ist es besser?« »Ja, ja«, sagte der Melder laut, als fürchte er, der Major könne es überhören. »Dort kann ich mich eingraben. Ich brauche nicht durch das Granatwerferfeuer. Von hier - zurück in den Graben - das ist das Schlimmste. Bitte, lassen Sie mich ablösen«, sagte er.

Der Major dachte, das kenne ich. Man gewöhnt sich nicht daran. Es ist wie ein Sprung aus großer Höhe in seichtes Wasser. Das Schwimmen hält man aus. Auch den Sprung? »Sie erzählen mir nichts Neues«, sagte er. Es klang gleichgültig. Er wollte sich nicht überrumpeln lassen. Weder von sich selbst, noch von dem Mann hinter dem Tisch. Der Melder gab sich nicht zufrieden. »Es ist ungerecht.« Der Major sah, wie aus den Hütten des Dorfs die Ersatzmänner kamen. Einer stand schon am Ziehbrunnen. Ein gerötetes, feistes Gesicht, mit vorstehenden Zähnen. Keine Sicherheit in der Haltung. Nur dumm dreistes Gehabe. Auch ihn würde der Melder zur Schlachtbank führen. Die Stimme hinter dem Major sagte: »Es wäre gerecht, wenn täglich gewechselt würde.« Der Major dachte: Gerecht? Ein Kind töten ist auch gerecht. »Oder wenigstens wöchentlich«, sagte der Melder.

Der Major merkte, daß ihn das alles nicht interessierte. Er wich aus: »Ich kann mich nicht um alles kümmern.« »Der Hauptmann sagt, Sie haben befohlen, daß ich bleibe.« »Ich habe befohlen? Er kann jederzeit einen anderen bestimmen.«

»Jawohl. Aber er sagt, Befehl ist Befehl.« Der Melder wurde lästig; er redete, als gäbe es nichts außer ihm. »Ich werde mit dem Hauptmann sprechen«, sagte der Major. Er rührte sich immer noch nicht vom Fleck. Am Ziehbrunnen hatte sich eine

Gruppe gebildet. Der Adjutant zählte ab. Die Ersatzmänner waren mit ihrem Gepäck beschäftigt. Zuviel Gepäck. Sie würden nur einen Bruchteil brauchen, und auch den nicht lange. Hinter seinem Rücken machte der Melder eine Bewegung. Vielleicht war er näher ans Fenster getreten? Der Major kümmerte sich nicht darum. Seine Finger klopfen weiter an das Fensterglas. Zweimal stark, zweimal schwach. Immer im gleichen Rhythmus. Der Melder räusperte sich.

»Noch etwas?« fragte der Major. Er hätte den Melder mit dem Adjutanten hinausschicken sollen. »Ich kann nicht in die Stellung gehen.« Das Klopfen brach ab.

»Ich kann nicht mehr«, sagte der Melder. »Ich bin krank.« »Krank?« Der Major drehte sich um. Die Lüge auf dem Gesicht des Melders war offensichtlich.

»Ich kann meine Beine nicht mehr bewegen. Gelenkentzündung. Die Meldung und die Leute muß ein anderer nach vorn bringen.« Er hatte den Zettel mit der Abschrift des Divisionsbefehls auf den Tisch gelegt und die Fäuste geballt. Als hielte er in den Händen etwas verborgen. Sein Gesicht und der Lehmofen schienen aus dem gleichen Stoff zu sein. Er schwieg, als der Major ihn ansah. »Raus!«

Der Melder rührte sich nicht. Vom Ziehbrunnen drangen Wortfetzen herein: der Adjutant. »Nehmen Sie die Meldung!«

Der Melder streckte die Hand aus und griff nach dem Papier. Kein echter Gehorsam, nur eine Bewegung. Der Major sah das graue Gesicht. Tränen standen in dem Gesicht. Der Melder machte kehrt. Er ging wortlos hinaus. Die Stimme hinter dem Tisch war fort. Der Major wankte ein wenig, als er wieder zum Fenster trat. Der Melder konnte weinen. Die Ersatzmänner draußen traten in Marschkolonnen an. Der Adjutant hob die Hand. Der Melder kam und wischte sich über die Augen. Einige lachten verlegen. Der Melder schüttelte den Kopf. Durch das verschmierte Fenster wirkte das alles wie ein Film. Die Tonapparatur hatte versagt. Alles blieb stumm. Der Melder hatte geweint. Vor Wut? Oder war es etwas anderes? Jetzt setzte der Ton wieder ein. »Ohne Tritt - marsch!«

kommandierte der Adjutant. Es kam wie aus einer Schlucht. Der Melder trat auf die Dorfstraße, und die Kolonne zuckelte hinter ihm her. Die Männer, der Ziehbrunnen - alles verschwamm vor seinen Augen. Warum konnte nicht auch er weinen? Tränen trösten. Der Major sah nur noch die Fensterscheibe. Das Glas spiegelte ein fremdes, zur Fratze verzerrtes Gesicht. Sein eigenes Gesicht.

## II

Der Melder verließ mit den Ersatzmännern das Dorf. Das Lederzeug knirschte. Bei den letzten Hütten des Dorfes wieherte ein Pferd. Der Friedhof lag verlassen. Der Totenkarren war verschwunden. Von den fragwürdigen Gestalten keine Spur.

Die Kolonne hinter dem Melder verhielt sich schweigsam. Die Frontlinie vor ihm, eingeschlossen in die düsteren Wälder, schwieg auch. Die Nacht schob sich über den Horizont. Immer wenn es dämmerte, schwieg die Front eine Zeitlang, um sich auf die Nacht vorzubereiten. Der Melder kannte das. Er schlug mit der linken Hand eine Fliege, die ihn seit dem Dorfausgang begleitete, in den Staub. Seine Rechte war noch immer zur Faust geballt. Sie umschloß das Papier, das er unbemerkt vom Tisch des Majors genommen hatte. Die Meldung für die Kompanie steckte in seiner Tasche. Später würde er sie wegwerfen.

Am Waldrand hielt eine Feldküche. Der Beifahrer legte frisches Holz in das Feuerloch. Etwas Glut fiel heraus. Der Deckel des Kessels stand offen. Es dampfte und roch nach nichts.

Der Wald warf sich dem Weg entgegen, als sei er der Stärkere. Aber die Stämme wichen zurück. Nur vereinzelte Zweige des Gestrüpps griffen nach dem Melder, streiften seine Schulter. Er öffnete seine Faust, wollte das Papier glattstreichen. Vorsichtshalber blickte er zurück.

Einer von den Männern hatte sich aus der Gruppe gelöst und bemühte sich, die Reihe, welche die Soldaten gebildet hatten, zu überholen. Der Melder knüllte das Papier in seiner Hand wieder zusammen. Es war noch nicht dunkel genug. Gleich



kam der Baum mit dem Gehenkten. Er lief auf die andere Seite des Wegs. Die Reihe der Soldaten hinter ihm machte keine Anstalten ihm zu folgen. Sie blieben auf ihrer Seite und würden erschrecken. Er lächelte schadenfroh.

Der Gehenkte baumelte, wie aus dem Wasser gezogen, am langen Strick. Es war schon zu dunkel, um sein Gesicht zu erkennen. Vor einer Woche erst hatten sie ihn ausgewechselt. Sein Vorgänger war Kommissar gewesen, er war nur ein gewöhnlicher Soldat. Wenn man sie truppweise im Walde fing, wurden sie erschossen, Einzelgänger wurden gehenkt. Sie schienen das zu wissen. Meistens hoben sie die letzte Kugel für sich selbst auf. Das kürzte das Verfahren ab. Der erste der Reihe sprang erschrocken beiseite. Fast hätte er die Leiche berührt. Der Melder kicherte. Die anderen waren gewarnt und liefen eingeschüchtert um den Toten herum. Die erste Leiche, welch ein Ereignis.

Es dunkelte mehr und mehr. Der Himmel wurde bläulich-schwarz. Ein Morseapparat tickte im Gebüsch, aber der Melder konnte nichts erkennen. Von den Geschützstellungen im Wald drangen Geräusche herüber. Er nahm die Meldung aus der Tasche, riß ein Stückchen ab und ließ es zu Boden flattern.

Das Wagengestell mit den verfaulten Ledersträngen ragte wie ein Gespenst am Weg. Niemand sah das Papier zur Erde fallen. Den Rest würde er auch bald los sein. Immer wieder flatterte etwas von der Meldung ins Dunkel, in das Vergessen. Das gehörte zu seinem Plan. Bald hatte er nur noch ein winziges Stückchen übrig. Er rollte es zwischen den Fingern, schnippte es fort, irgendwohin. Eine verirrte Gewehrkuugel schwirrte matt durch die Wipfel und klopfte gegen einen Stamm. Die Front schien aufzuwachen.

Der Soldat hinter ihm hatte es endlich geschafft. Er keuchte, als trüge er außer der Zeltplane und dem Gewehr noch eine Munitionskiste.

»Ich bin Bäcker«, sagte er.

Eine Garbe Leuchtspurmunition prasselte ins Geäst. Der Melder stülpte den Stahlhelm auf, den er bis jetzt am Koppel

getragen hatte. Die Stimme neben ihm schwieg. Nach einer Weile setzte sie wieder an:

»Ich bin Bäcker!«

»Ja«, sagte der Melder. Er fragte sich, ob der andere seinen Beruf oder seinen Namen meinte.

»Ich wollte eigentlich zur Feldbäckerei«, klärte die Stimme ihn auf.

»Wär' schön«, antwortete der Melder. Er dachte an Brot. An frisches Brot, das noch warm war. Er hatte keinen Hunger. Er dachte an gestärkte Schürzen, an eine gekachelte Backstube, an mehlig Sauberkeit.

»Zuhaus hab' ich 'ne Bäckerei mit eigener Mühle«, sagte die Stimme wieder. Und dann voller Selbstmitleid: »Betrogen hat man mich.«

»Uns alle hat man betrogen«, sagte der Melder. Seine Stimme ging unter im Pfeifen und Zischen einer Granate, die im Wald explodierte.

»Weitergehen!« befahl der Melder laut, aber die Männer hatten sich schon hingeworfen. Auch der Bäcker drückte sich in den Boden.

»Hochkommen!« schrie der Melder wütend. Er dachte: das kann ja gut werden; die bewegen sich am liebsten auf dem Bauch. Eine Minute verstrich, dann standen sie endlich auf. Sie gingen weiter.

»Eine Bäckerei mit Mühle«, sagte wieder die Stimme neben ihm. Ein Leuchtschirm entfaltete sich über dem Wald. Das helle Licht drang durch die zerfetzten Baumkronen. Eine halbe Minute liefen sie durch die fahle Helligkeit der Rakete.

Der Melder drehte sich um und sah der Stimme ins Gesicht: eine Reihe vorstehender Zähne und viel Dummheit. Nur ein kurzer Blick. Dann zog die Nacht wieder ihren Vorhang vor.

»Ich will dir auch was zukommen lassen«, lockte unklar die Stimme. »Ein Wink von dir... du kennst sicher einen, mit dem zu reden ist. Ich gehör' in die Feldbäckerei. Jeder dient, wo er nützlich ist.« Der letzte Satz war aufgebläht von falscher

Überzeugungskraft. »Ich kenn' keinen.« Der Melder machte angewidert eine Handbewegung. Er merkte, daß er immer noch das Papier vom Tisch des Majors in der Faust hielt. »Geh nach hinten. Wir müssen Abstand halten, weil's gefährlich wird.« Er wollte allein sein. Der Schatten blieb gehorsam zurück. Er konnte nachdenken und das Papier gattstreichen. Der Major würde den Zettel nicht vermissen. Solche Zettel wurden bei ihm nur gesammelt, um vernichtet zu werden. Was darauf stand, wußte er auswendig. Ein Fahrzeug versperrte den Weg. Verwundete wurden verladen. Er stolperte über eine Bahre. Jemand fluchte. Der Zettel glitt aus seiner Hand. Es dauerte lange, bis er ihn wiederfand. Die Reihe hinter ihm kam durcheinander. Einer rannte ihm gegen die Brust. Andere riefen: »Melder! Melder!« Er brachte sie wieder in die Reihe und geriet dabei außer Atem. Sicherheitshalber steckte er den Zettel in die Tasche. Bei einer Kontrolle konnte er angeben, er trage ihn nur für den Notfall bei sich. Auch das war natürlich verboten, wurde aber nicht so genau genommen. Die Zettel kamen zu Tausenden aus dem Nichts. Er hatte zwar nie ein Flugzeug gesehen, aber aus der Luft mußten sie kommen. Manchmal hingen sie in den Baumkronen oder an den Schindeldächern der Dorfhütten. Die meisten waren über den Sumpf verstreut, wo niemand sie einsammeln konnte. Rosa und blaue Zettel gab es. Der Text war derselbe.

KOMM ZU UNS, KAMERAD! DIESER PASSIERSCHEIN GARANTIERT DIR LEBEN UND FREIHEIT! Auf der Rückseite standen Erklärungen in kyrillischer Schrift. Er konnte sie nicht entziffern. Einer in der Kompanie hatte sie übersetzt. Es klang nicht schlecht. »Wer diesen Passierschein vorweist, ist ein Überläufer. Er hat Anspruch auf bevorzugte Behandlung, Leben, Freiheit, Rückkehr in die Heimat nach dem Kriege.« Bei der Kompanie glaubte niemand daran. Der Melder eigentlich auch nicht. Trotzdem hatten die meisten von ihnen einen »Passierschein«. Dieser hier stammte vom Tisch des Majors. Der Angriff auf den Knüppeldamm sollte ohne ihn stattfinden.

Die Geschichte mit der Meldung war erledigt. Die Papierschnitzel würde keiner finden. Wieder stand eine Leuchtkugel

am Himmel. Durch das Laubdach hindurch sah der Melder sie langsam sinken. Er fragte sich, wie weit es noch sei. Aber da stand er schon im Schatten des Bahnkörpers. Ein Maschinengewehr rattete los. Es war, als hätte der Bahndamm nur auf ihn gewartet. Wie auf Kommando feuerte auch der erste Gewehrposten neben ihm. Der nächste fiel ein. Das Feuer fraß sich wie eine brennende Zündschnur den Schienenweg lang. Zischen und Krachen. Der Bahnkörper schien vom Fieber geschüttelt. Aus der Mulde schnatterte plötzlich ein zweites Maschinengewehr dazwischen. Alles knallte drauflos, als gälte es, ein neues Jahr zu begrüßen. Weiter hinten spielte das Feuerwerk der Leuchtpurgeschosse. Und plötzlich fiel der Lärm wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Stille. Nur ein Querschläger zwitscherte noch durch die Luft.

Er schien in den Himmel zu fliegen und kam nicht mehr zurück.

»Raucht noch 'ne Zigarette«, sagte der Melder zu den Männern. Sie standen um ihn herum. Die roten Pünktchen glühten. Wenn einer einen Zug tat, wurden schemenhafte Gesichter erkennbar. Von der feindlichen Höhe klackten ein paar Schüsse herüber.

»Also los«, sagte der Melder und warf den Rest der Zigarette zwischen die Bäume. Die Reihe huschte den Bahndamm lang. Er nahm die Spitze.

Auf dem Pfad begann der Gegenverkehr. Träger mit Munitionskisten schlängelten sich an ihnen vorbei. Ein Melder überholte sie. Beim Sanitätsunterstand lagen schwarze Klumpen auf der Erde. Die Toten. Aus der Reihe drang kein Laut. Hinter einer Zeltplane schimmerte weiß der Strahl einer Karbidfunzel. Es roch nach Karbol und Kalk. Fern in den Wäldern feuerte eine Batterie. Im rötlichen Schein der Abschüsse, die über den Nachthimmel zuckten, sah der Melder eine Sekunde lang vor sich die Silhouette der Höhe, den Leitungsmast, die abgesengte ansteigende Fläche, das Kraterfeld. Vom Feind her kamen atemlose Maschinengewehrsalven. Die Explosivgeschosse entluden sich über den Schienen wie ein Gewitter. Endlich brachen sie ab, mit gehässiger Befriedigung, als wollten sie sagen: wir sind auch

noch da. Die Höhe begann. Der Melder kletterte auf die Böschung, duckte sich und rannte die Anhöhe hinauf. Die Granatwerfereinschläge glichen niederfallenden Steinen. Sofort war er mittendrin, die Ersatzleute hinter ihm auch. Aber er dachte nur an sich. Eine innere Stimme befahl: »Schmeiß' dich hin!« Er lag sofort am Boden. Sie befahl: »Auf! Renn' um dein Leben!« Er lief. Seine Beine gehorchten dem Instinkt. Die Höhe war ein ausbrechender Vulkan. Steine, Erde, Sand prasselten auf ihn nieder, ein Lavaregen glühender Splitter. Plötzlich Ruhe. Nichts. Nur ein Leuchtschirm, der in der Luft baumelte. Er stand aufrecht und wagte nicht, sich hinzuwerfen. Sein Leben hing an einer Bewegung. Die Einbildung, hundert Mündungen seien aus der Dunkelheit auf ihn gerichtet, ließ ihn zittern. Seine Zähne schlugen aufeinander. Der Leuchtschirm wurde immer heller.

»Laß dich fallen«, flüsterte die Versuchung. Er konnte nicht einmal atmen. Das einzige, was sich an ihm bewegte, waren seine Augen. Sie suchten die Finsternis zu durchdringen, die Gewehrläufe zu sehen, die sich auf seine Brust richteten. Der Strahl des Leuchtschirmes flackerte und war wie ein Schweinwerfer. Außer dem Mast war er das einzig Aufrechte auf der Höhe. Die Ersatzleute lagen irgendwo im Schatten. Der Scheinwerfer wollte nicht verlöschen. »Du mußt dich jetzt fallen lassen«, entschied die Versuchung. Da erlosch die Leuchtkugel, und er sprang mit einem Aufatmen weiter. Wie ein Blinder prallte er gegen den Beton des Hochspannungsmastes. Seine Hand griff in Glassplitter, und sein Knie war voll von brennendem Schmerz. Etwas Dunkles - eine Strebe des Mastes - drohte auf ihn niederzufallen. Aber sie fiel nicht, und er wagte im Schütze des Betonklotzes Atem zu holen.

Mit der Schlange Menschen, die er hinter sich herschleifte, blieb ihm das Loch unter dem Mastfundament verschlossen. Er war ein Sträfling. Aus dem Kerker entwichen. Überall, wo er Unterschlupf suchte, folgte ihm eine Schar Gefangener, die seinen Fluchtweg benutzten. Es blieb ihm nur die Möglichkeit, sich wieder in die Dunkelheit zu stürzen. Die Höhe hinab wurde es etwas leichter. Seine eigene Schwerkraft half ihm. Er war wie ein Ball, der in großen Sprüngen einen Abhang hinunter-

rollt. Das Klappern von Holzschuhen auf einer eisernen Brücke begleitete ihn: Gewehrgranaten, die ein wenig herumsuchten. Ein Zweig schlug ihm ins Gesicht. Er befand sich bereits im Gestrüpp der Niederung. Die Füße gehorchten ihm nicht mehr. In den Sträuchern verrichtete er seine Notdurft wie ein Mann, der nach getaner Arbeit auch an seinen Körper denkt. Er tat es immer an der gleichen Stelle, und er hatte auch immer etwas übrig. In dieser Hinsicht war er wie ein Hund. Die Höhe herab kam ein Getrappel von sechzig Füßen. Eine Lokomotive aus Menschenleibern, angetrieben von Angst und Panik. Er hatte Mühe, sie aufzuhalten. Daß keiner fehlte, überraschte ihn. Sie durchliefen gemeinsam die Mulde voller Buschwerk. Gestrüpp, Dornen bohrten sich durch die Uniformen in die Haut. Dann erreichten sie die Einmündung zum Graben. Kugeln summten wie Bienen durch die Zweige. Der Melder sagte: »Wartet hier, bis ich euch hole!« Die letzte Strecke zum Unterstand rannte er gewohnheitsmäßig, obwohl von den Granatwerfern nichts zu hören war. Mit Erleichterung stieß er die Blechplatte vor dem Eingang beiseite, drängte sich durch den Spalt und verschnaupte, bevor er den alten Sack zurückschlug.

Der Geruch, der ihm entgegendrang, war wie Giftgas. Bevor er den Feind sah, roch er ihn schon. Das Desinfektionsmittel haftete an ihren Uniformen, ob sie lebendig waren oder tot. »Ein Überläufer«, verkündete der Feldwebel, mit einer Geste, als hätte er ihn persönlich aus dem feindlichen Graben geholt.

Der russische Soldat saß auf der Bank vor dem Tisch, und der Hauptmann lehnte hinter dem Tisch. Sie starrten sich gegenseitig an, als warte jeder, daß der andere zum Messer griff. Der Russe hatte Schlitzaugen, abgebissene Fingernägel und Angst. Sein kurzgeschorenes Haar stand vom Schädel ab.

Endlich brach der Hauptmann das Schweigen: »So kommen wir nicht weiter. Der Mann ist verstört!« Er kratzte sich am Kopf und beschloß: »Ich werd's ihm aufzeichnen!« Vom Melder nahm er keine Notiz. Mit Hilfe von Papier und Bleistift, an dem er gewohnheitsmäßig herumkaute, wollte er von dem fremden Soldaten erfahren, wo die russischen Granatwerfer standen. Ohne Erfolg. Der Mann brütete stumm über dem Papier und

zuckte die Achseln. Die Ausdünstung seiner Uniform verpestete den Unterstand, in dem es ohnehin nach Schweiß und Dreck stank. Der Feldwebel hob die Hand. »Vielleicht versteht er das?« fragte er und ließ sie auf den runden Borstenschädel klatschen.

»Nein«, sagte der Hauptmann, »nicht schlagen!« Er sah ihn an. Der fremde Soldat lächelte, ohne ihn zu verstehen. Der Feldwebel klopfte auf seine Pisolentasche: »Mit dem muß man anders reden.«

Der Hauptmann schien zu resignieren: »Er weiß nichts. Da können wir nichts machen.«

Lächelnd holte der Fremde Tabakkruken aus der Hosentasche, riß ein Stück Papier von der Zeichnung ab und drehte sich eine Zigarette. Er zwickte das eine Ende zusammen, damit der Tabak nicht herausfiel, neigte sich zur Kerze und rauchte.

»Schmeckt der Dreck?« fragte der Feldwebel spöttisch.

Der Soldat lächelte breit: ein Lächeln bäuerisch-kindlicher Einfalt. Er sah die Gesichter der Feinde und fand sie nicht andersgeartet als sich selbst, ängstlich und mißtrauisch, nur andere Gesichtszüge. Ihre Wünsche waren die gleichen wie seine, waren klein und zusammengeschrumpft: ein bißchen Nahrung, etwas Wärme, nicht mehr leiden müssen. Plötzlich verwandelte sich sein Gesicht. Er blickte ratlos, als müsse er nun Dank abstatten für die Tröstung, die er nicht bekommen hatte, für den Schlag auf den Schädel, für den Wink mit der Pistole. Er breitete die Arme aus. Sie schienen alles umfassen zu wollen. Die Riegelstellung, die Höhe, den Frontabschnitt, das ganze Land, das draußen in der Finsternis lag. Die Kerzenflamme duckte sich. Der Hauptmann fuhr zusammen. Der Russe saß stumm auf seinem Brett und lächelte. Aber die Dinge hatten sich verschoben.

»Die woll'n angreifen«, stieß der Feldwebel hervor. Er glaubte schon zu sehen, wie die Gestalten aus den Gräben stiegen, ein Spiel der Schatten und der Abgründe, eine wogende Menschenmauer nach dem Granathagel.

»Ein Königreich für einen Dolmetscher«, sagte der Hauptmann, in seine Vergangenheit als Studienrat zurückgreifend, als wäre dort ein Halt zu finden.

»Er muß zum Bataillon«, erklärte der Feldwebel.

Gut, dachte der Melder, zum Bataillon. Er vergaß, daß er diesen Weg nie mehr gehen wollte, daß er die Höhe haßte. Jetzt würde er dem Angriff entfliehen. Ein Geschenk des Zufalls. Er lächelte zufrieden. Der fremde Soldat lächelte auch. Nichts gab es auf dieser Welt, was nicht einen Sinn hatte. Er hatte immer geglaubt. An Gott und an die Gerechtigkeit. Die Stimme des Feldwebels plätscherte an sein Ohr. Er hörte nicht hin. Er sah sich bereits mit dem Gefangenen über die Höhe laufen, der Gefahr entronnen. Die schützenden Wälder würden ihn aufnehmen. Da kam das Gesicht des Feldwebels auf ihn zu. Eine Hand tätschelte seine Schulter.

»Ich bring' ihn zurück, du bist müde.«

Die Stimme des Feldwebels war weich und einschläfernd.

Der Melder sah den Hauptmann auf seinem Platz hocken, sah verschwommen das Lächeln des fremden Soldaten.

»Nein«, begehrte er auf.

»Doch, doch«, sagte der Feldwebel.

Plötzlich hatte der Melder ein Gesicht. Er sah den Feldwebel mit dem fremden Soldaten den Unterstand verlassen. Sie liefen durch die pechschwarze Nacht. Der Feldwebel hatte die Pistole gezogen, der Gefangene gehorchte dem leisesten Druck im Rücken. Ein Posten aus dem Graben rief sie an. »Ich bring' ihn zum Bataillon«, gab der Feldwebel zur Antwort. Ihre Schatten schoben sich durch die Sappen und streiften das Gestrüpp der Niederung. Sie stolperten die Höhe hinauf. Der Feldwebel ließ den Gefangenen vor sich her laufen. Weit, weit. Sie liefen durch Schlamm, Trichter und Sand. Sie wurden kleiner...

»Ich hab' Ersatz gebracht vom Bataillon«, hörte der Melder sich sagen. Aber der Feldwebel hatte bereits mit dem Gefangenen den Unterstand verlassen.



Im Loch unter dem Betonfundament war es wie immer finster. Der Gefreite hockte mit angezogenen Beinen zwischen seinen beiden Kameraden. Sie lagen in vermoderten Decken auf der nassen Erde. Ihr Atem rasselte. Der kalte Nachtwind wehte durch den Eingang. Der Gefreite hatte Wache und zündete sich, weil er müde war, seine Pfeife an. Auf der Höhe herrschte Ruhe. Die dumpfen Granateinschläge waren ausgeblieben. Das Hämmern der Gewehre fehlte. Der Gefreite lauschte, aber kein Werfer rumpelte durch die Nacht. Langsam kroch die Zeit. Er wartete. Die ungewohnte Stille reizte ihn. Es war, als sei die Luft elektrisch geladen.

Der Gefreite stand auf und stolperte über die beiden schlafenden Kameraden hinweg, zum Eingang. Langsam schob er sich aus dem Loch. Ein leichter Windhauch strich ihm durchs Haar. Über ihm summt der Mast. Ein Stück Stahl, das die Granaten aus den Verstrebungen gerissen hatten, lag als schwarzer Schatten vor ihm. Von den feindlichen Stellungen trug der Wind ein Geräusch herüber. Es klang, als mühe sich ein Schlepper erfolglos einen Hügel hinauf. Weit links zogen lautlose Garben von Leuchtpurmuniten durch die Nacht. Ein Funkenregen, der ins Wasser fiel und verlöschte. Später erst wurde das Hämmern der Abschüsse laut. Der Gefreite griff nach der Leuchtpistole. Auf der Lederhülle lag frischer Tau. Der Verschluss klickte. Er streckte den Arm aus und drückte ab. Ein dumpfer Knall. Die Rakete zischte davon und leuchtete eine Sekunde später über der Riegelstellung als Sternschnuppe auf. Ein Komet flog auf den feindlichen Graben zu. Dort erst öffnete sich der Schirm. Im grellen Magnesiumlicht sah der Gefreite, daß er zu tief gehalten hatte. Statt über der Höhe zu schweben, baumelte der Leuchtschirm über der Niederung. Vor ihm die ausgestorbenen Stellungen. Keine Bewegung, kein Hauch von Leben. Ein Friedhof im Mondschein. Baumstrünke wie Grabsteine. Eine Wasserlache wie ein Teich ohne Seerosen. Das Labyrinth der Gräben. Das Gestrüpp wie eine Friedhofsmauer. Der Leuchtschirm sank tiefer. Am Erdboden schwelte das Licht langsam aus. Der Gefreite legte seine Maschinenpistole auf die Böschung und wartete. Er legte den

Sicherungsflügel um. Der Mast summt. Die Armbanduhr an seinem Handgelenk tickte. Aus der Finsternis kam plötzlich ein Schlurfen. Er drückte den Kolben sofort in die Schulter. Als von den Artilleriestellungen her ein Feuerschein über die Höhe huschte, sah er eine Gestalt. Ein Soldat in fremder Uniform bewegte sich auf ihn zu.

Noch ehe das Licht verlosch, riß der Gefreite am Abzug der Maschinenpistole.

»Nicht schießen, Kamerad!« gellte ein Schrei.

Blitzschnell richtete der Gefreite den Lauf nach oben. Der Soldat vor ihm knickte in sich ein. Unerträgliche Stille. Dem Gefreiten trat der Schweiß auf die Stirn. Seine Hände zitterten. Plötzlich fragte aus dem Dunkel die Stimme des Feldwebels:

»Ist er tot?«

»Ja.«

Der Feldwebel kletterte aus dem Trichter und kam auf den Gefreiten zu, der in Versuchung geriet, den Lauf noch einmal zu senken.

»Wer war das?« fragte der Gefreite.

»Nur ein Gefangener.«

»Prima Kugelfang, was?«

Der Feldwebel stand jetzt dicht vor dem Gefreiten und erkannte die Maschinenpistole. »Machen Sie sich darüber keine Gedanken«, sagte er nach einem bedrückenden Schweigen, trat aber vorsichtshalber einen Schritt zur Seite. »Gute Nacht«, rief er unsicher. Dann lief er um den Mastsockel herum und verschwand im Dunkel.

Der Gefreite holte den Spaten, um die Leiche des Russen mit Erde zu bedecken. Der Mast summt im Wind. Das Traktorengeräusch beim feindlichen Graben verlor sich. Im Loch unter dem Boden legte sich der Gefreite auf die Erde und kaute verzweifelt an den Fingernägeln.

### III

Hinter Kapitän Sostschenko fiel die Stalltüre ins Schloß. Er blieb stehen und starrte in die Finsternis. Seine Augen mußten sich an die Dunkelheit gewöhnen. Er war noch geblendet vom Licht, und er bemühte sich, Sonja, die drinnen im Stall lag, zu vergessen. Von seinem sibirischen Sturmbataillon, das sich auf der Rollbahn formiert hatte, erkannte er nicht einmal Schatten. Irgendwo, von der Nacht barmherzig verdeckt, gab es eine Höhe, die er mit ihnen stürmen würde. Vermutlich gerade dann, wenn die Sonne aufging, oder zumindest in der ersten Dämmerung, und Sonja im Stall war eine Erinnerung, von der man Abschied nahm, wie auf Befehl. Um nicht an Sonja denken zu müssen, dachte er an die breiten Schulterklappen des Generals. Es war bei einer Besprechung in Neworosc gewesen. Ein Korpsoffizier hatte die Einheiten aufgezählt, die für den Angriff bereitstanden. Regiment Roter Stern, Traktorenwerk Ufa, Kolchos Dynamo, Raketengeschützabteilung Lenin, Granatwerfer-Regimenter Moskwa, Marx, Roboter...

*»Sie führen die Sibirier?«*

*»Jawohl, Genosse General.«*

*»Der Angriffsverlauf ist Ihnen bekannt?«*

*»Jawohl, Genosse General.«*

*»Die Panzer kommen nur bis zum Drahtverhau der Deutschen. Dann beginnt der Sumpf. Wenn Sie mit Ihren Leuten hinter den Panzern bleiben, stockt der Angriff. Vielleicht wäre das das Ende. Erklären Sie das Ihren Leuten, und nach dem Einbruch vergessen Sie nicht das Signal für die Träger.«*

*»Jawohl, Genosse General!«*

Sostschenko erinnerte sich an jedes Wort. Bis zum Drahtverhau. Dann der Sumpf. Hier hatte der Plan eine Lücke. Man

opferte dem Eckpfeiler der feindlichen Front das Bataillon Sostschenko. Für ein Ablenkungsmanöver sollten sie sterben. Opfer für einen größeren Plan.

In diesem Augenblick brach es los. Eine Stichflamme zuckte zum Himmel. Ihr Schein sprang von Horizont zu Horizont. Der Kapitän stand im Mittelpunkt eines feurigen Kreises. Die Erde öffnete sich und spie glühende Lava. Es folgte ein Donnerschlag, der ihn betäubte, dann war die Salve der Artillerieregimenter hinaus. Das Rauschen der Geschosse glich dem Lärm eines Wildbachs. Erst jetzt erkannte er hinter den beiseitegezerrten Tarnnetzen die Mündungen der Geschütze. Die Rohre senkten sich, erreichten den tiefsten Punkt, wurden von unsichtbaren Kräften gehoben und gebaren ein neues Geschöß. Metallverschlüsse klickten. Sostschenko sah im Mündungsfeuer die Kanoniere, gelassen, wie beim Vollzug einer heiligen Handlung. Die Augen trunken von dem Feuerschwarm glühender Vögel, die Ohren taub vom Lärm, die Nerven aufgepeitscht, schrie er. Seine Sibirier auf der Rollbahn erkannte er als geduckte Gestalten. Vorwärts, befahl triumphierend eine innere Stimme. Einen Augenblick lang wehrte er sich dagegen, dann riß die Stimme ihn fort.

Die Feuerwalze. Der Hauptmann blickte in die aufgerissenen Augen des Melders und schrie. Sie öffneten beide den Mund, dann schleuderte sie der Luftdruck in den Unterstand. Der rote Himmel, die Finsternis, das Gesicht des anderen - alles drehte sich mit wahnwitziger Geschwindigkeit wie Zahlen eines Glücksrades um eine unsichtbare Mitte. Den Lungen fehlte die Luft zum Atmen. Die beiden flogen wie Kleiderbündel gegen die Wand. Das war das Ende oder der Anfang.

Der Melder träumte: Jemand brachte eine Flasche in den Unterstand und setzte sich auf den Tisch. Er konnte das Etikett erkennen, konnte aber die Schrift nicht lesen. Das Etikett oder die Flasche stand auf dem Kopf. Danach fühlte er das Bedürfnis, seine Blase zu entleeren. Aber als er es wirklich tun wollte, spürte er einen brennenden Schmerz in der rechten Hand. Er dachte: ich verblute. Dabei befand er sich in einem Dom. Hundert Stimmen sangen einen Choral, und der Gesang

brauste gegen die Fenster. In der Mitte der Kirche hing das Kruzifix aus Gold. Das war der Frieden, den er immer gesucht hatte. Seine Hand streckte sich aus, da wachte er auf. Etwas Kaltes kroch über seinen Rücken. Er erschrak. Das Bewußtsein kam wieder, mit rücksichtsloser Klarheit. Angst packte ihn. Blut klebte zwischen seinen Fingern. Es rann aus seinem Körper in die Finsternis, und plötzlich begriff er, was vorging: Flugbahnen von Granaten, Parabel neben Parabel. Geschosse, die genau auf die Schützenlinie niedergingen. Eine Welle aus Stahl, die sich in die Erde bohrte, während die andere schon durch die Luft sauste und die übernächste bereits aus den Rohren fuhr. Der Angriff eines Regiments, einer Division, einer ganzen Armee, und der Schwerpunkt dieses Angriffs lag vor dem eigenen Graben. Unter dem Melder schwankte die Erde. Die Feuerwalze kam näher. Erst die Schützenlinie, dann die Verbindungssappen, der Unterstand, die Höhe hinauf, über den Mast hinweg, die andere Seite wieder hinunter, in die Wälder, auf die schweren Batterien... So hatte es kommen müssen. Jetzt erfolgte der Schlußstrich.

Ein Luftzug fegte durch den Unterstand. Der Melder preßte sich an den Boden. Er mußte warten, bis es weiterwanderte oder ihn begrub. Zwei Lagen Baumstämme über dem Kopf, Bäume mit dreißig Zentimeter Durchmesser, darüber noch ein halber Meter Erde. Sie würden es aushalten oder nicht. Lieber Gott im Himmel!

Dreck von der Decke, Volltreffer. Splitterndes Holz. Der Unterstand bebte. Das Blech am Eingang war wie ein Blatt im Wind. Der Raum unter den Stämmen drohte zu platzen. Aber der Melder lebte. Zwei Lagen Baumstämme hatten gehalten. Die nächste Ladung mußte durchschlagen. Der Melder dachte: Aber sie kommt nicht. Er war kein Anfänger. Die wunde Stelle würden sie nicht mehr treffen. Die Feuerwalze kroch weiter und lag bereits hinter dem Unterstand. Er rieb ein Zündholz an, blickte auf seine Hand. Die Innenseite des Daumens war aufgerissen. Eine kleine Wunde, sonst nichts. Er schämte sich seiner Furcht. Neben ihm stöhnte der Hauptmann. Das Zündholz erlosch. Er fragte in die Finsternis: »Herr Haupt-

mann?« Die Luft roch nach Pulver. Auf den Stämmen über ihm explodierten Granatwerfergeschosse. Der Geschmack von bitteren Mandeln lag auf seiner Zunge.

»Haben Sie eine Zigarette?« fragte die Stimme des Hauptmanns.

»Ja!« Er griff mit der blutigen Hand in die Dunkelheit und faßte in Marmelade. Ekel packte ihn. Er zog die Hand schnell zurück.

Die Stimme des Hauptmanns rief plötzlich: »Was ist eigentlich los?!«

»Trommelfeuer!« Seine Stimme klang kläglich, etwas vorwurfsvoll. Draußen, vor dem Unterstand, zischte eine Stichflamme durch den Graben.

»Ich glaube«, sagte der Hauptmann, »ich war bewußtlos.« Splitter und Steine klopften gegen die Blechplatte am Eingang. Der Melder erklärte schnell: »Ich bin verwundet.« Dabei richtete er sich auf und tastete die Wand ab. Sie zitterte ununterbrochen wie das Gehäuse einer Maschine. Die Erde war kalt und feucht. Das Feuer lag jetzt in der Mulde vor der Höhe. Er hörte es an den hohlen Detonationen. Die schweren Granaten zerbarsten im Morast. Auf den Stämmen des Unterstandes hämmerten fortwährend die Geschosse leichter Granatwerfer.

»Können Sie kein Licht machen?!« Die Stimme des Hauptmanns klang gereizt. Er befahl: »Rufen Sie die Kompanie an!«

Der Melder suchte nach dem Feldtelefon. Er tastete auf dem Boden herum. Der Tisch war verschwunden. Überall lag zersplittertes Holz. Endlich hielt er den Bakelitekasten in den Händen. Der Hörer war herausgefallen. Er drehte an der Kurbel und horchte. Aus der Muschel kam kein Ton. »Keine Verbindung, Herr Hauptmann!« Während erwartete, fühlte er mit den Händen die Drähte ab. Nach einer Armlänge griff er bereits ins Nichts.

Der Hauptmann sagte matt: »Versuchen Sie, Licht zu machen.«

»Ich finde die Kerze nicht!«

»Mein Gott«, sagte der Hauptmann. »Man wird doch noch eine Kerze finden!«

Einige Zeit verstrich. Nur das Gewitter draußen dröhnte mit unverminderter Heftigkeit. Das Getöse schwoll an und ebte wieder ab. Der Hauptmann hatte ein Talglicht gefunden. Als die Flamme brannte, warf sie kaum einen Schatten. An der Decke bewegte sich das Geflecht aus Ästen. Erde rieselte herab. Der Hauptmann hockte sich auf die Erde. Er fragte: »Was haben Sie an der Hand?«

»Aufgerissen. Ein Splitter. Es brennt wie Feuer.«

»Deswegen kann ich Sie nicht gehen lassen!«

Der Melder nickte: »Ich weiß.« Er wollte lächeln. Es war das einzige, was er noch tun konnte, aber es wurde nur ein verzerrtes Grinsen. Eine Handvoll Steine prasselte durch den Eingang. Er hob erschrocken die Hand.

»Direkter Beschuß«, sagte der Hauptmann.

Draußen klang es, als rasselten schwere Güterwagen ineinander. Danach folgte ein Atemholen, eine kurze beängstigende Stille, und aus dem Schweigen kam ein schriller Schrei. Er kam von vorn aus dem Graben, brach sich am Eingang des Unterstandes und verklang. Der Todesschrei eines Menschen, der sich noch einmal aufbäumte, bevor ihm der Blutstrom aus dem Munde quoll. Der Melder starrte in die Flamme des Talglichts, als hätte er nichts gehört. Die Hand des Hauptmanns fuhr mit einer abwehrenden Bewegung durch die Luft. Dann starrten sie beide auf die Decke, wo die Stämme von den Granatwerfern langsam zerfrieselt wurden. Die Zeit war wie ein Rinnsal. Endlos dehnten sich die Viertelstunden. Einmal regnete es zur Abwechslung Raketen. Schwere Kaliber schlugen dazwischen wie ein Gong. Mit einem schmalen Lichtstreifen am Eingang begann die Dämmerung des Morgens. Er war fahl und leblos, gleich einem Leintuch, das Tote zudecken soll.

Plötzlich schob sich ein Schatten vor den Einstieg. Eine Gestalt wankte herein. Der Melder sah an der verdreckten Uniform

einen blutigen Armstummel. Er bewegte sich, als suche das fehlende Unterteil noch irgendwo Halt. Eine Stimme lallte:

»Kameraden...«

Der Verstümmelte stolperte, und der Melder fing ihn auf. Fremdes Blut rann über seine Hände. Er griff nach einem Riemen und schnürte den Armstummel ab. Schweiß rann über sein Gesicht. Der Verwundete sah ihm zu, als bearbeitete er ein Stück Holz. Während er einen Verband um den Fleischbatzen wickelte, schüttelte ihn das Entsetzen.

Der Verwundete kicherte. Er sagte: »Wenn ich von hier wegkomme, hab' ich's geschafft!« Er erklärte befriedigt: »Für immer!« Der Melder blickte auf den Verband, der sich rötlich färbte, und schwieg.

»Ich werd' es jetzt versuchen«, versicherte der Verwundete grimmig und blickte haßerfüllt zum Eingang, in eine Wolke Pulverdampf, die vorüberzog. »Ich will«, sagte er eigensinnig, »ich will jetzt sofort über die Höhe!« »Setz dich!« Der Melder zeigte in die Ecke auf eine Pritsche.

»Niemand hat das Recht, mich hier festzuhalten!«

»Nein.«

»Dann kann ich jetzt gehen!«

»Ja.«

»Dann, also...« Der Verwundete biß sich auf die Lippen, taumelte und glitt zu Boden. Er sagte matt: »Wenn sie angreifen, ist es für mich zu spät.« Geschüttelt von Schmerz und Verzweiflung schluchzte er in sich hinein. Blut war auf seiner Feldbluse, Blut auf seinem Gesicht, Blut überall, nur nicht in seinen Lippen.

»Wenn der Angriff vorüber ist«, sagte der Hauptmann, »bringen wir Sie zurück.« Seine Stimme flatterte. Der Verwundete schüttelte den Kopf: »Sie wissen es nicht!«

»Was?«

»Es gibt keine Kompanie mehr!«

Der Melder wandte sich um und starrte den Hauptmann an. Gegen die Stämme des Unterstandes klopfen die Granat-



werfer. Von der Wand löste sich eine Erdscholle und platzte auf dem Boden.

»Wie sieht's aus?« fragte der Hauptmann.

»Schlecht.« Der Verwundete versuchte sich aufzurichten, aber es gelang ihm nicht. Der Melder schob ihm eine Zeltplane unter den Kopf. »Der Flammenwerfer... Volltreffer. Die Mannschaft ist verbrannt.« Er atmete schwer. »Bei meinem MG nur noch Fleischklumpen. Matz - Splitter im Hinterkopf, war gleich tot.« Schmerzen schüttelten ihn. »Hager lebt noch... aber - man kann ihn nicht verbinden. Die Därme hängen heraus.«

Der Melder duckte sich vor einer Detonation hart neben dem Unterstand. Als er das Gesicht des Verwundeten wieder ansah, weinte es lautlos.

»Von Fadinger hab' ich nur die Hand gesehn.« Der Verwundete schloß die Augen. »Sie lag im Graben, als ich zurückrannte. Ich hab' sie am Ring erkannt. Wir hatten beide denselben Ring. Ich dachte erst, es war' meine Hand. Aber - ich trag' den Ring links.« Er hob seine gesunde Hand, wie zur Bestätigung.

»Das ist er«, schluchzte er. Plötzlich streckte er dem Melder die Hand entgegen. »Zieh' ihn ab, Mensch. Ich kann ihn nicht mehr sehn.«

Der Melder zog den Ring herunter. Es kostete ihn mehr Überwindung als das Verbinden des Armstummels. Er wollte den Ring dem Verwundeten in die Brusttasche schieben. »Nein! Wirf ihn weg«, schrie der Verwundete entsetzt. Der Melder warf den Ring mit einer erschrockenen Gebärde zum Eingang. Er sollte durch den Schacht hinausfliegen, über den Graben hinweg. Er warf aber zu hoch. Kurz vor dem Einstieg schlug der Ring gegen die Decke und rollte wieder zurück.

Der Melder und der Hauptmann wechselten einen Blick. Keiner wollte aufstehn, um es noch mal zu versuchen. Sie rührten sich nicht.

»Als es mich erwischte, bin ich einfach weggelaufen«, sagte der Verwundete. »Hätte ich was andres tun sollen?«

Er bekam keine Antwort.

»Hätte ich was anderes tun sollen?«

»Nein!« schrie der Hauptmann. »Nein!« Er hatte sich gleich wieder in der Gewalt. »Entschuldigung.«

»Und der Unteroffizier?« fragte der Melder.

Der Verwundete versuchte zu lächeln:

»Liegt hinterm MG und flucht. Kennst ihn ja. Eine Granate hat die Gurtkisten getroffen.«

»War Munition drin?«

»Gewesen«, sagte der Verwundete.

Der Melder richtete sich auf. Er bückte sich und tastete in einer Ecke des Unterstandes nach einer Tragkiste mit gegürteter Munition. Er schloß den Deckel und faßte die Handgriffe. Fast feierlich bewegte er sich zum Einstiegloch. Dort sah er den Ring liegen und zögerte.

»Laß ihn liegen«, hörte er den Verwundeten.

Der Melder wandte sich um. Der Verwundete lag noch immer mit dem Rücken zum Ausgang. Auch vorhin, als der Ring zurückkam, hatte er geglaubt, daß der Verwundete nichts gemerkt habe.

»Vielleicht ist es ein Zeichen«, sagte der Verwundete. »Der Ring will hierbleiben, und ich bleib auch hier.« Der Melder drehte sich um und duckte sich zum Sprung. Mit einem Satz, bei dem er das Gewicht der Kiste nicht mehr spürte, ließ er den Eingang hinter sich. Er hetzte den Verbindungsgraben entlang. Aus dem mannstiefen Graben war eine Ackerfurche geworden. Streckenweise war alles planiert. Anderswo war die Böschung wegrasiert. Er rannte in einem schmalen Flußbett, an dessen Ufern ein Gemisch aus Qualm und Eisensplittern brodelte. Steine prasselten. Erde spritzte auf. Es hatte keinen Sinn sich hinzuwerfen. Es gab nur eins: durch, so schnell wie möglich. Die Einschläge schienen ihm nachzurennen. Jeden Augenblick glaubte er, sein Rücken würde zerfetzt. Die Kiste -wurde immer schwerer. Schweiß und Dreck hingen ihm ins Gesicht. Weiter, nur weiter. Über der vordersten Linie hing eine weiße Nebelbank. Auf die rannte er zu. Dort im Dunst mußte der

Unteroffizier hegen. Beim Wrack des zerschossenen Panzers geriet er in die ersten Nebelfetzen. Hier war das Feuer schwächer. Er keuchte um die in den Graben baumelnden Raupen herum und - blickte in eine Pistolenmündung.

»Bist du wahnsinnig!?« schrie der Melder den Posten an. Der ließ erschrocken die Waffe sinken. Als hätte er ein Gespenst gesehen, starrte er dem Melder nach, der in dem weißen Brodem verschwand. Weiter hetzte er mit der Kiste. Stolperte über etwas Weiches. Fiel in etwas Klebriges und raffte sich angeekelt auf. Hastete weiter. Er kam in die vorderste Linie. Er sah es an den glitschigen Brettern, auf denen er langschlitterte.

Ein verlassener Postenstand. Nur das Gewehr lehnte noch an der Brüstung. Erst jetzt merkte er, daß hier keine Granatwerfer herumhackten. Feuchte Wasen hingen träge über der Stellung. Trostlos gähnende Granattrichter. Weißer Dunst. Eingedrückte Grabenwände. Zerborstene Böschungen. Weiter vorn rumste ein schwerer Einschlag in den Drahtverhau. Neben ihm schoben sich leere Minenkisten aus dem Nebel. Gleich mußte er das Maschinengewehr erreichen. Ein dunkler Fleck tauchte vor ihm auf.

Erschöpft ließ er sich neben dem Unteroffizier zu Boden fallen. Er erkannte nur seine Augen. Alles andere, der Stahlhelm, der schief auf seinem Kopf saß, die heraushängenden Haare, Stirn, Wangen, Hals, der ganze Körper waren von Morast überkrustet.

»Ausgerechnet du«, sagte er lakonisch, als er den Melder erkannte.

»Hier«, rief der Melder. Er zog die Munitionskiste auf die Böschung.

»Ich wollt' grad den Schlagbolzen abbrechen.«

Sie hoben das Dreigestell des Gewehrs hoch und schoben das Schloß wieder in den Lauf.

»Wie lange haben sie aufgehört mit Schießen?«

»Paar Minuten.« Der Unteroffizier zog einen Gurt ein.

»Wer ist das?« Neben dem Melder lag auf der Böschung ein Toter. Er wollte ihn herunterziehen.

»Laß' ihn liegen«, sagte der Unteroffizier. »Von vorn ist der nicht mehr anzusehn.«

»Bauchschuß?«

»So was Ähnliches. Nur von einem Splitter.«

Vor ihnen zerriß eine Granate den Nebel.

»Da!« Der Unteroffizier riß das Gewehr an die Schulter. Der Melder starrte in die klaffende Nebellücke. Er konnte nichts erkennen. Hinter dem Loch wogten niedrige Schwaden über das Trichterfeld. Zwischen dem Draht und dem eigenen Graben lag der Sumpf. Über ihnen hatte sich der Nebel in sprühenden Wasserdampf verwandelt. Durchsichtig wie Glas. Die Lücke schloß sich wieder, ein langsames Ineinandergleiten. Oben in der Luft gurgelten die Geschosse. Hinter ihnen, immer weiter zurückfallend, bohrten sich blindwütige Einschläge in den Morast vor der Höhe.

Kapitän Sostschenko überquerte eine feuchte Wiese. Eine Bodensenke tat sich vor ihm auf. Er gab Befehl dort unten zu warten. Die eigenen Batterien lagen hinter ihnen. Ihre Abschüsse klangen tiefer. Das Feuer tobte mit unverminderter Heftigkeit, und die Wälder im Westen glichen einer brennenden Stadt. Er war immer wieder versucht zu glauben, daß der Angriff gelingen müßte. Wie ein unerfahrenes Kind klammerte er sich an diese Hoffnung. Später, hatte der General gesagt, bleibt das Bataillon als Reserve auf der Höhe. Auch das warf er in die Waagschale: später. Ein Wort ist oft wie eine Verheißung, ob man daran glaubt oder nicht. Bei den Deutschen flogen Minenfelder in die Luft, zerriß die Stacheldrahtsperre, wurden Unterstände zerstampft. Trotzdem empfand Sostschenko keine Beruhigung. Sein Instinkt ließ sich nicht einschläfern. Er drängte sich durch die Rotarmisten, hörte sie leise sprechen und spürte ihren warmen Atem in der Nachtluft. Jemand berührte unabsichtlich seinen Arm. Aber er blieb allein. Allein mit seinem Wissen, mit seinem kritischen Verstand, mit be-

drückenden Erinnerungen. Er brütete vor sich hin. Kälte durchzog seinen Körper. Er spürte einen unbehaglichen Druck auf der Stirn und leichtes Fieber. Seine Füße stampften mechanisch den Boden. Der Zeiger seiner Uhr kroch unendlich langsam über das Zifferblatt.

Als es dämmerte, atmete er auf. Sein Befehl setzte eine Schlange von dreihundert Rotarmisten in Bewegung. Sie verschwanden in den Laufgräben, in einem Gewirr aus zerbröckelten Gängen und Schützenlöchern voller Unrat oder Dreck. In den Unterständen lagen unbrauchbare Waffen, leere Munitionskisten. Die Grabenkompanie hatte ihre Stellung bereits geräumt. Ein menschlicher Kadaver hing über der Böschung. In einer Sandmulde lag ein blutgetränkter Verband.

Sostschenko lief geduckt zur Mitte des Abschnitts und sah wieder auf die Uhr. Noch zwanzig Minuten. In zwanzig Minuten würden dreihundert Sibirier aus den Sappen steigen und angreifen. In dreißig Minuten war die Entscheidung gefallen. Je näher der Zeitpunkt rückte, um so unwirklicher kam es ihm vor. Im Dahindämmern erfaßte er die Tatsache, daß in dreißig Minuten seine Zukunft entschieden sein würde. Es war wie ein Traum. Wenn ich aufwache, dachte er, ist alles vorbei. Er zog sich über den Grabenrand und überblickte, an den Boden gepreßt, das Vorfeld. In der Morgendämmerung erkannte er die Höhe: ein nacktes lebloses Gebilde, über das der Eisenhagel hinzog und sich in Qualm verlor. Granatwerfer hackten noch auf die Höhe. Aufspritzende Sandfontänen. Pulverwolken wanderten durch die Trichter. Das Skelett des Hochspannungsmastes ragte empor. Trotz der Explosionen schien über dem Höhenabschnitt ein unwirkliches Schweigen zu liegen.

Plötzlich ein feines Singen. Sostschenko wandte sich um. Der Ton schwoll an: Motorenlärm, vermischt mit Kettengeklirr: die Panzer. Dreckverschmierte Stahlköpfe schwammen aus dem Nebel, brachen aus dem Unterholz. Aus den Türmen ragten die Köpfe der Kommandanten. Die Erde zitterte. Wie ein Fächer schoben sich die Ungetüme auseinander. Kurz vor dem besetzten Graben hielten sie. Rückwärts im grauen Licht zuckten noch immer die Mündungsfeuer der Geschütze.

Sostschenko hob den Arm: Neun Minuten.

Leutnant Trupikow hastete den Laufgraben entlang.

»Bataillon eingewiesen, Kapitän!« Sein Gesicht war unbeweglich.

»Ist gut«, sagte Sostschenko. Er wunderte sich, wie gleichgültig seine Stimme klang. Er sah, daß Trupikow die Maschinepistole prüfte, den Riemen vom Stahlhelm übers Kinn zog, die Handgranaten im Koppel zurechtschob. Bewegungen hinter einer beschlagenen Glasscheibe. Marionettenhaft steif. Er selbst wurde auch zur Puppe. Eingezwängt in einen Leib, der unendlich schwerfällig reagierte. Er legte sich auf den Rücken, hob den Arm, so daß er die Panzer und das Zifferblatt der Uhr im Auge behielt. Noch vier Minuten.

»Fertigmachen!«

Trupikow gab den Befehl weiter. Der Ruf huschte durch den Motorenlärm. Drei Minuten.

Ein kaltes Frösteln schüttelte seinen Körper. Neben ihm tauchten grüne Helme auf. Augen starteten ihn an. Zwei Minuten.

Der Sekundenzeiger rannte wie ein kleines Tier: hundert Sekunden, achtzig Sekunden, sechzig... Die Panzer ruckten an. Die Raupen spannten sich. Im Schritt krochen sie über den Grabenrand hinweg, schwebten in der Luft, sackten auf die Brüstung und quetschten sie zusammen. An Sostschenko wälzte sich eine Wand vorüber. Er schnellte hoch, stürzte vorwärts. Hinter ihm ein Rudel Menschen. Raupen zerpflügten die Erde. Schlamm spritzte ihm ins Gesicht. Er brüllte wütend, gepeinigt: »Urräh, Urräh - Urräh - !«

Es war ihnen, als käme eine Meute Treiber auf sie zu. Das Rufen blieb im feuchten Gerinnsel hängen, verklang. Der Unteroffizier schwenkte den Lauf des Maschinengewehrs. Er sah kein Ziel, nur die dünnen Striche des Stacheldrahtzaunes. Sie hingen wie Geisterfäden im weißen Dunst. »Ich werde wahnsinnig«, flüsterte der Melder. Plötzlich knatterte links von

ihnen ein Maschinengewehr. Im selben Augenblick schob sich vor ihnen eine dunkle Masse aus dem Dunst und trieb die Schwaden auseinander. Ein schwarzer Koloß schwamm ihnen entgegen wie ein Schiff. Und wieder das Geschrei, hinter der schützenden Wand des Panzers. Der Unteroffizier rührte sich nicht.

»Weg hier!« schrie der Melder. Er stützte sich auf die Hände, wollte fort.

»Hiergeblieben.« Der Unteroffizier schlug ihn auf den Rücken. Der Melder ließ sich wieder fallen. »Er kommt nur bis zum Verhau. Bis jetzt kamen sie alle nur bis zum Sumpf.« »Wir sind die Letzten. Wir halten sie nicht auf.« Der Melder strich in seiner Erregung über die Gurte, als wollte er sie streicheln. »Hast du Angst?«

»Ja.«

Der Unteroffizier sagte seelenruhig: »Ich auch.«

»Schieß!«

Der Panzer schob sich in die Drähte vor dem Sumpf. blieb ruckartig stehen.

»Jetzt«, flüsterte der Unteroffizier. Er visierte sorgfältig. Links ballerte Gewehrfeuer los. Auch das Maschinengewehr hämmerte. Und plötzlich quollen hinter dem Panzer Gestalten hervor. Sie drängten an den Panzerwänden vorbei nach vorn.

»Schieß!« keuchte der Melder.

»Mach die Handgranaten scharf«, befahl der Unteroffizier.

Mit fliegenden Händen schraubte der Melder die Verschlussschrauben ab. Vorne stiegen die braunen Gestalten mit eckigen Bewegungen in den Draht. Sie schlugen sich mit den Kolben ihrer Maschinenpistolen den Weg frei. Auf dem Panzerturm hob sich die Luke. Ein Lederhelm tauchte auf. Der Unteroffizier schlug den Hebel des MG's auf Einzelfeuer. Visierte die Haube an. Ein harter Schlag. Der Helm drüber rutschte in den Turm zurück. Wieder legte der Unteroffizier den Hebel um. Er senkte die Mündung und jagte die erste Salve in die Gestalten am Draht. Sie erstarrten, blickten auf. Einer hob

die Hände zum Himmel. Andere taumelten wie Betrunkene. Die übrigen warfen sich zu Boden. Es hatte nur zwei Sekunden gedauert. Der Pulk Menschen war weggefeht. Hie und da bewegte sich einer am Boden. Auf diese Körperzuckungen richtete der Unteroffizier das Feuer.

Im Draht spritzte Dreck auf. Hinter einer niedrigen Bodenerhebung flog ein Arm in die Höhe. Eine Handgranate wirbelte durch die Luft. Sie klatschte vor ihnen in den Morast. Die Detonation verpuffte. Brackiges Wasser spritzte über ihre Köpfe.

Der Melder griff in das Bündel auf der Böschung. Er klemmte sich eine Schnur zwischen die Finger, wollte abziehen. Bevor er sich aufrichten konnte, schlug der Unteroffizier ihm auf den Arm. Der Melder glitt in die Mulde zurück. Aus dem Panzerturm, in den der Helm verschwunden war, griff eine Hand nach der Luke und schloß sie. Aus der Deckung hinter den Panzerraupe spritzte Mündungsfeuer auf sie zu. Die Garbe einer Maschinenpistole prasselte kurz vor ihnen in die Erde. »Verdammt!« Der Unteroffizier ließ das Gewehr los und duckte sich.

»Wirf jetzt«, befahl er heiser. »Wirf!«

Mechanisch riß der Melder an der Schnur und schleuderte die Handgranate aus dem Loch. »Weiter! Weiter!«

Der Melder packte Stiel um Stiel, riß, wartete die Detonationen nicht ab und schleuderte alle weg. »Genug«, sagte der Unteroffizier. Zwei Handgranaten lagen noch vor ihnen. Vorsichtig hob er den Kopf über die Deckung. Er sah, wie sich das Geschützrohr des Panzers senkte, genau in die Richtung ihres Lochs.

»Deckung!!«

Aber die Granate verließ schon das Rohr. Sie pfiß scharf über ihre Köpfe, siedeheiße Luft fegte über sie hinweg. Hinter ihnen explodierte sie.

»Weg!«



Der Unteroffizier riß den Gurt aus dem Maschinengewehr; Er zog es herunter und sprang mit der Waffe in den Graben zurück.

»Nach links«, schrie er.

Der Melder knallte den Deckel der Munitionskiste zu, griff nach den Traggurten. Da fiel das Scharnier zurück. Der Inhalt der Kiste rasselte in den Graben.

»Liegen lassen!« Der Unteroffizier rannte schon - das Maschinengewehr wie ein Kind in den Armen - durch die Sappe. Der Melder nahm die beiden Handgranaten und stürzte ihm nach.

Der Unteroffizier blieb stehen. Vor ihm lag einer der Ersatzmänner. Er hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Aus seinem Mund rann ein dünner roter Faden wie eine Seidenschnur. Seine Finger umklammerten die Maschinenpistole.

»Nimm sie ihm ab!« sagte der Unteroffizier. Der Melder bückte sich. Die Finger des Toten wollten die Waffe nicht hergeben. Er mußte ihm auf den Arm treten.

»Die Munition auch.«

Er legte den Toten auf die Seite, zog die Munitionsrahmen aus den Leinentaschen am Koppel. Hinter ihnen, wo sie eben gelegen hatten, stieg eine Leuchtkugel auf.

»Die sind schon im Graben.« Der Unteroffizier drängte weiter.

»Nein«, sagte der Melder. Er richtete sich auf, sah den Unteroffizier an. »Ich ergeb' mich.«

Der Unteroffizier lachte ihm höhnisch ins Gesicht: »Idiot! Verläßt dich wohl auf deinen Passierschein?«

»Mir ist alles gleich!«

Der Unteroffizier ließ das MG fallen. Ehe der Melder begriff, wie ihm geschah, hatte er klatsch links, klatsch rechts zwei Ohrfeigen.

»Zum Abschied«, erklärte der Unteroffizier befriedigt. Er hob das Maschinengewehr auf, drehte sich um und rannte weiter. Der Melder sah seinen Rücken. Hinter ihm detonierten

Handgranaten. Da rannte er auch. Nach kurzer Zeit blieben sie stehen.

Aus einem Loch in der Böschung hörten sie Weinen. Der Unteroffizier bückte sich und zog an den Stiefeln einen Soldaten heraus. Wieder ein Ersatzmann. Der Melder erkannte ihn an den vorstehenden Zähnen. Die nassen Augen lagen tief in den Höhlen. In der Nacht, im Schein der Leuchtkugel, hatte er fast genauso ausgesehen.

»Verwundet?«

Die Frage war überflüssig. In der Hüftgegend war ein faustgroßes Loch in der Feldbluse. Eine Mullbinde, zum Ball geknüllt, rutschte heraus.

»Nehmt mich mit...«

Wortlos zog der Unteroffizier ihn hoch. Er ließ das Maschinengewehr liegen und nahm den Ersatzmann über die Schulter. Sie liefen weiter. Der Verwundete weinte nicht mehr. Nur wenn der Unteroffizier stolperte, begann er zu stöhnen. Das Hämmern des MG's vor ihnen wurde lauter. Der Unteroffizier begann zu rufen. Es klang monoton, als führte er ein Boot durch den Nebel: »Nicht schießen - nicht schießen!« Immer wieder in kurzen Abständen.

»Wer da?« hörten sie plötzlich hinter einer Biegung.

»Parole?« fragte der Unteroffizier den Melder.

»Dresden.«

»Könnt reinkommen.«

Der Soldat stand hinter einem mit Zeltplanen verdeckten Haufen, der den Graben abriegelte. Zwei andere lehnten an einem russischen Maschinengewehr, das auf der Deckung stand.

»Eine feste Burg ist unser Gott«, sagte der Unteroffizier, während er den Verwundeten über den Haufen schob.

»Sind sie schon im Graben?«

»Wir sind wohl die Letzten«, sagte der Unteroffizier und stieg in die Igelstellung. Er zeigte nach rückwärts, dort knatterte das Maschinengewehr, das sie vorher gehört hatten.

»Was ist da los?«

»Sie versuchend von vorn, im Schutz des Nebels. Kommen aber nicht ran. Bleiben im Sumpf stecken und wir mähen sie nieder.«

»Gut«, sagte der Unteroffizier. »Und jetzt übernehm' ich das Kommando.« Er sah wie der Melder ebenfalls einstieg und dabei die Zeltplane etwas verschob. Er zuckte zurück. Ein Haufen lebloser Gestalten kam ins Rutschen. Man hatte die Leichen als Brustwehr übereinandergeschichtet.

»Mein Gott«, stotterte der Melder.

»Mach dir nichts draus«, sagte der Unteroffizier. »Der liebe Gott hat seine Freude dran, sonst würd' er's nicht zulassen!« Er zündete sich umständlich eine Zigarette an. »Die Betonung liegt auf ›liebe‹«, sagte er hämisch.

Der Melder schwieg.

»Kümmer' dich um die Verwundeten, aber sag' ihnen nicht, daß wir eingekesselt sind und sie nicht zurückbringen können.«

Der Melder ging in die Sappe.

»Sag: Jawohl, Herr Unteroffizier!« rief ihm der Unteroffizier nach. Er bekam keine Antwort. Der Melder verschwand im Dunst. Plötzlich tat er dem Unteroffizier leid.

## IV

Sostschenko feuerte im Schutz des Panzers mit seiner Maschinenpistole auf das hämmernde Maschinengewehr im Dunst. Die Einschläge der Handgranaten hatten ihm die Sicht genommen. Dann prasselte es gegen die Eisenplatten der Raupe. Er mußte sich hinwerfen.

Er sah, daß der erste Schuß des Panzers zu hoch lag. Der zweite raste genau ins Maschinengewehrnest hinein. Der Panzerkommandant war mit Kopfschuß in den Turm zurückgeschackt. Wie in einem bösen Traum hatte Sostschenko das alles erlebt. Zehn, zwölf seiner Sibirier hingen mit verrenkten Gliedern im Stacheldraht. Vor ihm der Nebel, neben ihm der Panzer. Wie aus weiter Ferne hörte er das Summen des Motors. Er war umgeben von den Rotarmisten, war aber wie immer allein. Leutnant Trupikow lehnte zum Sprung geduckt in einer Bodensenke. Sostschenko merkte nicht, daß sie alle auf ihn warteten, auf sein Beispiel. Er war der Wirklichkeit entrückt.

Solowjeff hatte in seiner Nähe gestanden, hatte mit den Augen geblinzelt, wie immer. Hatte etwas sagen wollen. Man sah es noch an seinem Mund, an seinen Augen. Sein ganzes Gesicht verriet es. Dann aber hatte er nichts gesagt, hatte nur erschrockene Augen gemacht. Als wäre er barfuß in eine Glasscherbe getreten. Nicht übermäßig entsetzt. Ohne eine Andeutung von Angst. Eine unangenehme Überraschung, die eigentlich nicht schlimm war. So hatte er den Tod empfangen. Sostschenko wußte nicht, wo er getroffen wurde. Solowjeff setzte sich. Nicht wie ein Mensch sich niedersetzt, auch nicht wie ein Verwundeter. Ein bißchen überrascht, aber zufrieden. Dabei war er bereits tot.

Sostschenko hatte es mitangesehen, erstaunt und ungläubig. Daß man so sterben konnte. Unvorbereitet. Nicht einmal einen

Gedanken zu Ende denken, das Wort, das die Lippen schon formten, aussprechen können. Wo blieb da der Abschluß, der Höhepunkt? Daß ausgerechnet Solowjeff ihm diese Frage stellte. Andere waren doch auch gestorben. Vor seinen Augen. Fremde Menschen, genau so fremd wie die Rotarmisten, die um ihn herumstanden und auf etwas warteten. Worauf warteten?

Es wurde Zeit aufzustehen, durch die Drähte zu steigen. Der Dunstschicht entgegen. Stacheldraht. Ein Sprühregen feiner Wassertropfen... Genau wie damals...

*Murmansk. Der Hafen. Die Kaimauer mit Eisenstäben und Stacheldraht. Ein Soldat im Nebel. Der Lauf seines Gewehrs blitzte von sprühenden Wassertropfen. Er selbst, ein kleiner Junge, war durch und durch naß, ihn fröstelte. Aber er war ein Soldat und durfte seinen Posten nicht verlassen. Drüben der andere im weißlichen Dunst. Der kalte Wind vom Meer. Weither der dumpfe Ton eines Nebelhorns. Immer auf und ab am Stacheldraht. Das Spiel eines kleinen Jungen im Matrosenanzug, der träumte, durchnäßt war, mit Fieber nach Hause kam. Mama zog ihn aus. Mama fragte nicht. Mama hielt die kleine heiße Hand und sah ihn an. Der kleine Junge wollte nicht mehr allein sein. Er preßte Mamas Hand an seine Lippen. Er hielt sie umklammert, und Mama wartete, bis er einschlief...*

Sostschenko stieg über die letzte Drahtschlinge. Neben ihm die Sibirier. Seine Stiefel versanken im Morast. Er klebte am Boden, kam nur mühselig vorwärts. Braune Wasserlachen. Grüne Moosflecken, die die Granaten verschont hatten.

*..... Der Friedhof von Murmansk. Braune Wasserlachen. Seine hohen Schuhe versanken im Lehm. Mamas schwarzer Sarg, darüber eine moosgrüne Decke. Vier Männer mit gleichgültigen Gesichtern. Der bärtige Pope. Leute, die er nicht kannte. Die ihm Trost zusprachen. Mama, liebe Mama. Nimm mich mit. Laß mich nicht allein... Mama hörte ihn nicht mehr. Das einzige, was blieb: ein Hügel aufgeworfener Erde...*

Aufgeworfene Erde. Sostschenko sah Trichter, sah das zusammengeschossene Maschinengewehrnest. Er sah wie

durch Glas. Er stieg in den Graben, trat auf ein Brett. Vor ihm eine umgestürzte Kiste mit aufgesprungenem Deckel. Munitionsgurte quollen heraus...

*... Auf dem nassen Bahnsteig. Vor ihm lag sein Koffer, mit aufgesprungenem Deckel. Die Wäsche quoll heraus. Viele fremde Menschen. Alle sahen ihn an, wie er neben dem Koffer stand. Jemand lachte. Keiner half ihm, die Sachen wieder in den Koffer zu stopfen. Da dröhnt der Zug heran. Die Menschen geraten in Bewegung. Er will hastig die Sachen wieder einräumen. Bekommt einen Stoß. Alle drängen nach vorn. Keiner rimmt Rücksicht. Ein kleiner Junge in verwaschenem Matrosenanzug will sich noch einmal nach seinem Koffer bücken. Wird fortgerissen. Füße treten in seine Wäsche. Ein kotiger Absatz bohrt sich in Mamas Bild...*

Sostschenko hastete den Graben entlang. Stieg über tote deutsche Soldaten. Hinter ihm Leutnant Trupikow. Eine schmale Sappe tat sich auf, die zur Höhe führte. Sostschenko schoß eine Trommel seiner Maschinenpistole leer. Vor ihm ein zerschossener Panzer, der in den Graben hineinhing. Die Sappe schlug einen Haken. Auf der Erde kauerte eine Gestalt. Hob die Hände über den Kopf. Sostschenko zielte. Seine Finger waren gelähmt. Sollte es Leutnant Trupikow tun. Trupikows Pistole bellte. Der deutsche Soldat vor ihnen sank zusammen, die Hände immer noch über dem Kopf. Trupikow reichte Sostschenko die Signalpistole.

Eine lila Kugel stieg auf. Eine Sternschnuppe kam zurück...

*... Als aber die Sternschnuppe durch die Blätter der Bäume fiel und auf den Waldboden sank, da war es kein Stern mehr, sondern ein weißes Hemdlein mit Flügeln aus Goldfedern. Das Kind nahm das Hemd und siehe, aus dem Kind ward ein Engel. Es spürte die Kälte nicht mehr und war auch nicht mehr allein. Er schwebte empor zu den anderen Englein im Himmel. Der liebe Gott hatte es zu sich geholt, wie er alle Menschen mit reinem Herzen zu sich holt. Darum achte auch du darauf, daß dein Herz rein bleibt... Mama löschte die Lampe und küßte ihn im Dunkeln auf den Mund...*

Der Graben gabelte sich. Eine breite Sappe führte nach hinten, ein Stichgraben nach rechts. Kaum breit genug, um sich durchzuschlängeln. Von vorn hämmerte ein Maschinengewehr. Sostschenko bog nach rechts ab. Er mußte in den Rücken des feindlichen Gewehrs kommen. Das war seine Pflicht. Trupikow lief in der Sappe weiter. Sostschenko folgte den Windungen des Grabens, zwischen hohen feuchten Erdwänden.

*..... Die hohen kahlen Mauern im Keller des Waisenhauses. Der Gang hatte viele Ecken. Von den gekalkten Wänden tropfte Wasser. Er mußte allein durch düstere Gänge laufen. Sein Herz flog. Sein Atem ging keuchend. Schatten griffen nach ihm. Aber er mußte weiterlaufen. Der Pfleger wollte es. Schläge und Strafen machten aus Kindern Männer. Angst vor Schmerzen, Angst vollbringt Taten. Angst erhält Ordnung. Angst ohne Ende. Der kleine Junge lief mit bloßen Füßen auf kalten Steinplatten. Über ihm die Schlafsäle mit dreihundert Kindern. Dreihundert frierende kleine Körper auf Strohsäcken. Dreihundert Waisen, die nach Liebe hungerten. Der kleine Junge mußte laufen, weil es so befohlen war...*

Der Laufgraben war verschüttet. Granaten hatten die Wände zusammengedrückt. Sostschenko kletterte heraus. Seine Uniform klebte von Schweiß. Keuchend stand er in der Dunstschicht, auf umgepflügter Erde. Ringsum das Trichterfeld. Vor ihm im Nebel das schnatternde feindliche Maschinengewehr. Er steht genau im Rücken des Schützen. Wenn der Nebel nicht wäre, könnte er auf ihn schießen. Die Schleier zerflatterten. Er konnte das Labyrinth der Gräben überblicken. Überall, wo er durch die Gräben gelaufen war, bewegten sich grüne Helme. Kleine runde Töpfe zogen vorbei wie auf dem Schießstand...

*... An einer Schnur zogen runde Scheiben vorbei. Grüne Scheiben mit einem schwarzen Kreis in der Mitte. Eine Drehorgel quiekte. Der Kadett Sostschenko schoß mit einem Luftgewehr auf die Scheiben. Neben ihm stand ein Mädchen mit schwarzem Haar. Glitzernde Augen, aufgeworfener Mund. Der Kadett Sostschenko traf nicht, weil er aufgeregt war. Das Mädchen Sonja lächelte. Er wurde rot. Seine Uniform klebte an*

*der Haut. Das Mädchen zog ihn fort. Ihre Hand war kühl und war die Hand einer Frau...*

Vorn, wo Sostschenko in den Graben eingestiegen war, wogten Menschen heran. Sie ordneten sich zu einer Reihe, die aus dem Nebel kam. Immer zwei Rotarmisten schleppten einen Baumstamm heran. Sie wankten unter der Last. Sie warfen die Stämme ab, rollten sie in den weichen Morast, um paarweise im Dunst zu verschwinden. Ein lautloses Spiel. Ein gleichmäßiges Kommen und Gehen: der Teppich für die Panzer. Der Auftrag der Trägerkompanie war erledigt. Die Kolosse pflügten heran. Der erste Panzer riß die feuchte Erde auf, wälzte sich auf die schwappenden Hölzer. Hinter ihm folgte Bug auf Bug. Sie tasteten sich auf die Stämme. Krochen vorsichtig weiter. Schon hatte der vorderste den Graben erreicht, hatte wieder festen Boden unter den Raupen. Auch der zweite. Erst der dritte in der Reihe begann zu schwanken. Seine Raupen schleuderten die Stämme durcheinander. Einzelne schnellten mannshoch empor. Sostschenko hörte Holz splintern. Gleisketten mahlten ins Leere. Sekundenlang. Dann sank der Panzer. Das Geschützrohr kippte weg. Rasende Umdrehungen der Raupen, die einen Halt suchen. Der Panzer grub sich selbst das Grab, sank immer tiefer in den Morast. Nur noch eine schlammbespritzte Kuppel. Der schwarze Koloß versank. Schlick wirbelte. Die Auspuffrohre spien eine letzte Fontäne aus Schlamm. Der dicht auffolgende Panzer rutschte in die Lücke. Auch für den nächsten gab es kein Ausweichen mehr. Der Gongschlag aufeinanderprallender Stahlplatten klang herüber. Drei Panzer versanken im Sumpf. Nebelfetzen zogen drüberhin. Ein spukhaft verschwimmendes Bild. Übrig blieben zwei einsame schwarze Ungetüme, die unruhig über das Grabenlabyrinth kurvten, der Höhe zu...

*... Zwei einsame Menschen. Das Mädchen Sonja, das eine Frau war; der Kadett Sostschenko, der Kapitän war. Nicht einmal der Krieg vermochte sie zu trennen. Lag sie immer noch im Stall, auf dem Heu, zwischen warmdünstenden kleinen Pferden?...*



Aus dem Dunst zuckte es auf ihn zu. Ein heißer Strahl riß seine Hüfte auf. Er taumelte rückwärts, die Finger verkrampft, das Gesicht verzerrt. Warum hörte er das Maschinengewehr nicht mehr? Ein Schatten sprang ihn an. Harte, krustige Finger umklammerten seinen Hals. Seine entsetzt geweiteten Augen sahen eine Fratze. Warmer Atem schlug in sein Gesicht und warf ihn um. Was war größer - der brennende Schmerz in der Hüfte oder die Angst? Er wußte es nicht.

Der Soldat sah, daß der Feind sich nicht mehr rührte. Er stand auf. Das Seitengewehr war rot verfärbt. Er reinigte es in der Erde und schob es in die Scheide zurück. Die Büchse mit den Zündern, die er eben damit hatte öffnen wollen, lag achtlos im Graben. Er blickte verständnislos auf die gekrümmte Gestalt. Ein Offizier. Er atmete noch. Aus der Wunde sickerte Blut. Auf der Brust leuchtete ein emaillierter roter Stern. Der Helm war nach hinten gerutscht. Die Haare schweißverklebt, die Finger gespreizt. Unter dem rechten Arm die Maschinenpistole. Der Soldat trat sie mit dem Fuß beiseite. Daß das notwendig war, wußte er aus Erfahrung. Der Soldat lehnte an der Brüstung. Seine Knie zitterten. Jede Bewegung des feindlichen Offiziers tat ihm weh. Er fühlte den Schmerz in der Hüfte des anderen. Er hätte schreien mögen. Ohne den Blick von dem fremden Gesicht zu lassen, griff er nach dem Karabiner. Da schlug der Russe langsam die Augen auf, und der Soldat wußte, daß er es nicht tun würde. Die Augen des anderen blickten erstaunt. Sie schienen nichts zu begreifen.

Der Soldat ließ das Gewehr sinken und lehnte es an die Böschung zurück. Er kniete nieder und strich dem Verwundeten über die Hand. Im Nebel hämmerte immer noch das Maschinengewehr. Der Soldat schob den Arm unter den Kopf des Russen, umschlang seine Knie und hob ihn auf. Torkelnd schleppte er sich mit seiner Last durch den Graben, zum Maschinengewehr.

## V

Die Hütten an der Straße standen in Flammen. Die Holzschindeln, die Strohdächer waren eine glühheiße Lohe. Das Haus des Artillerieobersten, das Haus in französischem Stil, brannte am Ende des Dorfes Podrowa. Selbst am Schwengel des Ziehbrunnens züngelten Flämmchen. Der Blechwimpel des Bataillons knarrte im heißen Wind. Nur die Hütte des Majors kauerte noch unversehrt, einem schwarzen Kasten gleich, im Qualm.

Der Major telefonierte: »Wenn ich Ihnen erkläre, daß Podrowa in Flammen steht. Wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß in kurzer Zeit die Telefonleitung unterbrochen sein wird. Wenn seit einer halben Stunde die russische Artillerie in dieses Nest schießt. Und wenn uns fortwährend Tiefflieger mit Brandmunition beharken, dann können Sie versichert sein, daß es sich nicht um ein örtliches Unternehmen handelt, sondern daß der Russe zum Angriff angetreten ist.«

»Mein lieber Schnitzer«, antwortete die Stimme am anderen Ende der Leitung, »nach allem, was wir hier bei der Division vom Feind wissen, ist das völlig ausgeschlossen. Es wird sich um einen begrenzten - zugegebenerweise heftigen - Angriff auf die Riegelstellung handeln, und es geht wie immer um die leidige Höhe. Der Herr General ist der Ansicht, daß Ihre Kompanie die Sache meistern wird. Er bittet Sie, ihn durch mich auf dem laufenden zu halten.«

»Ich halte Sie seit einer Stunde auf dem laufenden«, sagte der Major etwas lauter als notwendig, obwohl durch die zersprungenen Fensterscheiben das Geknatter des Feuers hereindrang und er schon deshalb nicht leise gesprochen hatte.

Der Mann am anderen Ende schien die Lautstärke zu überhören. »Ja gewiß«, entgegnete er, »nur ist das, was Sie

mir da sagen, nichts Neues. Starkes feindliches Feuer auf die Riegelstellung und die Höhe. Die Feuerwalze bewegt sich langsam nach hinten und hat seit einer halben Stunde die Linie von Podrowa erreicht. Das meldet auch die Infanterie, die leichte und die schwere Artillerie, der Feuermeßtrupp in Ihrem Abschnitt und die uns unterstellte Flakabteilung. Von Ihnen will ich nur eins wissen: was macht Ihre Kompanie? Die Riegelstellung ist ein Schwerpunkt. Wenn sie zusammenbricht, müssen wir morgen früh etwas unternehmen.« Der Major duckte sich. Über das Dach des Hauses heulte ein Tiefflieger. Durch den Motorenlärm knallte es, spritzte die Dorfstraße lang. Der Major ließ den Hörer nicht sinken. Er antwortete, als säße er mit übergeschlagenen Beinen am Schreibtisch: »Ich entsinne mich, Ihnen schon zweimal erklärt zu haben, daß eine direkte Telefonverbindung zur Riegelstellung noch nie bestanden hat. Es gibt nur eine Querverbindung zur Funkstelle der rechts anschließenden Infanterie. Und die antwortet nicht. Ein Melder braucht von der Riegelstellung hierher knapp zwei Stunden. Selbst wenn einer käme, was ich nach Lage der Dinge für unmöglich halte, wäre seine Meldung bereits überholt.«

Der Sprecher im Divisionsgefechtsstand wartete ein Knacken in der Leitung ab. Er räusperte sich: »Sicher ist für Sie die Lage schwierig, aber es ist nicht Sache der Division, mit Ihren Problemen fertig zu werden. Sie müssen sehen, wie Sie zurechtkommen. Wenn Sie etwas wissen, rufen Sie mich wieder an.«

Es klang herablassend, ungeduldig.

Der Major biß sich auf die Lippen. »Ich werde zurechtkommen«, sagte er zweideutig. »Aber verdammt Pflicht der Division ist es, der Artillerie Feuererlaubnis zu geben. Das ist das einzige, was ich von Ihnen will!« Seine Stimme war schneidend geworden. »Meine Kompanie muß merken, daß etwas für sie geschieht. Man hat die übrigen drei Kompanien meines Bataillons anderen Einheiten unterstellt. Ich habe keinen Ersatz mehr. Deshalb muß die Artillerie das Feuer erwidern. Weil sie von der Division keine Feuererlaubnis hat, telefoniere ich. Und ich werde mit Ihnen telefonieren, solange

die Leitung intakt ist. Verlassen Sie sich drauf. Ob es Ihnen paßt oder nicht!«

»Schnitzer, werden Sie nicht kindisch.« Wieder das Knacken in der Leitung. »Es ist drei Uhr nachts. Ihretwegen habe ich den Burschen des Generals geweckt, und der hat dem Herrn General Ihre Wünsche übermittelt. Was er geantwortet hat, habe ich weitergegeben. Das bedeutet aber nicht, daß ich den General jedesmal wecken soll, wenn Sie anrufen. Sie kennen die Verhältnisse im Divisionsgefechtsstand nicht. Sie sehen die Dinge von Ihrem Standpunkt aus. Sie stehn mittendrin. Aber hier...«, die Stimme in der Muschel schwoll an und schrie, was jedoch an der Übertragung lag, »hier geht eben alles seinen gewohnten Gang! Ihretwegen kann ich nicht aus der Reihe tanzen.«

»So«, sagte der Major grimmig, »dann habe ich nur noch eine Frage!«

»Bitte.«

»Spreche ich mit der Division oder mit einem Sanatorium?«

»Wie bitte?« Die Stimme in der Muschel kam wie durch eine Mauer.

»Nichts.« Der Major legte auf. Durch den Feuerschein war der Raum erhellt. In der Tür stand der Schatten einer Gestalt. »Was wollen Sie?«

Ein feines Singen in der Luft verstärkte sich zum Trudeln. Es pfiß und rauschte über das Dach hinweg. Die Granate detonierte mitten auf der Dorfstraße.

»Was wollen Sie?« wiederholte der Major. Hochgeschleuderte Erde prasselte wie ein Hagelschauer auf das Dach. Der Feldwebel meldete sich zur Stelle, als hätte man ihn gerufen. Er trat zwei Schritte aus der Tür, in die Helligkeit des Feuers.

Der Major starrte den Mann wie eine Erscheinung an: »Feldwebel!«

»Jawohl, Herr Major?«

»Was macht die Riegelstellung?«

Der Feldwebel zögerte. Der Major sah sein zuckendes Gesicht. Er griff nach einer Flasche auf dem Tisch und hielt sie ihm hin.

»Trinken Sie erstmal!«

Von der Dorfstraße kam eine Stimme näher, rief fortwährend in klagenden Tönen: »Sanitäter! Sanitäter!« Der Mann lief am Haus vorbei. Der Feldwebel setzte die Flasche an. Trank in gierigen Zügen. Flammenschein huschte über sein Gesicht. Es dauerte lange, bis er absetzte. Dann sah er den Major an, als hätte er nichts zu sagen. »Nun?« Der Kommandeur konnte seine Ungeduld nicht länger verbergen.

»Der Russe greift an«, sagte der Feldwebel, als wäre damit sein Erscheinen hier erklärt.

Der Major zögerte. Er wartete immer noch auf die Meldung. Als der Feldwebel beharrlich schwieg, fragte er nachhelfend:

»Was meldet Ihr Chef?«

»Jawohl...« Der Feldwebel sah sich im Raum um, begann zu schwitzen.

»Sind Sie krank?« fragte der Major.

»Nein... Vielleicht... Doch, ja.«

»Sie sind durchgedreht«, sagte der Major. »Das sind wir alle.« Er griff wie ein Arzt nach dem Handgelenk des Feldwebels, fühlte den heißen Puls. Über dem Knöchel berührte es das kalte Gehäuse der Armbanduhr. »Also, jetzt gefälligst Einzelheiten. Reißen Sie sich zusammen. Sie bringen die erste Meldung aus der Riegelstellung. Hält die Kompanie?«

»Ich weiß nicht«, antwortete der Feldwebel kläglich. Vor dem Haus krachte eine Explosion. Ein Luftstoß fegte durch den Raum. Die Balken drohten zu reißen. Der Qualm verzog sich. Die Fensterrahmen waren auf den Fußboden geschmettert. Der Major wischte sich den Staub aus dem gesunden Auge. Im Zimmer lagen Landkarten, Glassplitter und Papiere durcheinander. Der Feldwebel kauerte am Boden.

»Hat's Sie erwischt?« fragte der Major.

Der Feldwebel stand auf. Er sagte: »Meldung von der Kompanie. Nach starker Artillerievorbereitung ist der Gegner

zum Angriff auf die Riegelstellung angetreten. Die Kompanie hält die Stellung, bittet aber dringend um Verstärkung.« Der Major sah ihn durchdringend an: »Mensch - wir sind doch nicht im Manöver!« Er schlug mit der Hand durch die Luft, als hielte er eine Peitsche. »Sagen Sie mir um Gottes willen, wie stark ist der Russe? Greift er mit Panzern an, haben wir genügend Munition, wie stark sind die Ausfälle? Sagen Sie mir alles, was Sie bis zu Ihrem Weggehen gesehen haben.« Der Major unterbrach sich: »Sagen Sie mal, wann haben Sie eigentlich die Kompanie verlassen?«

Der Feldwebel zuckte kaum merklich zusammen: »Meine Uhr ist stehengeblieben.«

Der Major schüttelte den Kopf. Von draußen rief jemand:

»Wo ist hier die Verwundetensammelstelle?«

Der Major lehnte sich zum Fenster hinaus: ein unbeholfen umwickelter Kopf. Weiter hinten im Rauch ein anderer Soldat, auf einen Stock gestützt, einen Arm in der Schlinge.

»Von welcher Einheit?« fragte der Major.

Der Mann mit der Kopfverletzung sah die Schulterstücke. Er nahm etwas Haltung an: »Infanterieregiment Hartmann. Leichtes MG.«

»Wann haben Sie die Einheit verlassen?«

»Warum ich meine Einheit verlassen habe?«

»Wann!« schrie der Major ihn an. »Wann - habe ich gefragt!«

»Vor reichlich einer halben Stunde, Herr Major.«

»Ihre Einheit schließt rechts an die Höhe an?«

»Jawohl, Herr Major!«

»Dann können Sie nicht erst vor dreißig Minuten die Einheit verlassen haben?«

»Doch, Herr Major. Ein Geländewagen nahm uns mit.«

»Wann setzte der russische Angriff ein?«

»Gegen elf Uhr nachts, Herr Major.«

»Der Angriff! Nicht das Artilleriefeuer!« Vom Dorf her heulte eine Jagdmaschine über die Dächer. Sie flog in Richtung Front.

Das Maschinengewehr ratterte wild. Der Major erkannte auf den Tragflächen den roten Stern. Der Mann mit dem Arm in der Binde rollte sich auf der Straße zu einem Bündel zusammen. Der Major duckte sich unter den Fensterbalken. Der Verwundete mit dem Kopfverband preßte sich an die Hauswand. Als es vorüber war, tauchte er wieder auf.

»Die Hunde«, fluchte er verbissen, »haben überhaupt noch nicht angegriffen.«

»Wollen Sie damit sagen, daß der Russe vor einer halben Stunde noch nicht zum Angriff angetreten war?«

»Bei uns nicht, Herr Major. Und rechts und links auch nicht. Auch bei der Höhe nicht. Das hätten wir gemerkt.«

»Sind Sie sicher?« fragte der Major merkwürdig eindringlich.

»Jawohl, Herr Major!«

»Danke. Am Dorfende ist ein Sanitätszelt.«

Der Major drehte sich langsam ins Zimmer um. Er fragte: »Feldweibel?«

Das Zimmer war leer.

»Versteh' ich nicht«, murmelte der Major. Er ging auf und ab. Als wenn er bereits im Freien wäre. Ringsum die kahlen Wände. Die Holzdecke. Das Dach über ihm, das ihm nur die Sicht zum Himmel versperrte. Abwechselnd kalte und warme Windstöße, die durch die Fensterhöhlen fuhren. Dazu das Knistern und Prasseln des Feuers. Im braunen Telefonkasten, der umgeworfen auf dem Schreibtisch lag, schnarrte es. »Gefechtsstand Schnitzer.«

Die bekannte Stimme vom Bataillon: »Wollte Ihnen nur mitteilen, daß die Artillerie Feuererlaubnis hat.«

»Danke für die Benachrichtigung.« Die Stimme des Majors klang frostig.

»Bitte. Wir sind jetzt auch mittendrin.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Schwere feindliche Artillerie beschießt Emga. Wir hatten gerade einen Fliegerangriff.«

»Das ging aber rasch.«

»Ja. Ein bißchen überraschend. Bei uns geht's jetzt auch rasch.«

»Erfreulich.«

»Möchte ich nicht gerade sagen«, kam es mit einem merkwürdigen Unterton aus der Muschel. »Wir bauen ab.«

»Wie bitte?«

»Der Divisionsgefechtsstand wird verlegt.«

»Ihre Witze finde ich unpassend.« Der Major zog die Augenbrauen zusammen.

»Leider kein Witz«, antwortete die Stimme. »Eine der Tatsachen, wie sie hier gang und gäbe sind.«

»Man kann doch nicht mitten in dem Durcheinander die Division verlegen!«

»Die Division wird auch nicht verlegt. Die bleibt, wo sie ist. An Ihre Kompanie geht unverzüglich der Befehl, daß die Stellung bei der Höhe gehalten werden muß. Nur unser Gefechtsstand wird etwas zurückgenommen; so drückte sich wenigstens der Herr General aus. Er war übrigens im Schlafanzug, als er in den Wagen stieg. Vielleicht interessiert Sie das.«

»Unglaublich.«

»Ja«, sagte die Stimme nach einer Pause. »Wissen Sie auch, warum ich Ihnen das erzähle?«

»Versteh ich eigentlich nicht ganz, nach unserem letzten Gespräch.«

»Sie werden gleich. Noch ein Befehl für Sie persönlich.«

»Bitte?«

»Sie haben sich unverzüglich in die Riegelstellung zu begeben, um der kämpfenden Truppe ein Vorbild zu sein.«

»Die Worte stammen von Ihnen?« Granaten gurgelten über das Haus.

»Nein. Von einem General im Schlafanzug. Der hat's vielleicht aus einem Bilderbuch.« Im Dorf schlugen die Granaten ein.



»Diese Schweine«, sagte die Stimme aus der Muschel. »Sie sollen nur wissen, für wen Sie Ihren Kopf hinhalten.«

»Ziemlich ermutigend, finden Sie nicht?«

»Sehr ermutigend.« Der Offizier im Divisionsgefechtsstand senkte die Stimme. »Ich habe jetzt erst verstanden, warum Sie mir dauernd wegen der Artillerie in den Ohren lagen. Ist nicht notwendig, daß immer bloß die Anständigen sterben. Ein kleiner Fingerzeig im rechten Moment...«

»Stimmt«, sagte der Major, »und ich werde nicht in die Riegelstellung gehen, weil der Herr General es will, sondern weil dort auch noch ein paar Anständige sind. Vielleicht können die mich brauchen. Alles, was wir Anständiges tun, tun wir bloß für die Anständigen. Vielleicht hilft Ihnen das etwas? Sie brauchen doch wohl Hilfe, was?«

Aus der Bakeliteschale kam ein Knacken, aber keine Antwort.

»Hallo!« rief der Major. Er drückte zweimal auf den Verbindungsknopf. Die Leitung blieb tot. Nachdenklich legte er den Hörer auf. Er trat in den qualmerfüllten Gang hinaus. In einer Nische lehnte erschöpft der Adjutant.

»Was passiert?«

Der Adjutant schüttelte den Kopf, zeigte auf seinen Ärmel. Im Uniformtuch klaffte von der Schulter bis zur Hand ein Riß. »Ich stand auf der Straße, als der Jäger kam«, erklärte er verstört.

»Schwein gehabt«, stellte der Major abwesend fest. »Ich muß in die Stellung. Sie führen das Bataillon. Übernehmen Sie sich nicht.«

»Herr Major?«

Der Adjutant blickte verständnislos. Aber die Tür fiel bereits ins Schloß, und der Major verschwand in einer Rauchwolke. Die Hitze schlug ihm ins Gesicht. Irgendwo im Dorf explodierte knatternd Gewehrmunition. Er lief hinter das Haus, zu seinem Kübelwagen.

»In die Stellung!«, befahl er dem Fahrer. Krächzend sprang der Motor an. Qualm legte sich auf die Windschutzscheibe wie ein graues Tuch. Als sie das brennende Dorf verlassen hatten,

wurde es besser. Sie fuhren nach Osten, dem feurigen Horizont entgegen. Der Sand zischte unter den Reifen. Die Geschwindigkeit stieg. Als der Friedhof kam, gähnte im Weg plötzlich ein Trichter.

Der Fahrer umklammerte das Lenkrad, die Bremsen kreischten, dem Major flog die Windschutzscheibe entgegen. Er schloß die Augen. Der Wagen drohte sich zu überschlagen. Einen Augenblick lang versank die Welt in jähem Erschrecken. Dann standen sie bereits zwischen den Grabkreuzen. Die Karosserie zitterte wie ein abgehetztes Tier.

Der Fahrer fragte stupid: »Was nun?«

»Über den Friedhof!«

Gegen die Stoßstange klapperten die Kreuze, und die Räder versanken in den Gräbern. Der Major empfand ein dumpfes Unbehagen. Kurz bevor sie wieder die Rollbahn erreichten, schossen lautlos zwei Körper aus den Baumwipfeln. Motoren begannen zu knacken. Die beiden Flugzeuge zogen steil nach oben, legten sich in die Kurve und kehrten wackelnd zurück. Sie hatten den grauen Kasten inmitten der weißen Kreuze erkannt. Rote Flämmchen sprangen aus den Propellern hervor. Erde spritzte auf. Der Fahrer lag bereits, an die Erde gepreßt, vor dem Kühler. Der Major starrte gebannt in den Himmel, auf die zwei entgegenrasenden Kanzeln. Eine Spur fraß sich zum Wagen. Birkenkreuze zersplitterten. Die Luft wurde unerträglich heiß, dann folgte ein kurzer Trommelwirbel, und das Blech des Wagens wurde von den Einschüssen durchlöchert. Das Motorengeräusch verlor sich. Der Friedhof lag regungslos, als wäre nichts geschehen. Über wogende Gräser dehnte sich ein fahler Morgenhimmel. Ruhe und Einsamkeit. Selbst das brennende Dorf gehörte dazu. In der Ferne brach ein verkohltes Gerüst zusammen, und kein Laut drang herüber. Der Fahrer lag vor dem Wagen im Gras. Aus seinem Hinterkopf sickerte eine weiße Flüssigkeit. Der Major legte den Toten auf den Rücken. Die fremden Augen zu schließen, fiel ihm schwer. Die Erinnerung an sein Kind kam wieder. Etwas Schmerzliches, vermischt mit Wut und Hilflosigkeit. Er beugte sich nieder und versuchte so etwas wie ein Gebet. Aber es blieb stumm in ihm.

Nur eine Erinnerung drängte sich auf. Was vor fünfundzwanzig Jahren geschehen war, schien gestern gewesen zu sein...

*Es läutet. Die Wirtin kommt. »Eine Dame möchte Sie sprechen.« Die Dame kommt. »Man hat mir gesagt, Sie waren der, letzte Kompanieführer meines Sohnes. Soldat Lotz. Er ist vermißt. « » Vermißt? Das muß ein Irrtum sein.« Die Frau lächelt unter Tränen. »Ich hab 's gewußt. Er lebt. Er liegt irgendwo im Lazarett. Die Briefe sind verlorengegangen. Die Revolution. Es ist schrecklich. Wissen Sie etwas von ihm?« Gestreifte Tapeten. Ein grüner Lampenschirm. An den Doppelfenstern springt die Ölfarbe ab. Soll ich ihr sagen, daß er tot ist? Sie hat Falten im Gesicht. Jemand hat mit einem Nagel ein Kunstwerk verpfuscht. Hat wahllos Rillen durch das Gesicht gezogen. Es war ihr einziges Kind. »Ich kann Ihnen nichts sagen. Leider. Er wurde verwundet.« »Ja, und?« »Wir brachten ihn zurück. Die Revolution... Bei dem Durcheinander... Sie verstehen. Sie werden gewiß bald Nachricht bekommen.« Ein Verwundeter hängt im Stacheldraht. Der Sanitäter fällt mit Kopfschuß, als er ihn holen will. Der Kompanieführer verbietet vor Einbruch der Dunkelheit jeden Bergungsversuch. Am Abend ist der Verwundete tot. »Sie waren doch sein Kompanieführer?« »Ja.« Die Mutter weint. »Wenn Ihr Sohn Ihnen schreibt, lassen Sie's mich bitte wissen.« Die Frau geht, mit Tränen in den Augen...*

Der Major stand auf und blickte sich um. Über der vordersten Front lag drohend und schwarz das stählerne Gewitter. In der Riegelstellung kämpften die Reste einer Kompanie. Irgendwo warteten Frauen auf ihre Männer, Kinder auf ihre Väter. Sein sinnloser Befehl fiel ihm ein, der Angriff auf den Knüppeldamm. Mit verbissener Entschlossenheit verließ er den Friedhof. Er wählte den kürzesten Weg zur Front, den Weg durch den Sumpf.

## VI

Der Feldwebel stand hinter einem Baum und beobachtete die Gestalten, die vor dem Haus des Artillerieobersten herumwimmelten. Das Dach stand in hellen Flammen und mußte jeden Augenblick zusammenbrechen. Soldaten schleppten Koffer, Kisten und Einrichtungsgegenstände ins Freie. Ein Korb voller Geschirr wurde herausbalanciert, Uniformstücke wurden weitergegeben. Ein paar Männer versuchten zu löschen, schleppten vom Ziehbrunnen Kübel heran und leerten sie über den schwelenden Balken. Der Feldwebel erkannte die rußgeschwärzten Gesichter. Er bemerkte auch, daß das russische Artilleriefeuer weiter nach Westen wanderte. Die Granaten heulten über die Dorfruinen hinweg; sie kreppten hinten beim Sägegatter im Wald, zwischen dichtstehenden Bäumen.

Der Feldwebel trat aus seiner Deckung heraus und sah sich vorsichtig um. Er war unbeobachtet. Er ging zögernd auf die Dorfstraße, schlug, durch niedriges Gebüsch gedeckt, einen Bogen und näherte sich dem abgebrannten Haus. Im verwilderten Garten lagen Kisten und Koffer herum. Die erschöpften Männer standen beisammen und blickten in das zusammensackende Gebälk. Kein Offizier in der Nähe. Der Feldwebel trat entschlossen näher. Eine energische Handbewegung:

»Das Zeug da kann nicht so liegenbleiben.«

Erschrocken starrten die Männer ihn an. Sie sahen seine Schulterklappen und begannen, das Durcheinander zu ordnen.

»Hierher damit!« befahl der Feldwebel, nahm einen kleinen Tisch mit eingelegtem Schachbrett und trug ihn zu der bezeichneten Stelle. Artilleristen, stellte er fest. Er fühlte sich etwas fehl am Platz. Als von der Rollbahn ein Kübelwagen

einbog, erkannte er sofort den Oberst. »Weitermachen!« rief er. Ging mit festen Schritten auf den Wagen zu, legte die Hand an den Helm, wollte melden.

»Danke, danke«, sagte der Oberst zerstreut. Er betrachtete verstimmt die Reste seines Hauses. »Können Sie für meine Sachen einen Wagen abstellen?« Er klemmte sich das Monokel ein und musterte den Feldwebel: »Oh, ein Pionier - nett von Ihnen«, schnarrte er, als er die schwarze Paspelierung sah. »Danke, aber wir können das schon selbst erledigen.« Der Feldwebel wollte noch etwas sagen. Aber der Oberst wandte ihm schon den Rücken zu und gab die notwendigen Befehle. Der Feldwebel trat mit einer Kehrtwendung ab. Was nun? Die Dorfstraße war leer. Er stahl sich seitwärts fort und betrat sie an anderer Stelle wieder. Zwischen den Ruinen tauchte ein Offizier auf. Der Feldwebel straffte sich. Er tat, als hätte er Wichtiges zu erledigen. Grüßte, ging vorbei. Er fühlte die Blicke des Offiziers im Rücken und beschleunigte seinen Schritt. Er erreichte die Rollbahn. Ein Panjewagen kam in scharfem Tempo auf ihn zu. Der Fahrer stand vor seinem Sitz, die Zügel gestrafft. Er beachtete den Feldwebel nicht. Er verschwand mit einer Staubwolke im Dorf. Neben der Rollbahn Unterholz. Der Feldwebel überlegte eine Weile und entschied sich, auf der Straße zu bleiben. Hinter der Biegung schoß ein Kübelwagen auf ihn zu. Er sprang beiseite. Der Wagen stoppte. Ein Offizier beugte sich heraus.

»Kommen Sie von vorn? Ich soll mit meinem Bataillon einen Einbruch abriegeln, find' mich aber nicht zurecht.« Er ließ den Feldwebel nicht zu Wort kommen. »Podrowa - sind wir da richtig?«

»Jawohl, Herr...!« Er wies in die Richtung, aus der er gekommen war. Das rauchende Dorf lag schon hinter der Waldspitze. »Knapp ein Kilometer.«

»Danke. Wo woll'n Sie hin?«

»Zur Division.« Der Feldwebel sah dem Offizier stramm ins Gesicht. Das Auto rollte davon. Der Feldwebel lief weiter, achtete nun aber angespannt auf den Weg. Als in der Ferne

eine neue Staubwolke auftauchte, sprang er rasch in den Wald, warf sich hinter einen Strauch. Marschtritt, klapperndes Gerät, gedämpfte Stimmen. Durch die Blätter hindurch sah er nur Füße. Offenbar Infanterie. Dann die Räder der Gefechtskarren. Wahrscheinlich schwere Maschinengewehre. Pause. Dann wieder Stiefelpaare. Eine ganze Kompanie. Wieder Räder, diesmal anscheinend leichte Geschütze. Endlich Stille.

Der Feldwebel wartete. Dann ging er zur Rollbahn zurück. Dicht am Waldrand ging er weiter. Aus Richtung Podrowa die Einschläge schwerer Kaliber. Über ihm schwirrende Granaten. Hinter ihm das leise Trommeln der Front. Eine Gestalt tauchte auf. Der Feldwebel zögerte. Ging weiter. Ein Einzelgänger, der schwitzend ein Funkgerät auf dem Rücken schleppte. Der Stahlhelm baumelte am Koppel. Die Haare hingen ihm strähnig ins Gesicht. Er wollte vorbei. Der Feldwebel blieb stehen: »Hallo-wohin?«

Der andere setzte mühsam das Funkgerät ab. Wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. »Funker-Reserve«, sagte er mürrisch. »Muß zur Artillerie nach Podrowa. Da is'n Gerät ausgefallen.«

»Und woher kommen Sie?«

»Dort irgendwo im Wald. Die haben uns angefunkelt, da mußte ich los.« Mit einer unbestimmten Geste zeigte er hinter sich.

»Pech«, sagte der Feldwebel und bot dem Mann eine Zigarette an. »Nachrichten von der kämpfenden Truppe?«

»Gerade genug.«

»Wie sieht's aus?«

Der Mann schien nicht gesprächig zu sein. Er machte eine abwehrende Handbewegung: »Ziemliches Durcheinander.« »Einzelheiten!«

»Der Russe ist durchgebrochen. Was laufen kann, läuft.« Der Feldwebel gab ihm die angerissene Zigarettenpackung:

»Da - wenn du willst.«

»Danke.« Er wurde gesprächiger: »Die quatschen schon von ›Zurücknahme der Front am Rollbahnstern‹. Keine Ahnung, wo das ist.«

»Links von der Höhe.«

»Nie gehört.«

»Die Rollbahn geht nach Podrowa. Wird bald rundgehn hier...«

»Rollbahn!« Der Soldat nahm sein Gerät wieder auf. »Für mich ist das 'n verdreckter Waldweg.«

»Hals- und Beinbruch«, sagte der Feldwebel und ging weiter. Nicht übel, dachte er. Er wurde zuversichtlich. Er konnte ruhig auf der Rollbahn bleiben. Wer konnte ihm bei dem Durcheinander nachweisen, ob er einen Befehl hatte oder nicht? In Emga würde er zum Troß gehen. Das war sogar seine Pflicht. Da würde allerhand zu tun sein. Versprengte sammeln. Doppelte Verpflegung für die Kompanie. Vielleicht sogar Schokolade. Gewiß würde man ihn brauchen. Nachdenklich ging er weiter.

Den Soldaten, der in lässiger Haltung am Baum lehnte, sah er nicht. Nur ein Schatten drang in sein Unterbewußtsein. »Feldwebel!«

Er wandte sich erschrocken um.

»Moment mal.«

Der Feldwebel sah den Gefreitenwinkel: »Was haben Sie denn? Sind Sie wahnsinnig geworden?« Der Gefreite trat seelenruhig auf ihn zu: »Wohin?«

Der Feldwebel war perplex: Das war ihm noch nie passiert. Er sagte: »Gewöhnen Sie sich mal'n andern Ton an, Mensch!«

Er wollte noch mehr sagen, aber sein Verstand warnte ihn. Er ging entschlossen weiter. Der Gefreite hielt ihn am Ärmel fest. Er hatte überraschend zugegriffen.

»Verdammt!« Der Feldwebel schlug die Hand von seinem Arm, weniger wütend als verblüfft. Da sah er auf der Brust des Gefreiten das Blechschild. Er schwieg. »Na endlich«, sagte der Gefreite ärgerlich. »Feldgendarmerie. Ihren Ausweis, bitte.«

Der Feldwebel wurde unsicher. Er spürte ein dumpfes Gefühl im Magen. Als er die Brusttasche öffnete, zitterte seine Hand. Hoffentlich merkt er's nicht, dachte er. »Sie halten mich wohl für'n Spion«, versuchte er zu scherzen. Der Gefreite sah ihn von oben bis unten an, während der Feldwebel ihm das Soldbuch wie ein schlechtes Zeugnis hinhielt.

»Marschbefehl?«

»Hab' ich nicht.« Er war erstaunt, wie ruhig das herauskam.

»Von wo? - Wohin?« Der Gefreite sah ihm unentwegt in die Augen.

»Meine Kompanie liegt bei der Höhe in Stellung. Ich muß zum Troß nach Emga.« Er war zu aufgeregt, um seine Worte genau zu überlegen. Was er sagte, entsprach einer Absicht, die er eben noch ganz in Ordnung gefunden hatte. Ihm fiel nichts Besseres ein. Er versuchte, sich zu beruhigen, meinte aber, von einem Würgtuch erstickt zu werden.

»Was wollen Sie beim Troß?« Die Stimme des Gefreiten bekam einen seltsamen Unterton.

»Als Feldwebel gehör' ich zum Troß.« Was für ein Quatsch, dachte er erschrocken.

»Nicht unbedingt.«

Der Feldwebel begann zu husten. Der Gefreite wartete höflich, bis er fertig war.

»Wann haben Sie die Stellung Ihrer Kompanie verlassen?« Jetzt die richtige Antwort, dachte er. Was er jetzt antwortete, konnte entscheidend sein. Aber in seinem Kopf war alles verworren. Soll ich sagen: »Zuvor« oder »Danach«? »Zuvor« erschien ihm richtiger. Aber - die Zeit, die dazwischenlag? Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, wegzulaufen. Aber der Gefreite hatte eine Pistole, die Tasche war aufgeklappt, der Griff ragte heraus. Er ließ den Gedanken gleich wieder fallen.

»Mitternacht«, antwortete er fest.

»Sie denken wohl, wir wissen nicht, wann das russische Feuer eingesetzt hat?«



Was soll das, dachte der Feldwebel. Er überlegte. »Natürlich schon vorher«, verbesserte er.

»Eben«, sagte der Gefreite ironisch. »Kommen Sie doch mal mit.« Er schob den Feldwebel herum, gab ihm einen unsanften Stoß und schob ihn vor sich her, auf eine Waldschneise zu. Der Feldwebel mußte an den gefangenen Russen denken. ›Kugelfang‹ schoß es ihm durch den Kopf. Mit dem Stoß, den er dem Russen gegeben hatte, war diese Nacht angebrochen; mit diesem Stoß in seinen Rücken ging sie zu Ende.

In der Lichtung stand ein Kübelwagen. Die Reifenspuren im Waldboden sah er erst jetzt. Hätt' ich vorher schon sehen können, dachte er. Drei Feldgendarme lehnten am Wagen und rauchten. Die Stahlhelme lagen im Gras. Sie sahen ihnen entgegen - ein Leutnant, ein Feldwebel, ein Unteroffizier. »Mayer, alter Jäger, wen bringen Sie denn da?« Der Leutnant lachte.

»Bißchen finsterer Fall. Müssen sich mal mit ihm beschäftigen.« Der Gefreite sprach, als bestände kein Rangunterschied. Mit dem Leutnant kann man reden, dachte der Feldwebel. Er bemühte sich, einen guten Eindruck zu machen. Nahm Haltung an. Grüßte. »Herr Leutnant, ich habe...«

»Pscht. Bei mir reden Sie nur, wenn Sie gefragt sind«, sagte der Leutnant gemächlich.

Der Gefreite griff dem Feldwebel von hinten in die Brusttasche, zog das Soldbuch heraus und gab es dem Leutnant. Der begann langsam darin zu blättern. »Gibt an, um Mitternacht seine Stellung verlassen zu haben. Bestätigt, daß das russische Feuer um diese Zeit schon begonnen hatte. Will zum Troß nach Emga«, sagte der Gefreite. Er betonte ›Mitternacht‹.

»Na, geben Sie schon zu, Sie sind abgehauen«, sagte der Leutnant gleichmütig.

»Herr Leutnant...«

»Ja oder Nein. Keine Romane.« Diese Art war verwirrend.

»Nein, Herr Leutnant.«

»Was haben Sie bei Ihrer Kompanie gemacht?« Der Leutnant strich eine geknickte Seite im Soldbuch gerade. »Kompanietruppführer!« Der Feldwebel dachte: Ich habe alles über meine Verwendung selbst eingetragen und auch noch vom Hauptmann mit Datum bestätigen lassen. »Und da schickt Sie Ihr Chef mitten im Feuer, kurz vor einem Angriff, zum Troß?« Der Feldwebel biß sich auf die Lippen.

»Ich glaube«, der Leutnant wandte sich an den Unteroffizier, »da hätten wir einen.«

Der Gefreite nickte: »Es muß ja nicht immer ein Landser sein.«

»Dumme Geschichte«, fügte unklar der Unteroffizier hinzu.

Dem Feldwebel wurde schlecht.

»Na, denn wollen wir mal.« Der Leutnant stand auf. »Bringen Sie ihn nach Emga.«

»Jawohl, Herr Leutnant!« Eine Hand nahm den Feldwebel beim Ärmel und zog ihn sanft zum Wagen. Der Gefreite zwängte sich ans Steuer. »Sie kommen sofort zurück!«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

Sie rollten aus der Schneise heraus, Richtung Emga. »Wird schon nicht so schlimm«, sagte der Unteroffizier neben ihm und gab ihm eine Zigarette. Damit das Streichholz nicht ausging, verlangsamte der Gefreite die Fahrt. Der Feldwebel rauchte mit tiefen Zügen. »Vielleicht haben Sie Schwein«, sagte der Unteroffizier. Der Gefreite gab Gas. Komisch, dachte der Feldwebel, die tun so als könnten sie mich für die Geschichte einsperren. Er blickte auf das Tachometer. Die Nadel tanzte auf 70. Als ihnen Fahrzeuge entgegenkamen, stoppten sie zweimal. Den Feldwebel streiften merkwürdige Blicke.

Emga. Eine breite Fahrbahn. Blockhäuser. Auf einer Anhöhe eine Kirche ohne Dach. Rechts brannte ein Haus. Der Wagen holperte über ein Bahngleis. Hinter einer qualmenden Lokomotive ein Waggon mit weißgestrichenen Fenstern, in der Mitte ein großes rotes Kreuz. Standarten und Wimpel mit verschiedenen taktischen Zeichen staken in der Erde. Mitten auf der Straße schoß eine Erdfontäne hoch. Bei dem

Motorengeräusch hatte der Feldwebel das Herangurgeln der Granate nicht gehört. Er duckte sich. Links von ihnen ein langgestrecktes Gebäude. Das Divisionsabzeichen klebte windschief über dem Eingang. Soldaten trugen Akten, verluden sie auf Lkw's. Hinter dem niedrigen Holzzaun, auf Tragbahnen, verummte Gestalten. Der Wagen hielt vor einem turmähnlichen Speicher. Putz bröckelte von den Außenwänden. Vor der Tür stand ein Feldgendarm.

»Los, los!« sagte der Unteroffizier und sprang aus dem Wagen. »Sonst erwischt uns die russische Ari!« Erwartete ungeduldig auf den Feldwebel. Die Tür war so niedrig, daß sie sich bücken mußten. Im Innern war es ziemlich finster. Kalter Luftzug wehte. Der Feldwebel sah im Speicher kein Fenster. Nur durch die Ritzen fiel etwas Licht. Mit geübtem Griff nahm ihm ein Unteroffizier mit Boxergesicht Pistole und Koppel ab. Er fand keine Zeit, sich dagegen zu sträuben. Er hielt es auch für sinnlos. Abwarten. Später würde er mit ihnen reden. Er bekam eine Papptafel mit Nummer in die Hand gedrückt. Sein Name wurde in ein abgegriffenes Buch eingetragen. Dann schob der Unteroffizier ihn eine Stiege hinauf. Über ihnen ein weitmaschiges Drahtgitter mit eingelassener Tür. Der Unteroffizier schloß ein Vorhängeschloß auf, ließ den Feldwebel eintreten und polterte die Stiege wieder hinunter. Der Feldwebel sah leere Papiersäcke. DEUTSCHER PORTLAND-ZEMENT. Rundherum feuchte Ziegelmauern. Auf den Holzbohlen saßen drei Soldaten und spielten Karten. Nicht Karten, sondern Papierfetzen von den Säcken. Die Uniformen von Zementstaub überzogen. Über ihm Balken und Sparren mit den Unterseiten der roten Dachpfannen. Schwacher Lichtschein fiel durch die Ritzen.

»Der letzte Trumpf!« Die Männer hatten ihn nicht beachtet. Einer spuckte auf den Boden. Der Feldwebel sah auf seinem Ärmel die Spuren eines abgetrennten Gefreitenwinkels. »Vielleicht kann der uns was sagen! Wann kommt der Russe?« Der Feldwebel schwieg.

»Schüchtern?« Sie legten die Papierstücke zusammen. Ihr Lachen klang bedrückt. »Was für'n Gebot hast du übertreten? Das achte?«

»Können Sie sich spar'n«, sagte der Feldwebel. Jetzt sah er an der Mauer noch eine Gestalt hocken.

»Wären der Herr Feldwebel so liebenswürdig, uns mitzuteilen, wann der Russe endlich nach Emga kommt?« höhnte der Degradierete. »Das ist verdammt wichtig für uns.«

»Für ihn vielleicht auch«, sagte ein anderer. Im Dorf explodierte eine Granate. Sie lauschten. Der Feldwebel versuchte festzustellen, in welcher Richtung die Front lag. Es gelang ihm nicht. Die Soldaten stichelten weiter:

»Wir sind ihm nicht vornehm genug. So'n Feldwebel kann sich eben nicht umstellen.«

Der Feldwebel wollte das überhört haben. Er zwang sich zum Gleichmut, betrachtete die zusammengesunkene Gestalt an der Mauer. Im stillen war er wütend. Alles nur ein Mißverständnis. Schließlich war er im Einverständnis mit dem Hauptmann nach hinten gegangen, hatte Meldung beim Major gemacht und wollte jetzt nach Emga, doch ganz klar, wo sollte er sonst hin! Alles nur ein Mißverständnis. Draußen krachte es wieder. Dreck und Splitter prasselten auf das Dach, Kalk rieselte. Verdammt, dachte er, jeden Augenblick kann's hier einschlagen, und man sitzt hier. Nur wegen eines Mißverständnisses. Er wollte sofort einen Offizier sprechen. Nur mußte er sich vorher überlegen, was er sagen sollte. Bei diesem Gewäsch konnte er keinen vernünftigen Gedanken fassen.

»Herr Unwissend. Kommt wohl aus der Etappe. Sonst würde er das Maul aufmachen.«

»Schnauze!« schrie der Feldwebel sie plötzlich an.

Sie schwiegen verdutzt. Nur ein paar Sekunden. Dann schlug ihm ihr Gelächter entgegen. Der Gefreite bog sich, als hätte er Krämpfe. Aber dahinter verbarg sich etwas Beunruhigendes, Furcht und Haß. Jäh unterbrach er sich. Ein verzerrtes, hochrotes Gesicht sah den Feldwebel an:

»Ihr Schweine habt uns geschunden, wo's nur ging. Hier ist Schluß, verstanden?« Seine Schläfenadern schwollen an. Wie ein Raubtier kam er auf den Feldwebel zu. »Aus diesem Läuseloch komm ich doch nicht mehr raus, ich will auch nicht. Für mich ist der Schwindel aus. Ich laß' mich nicht mehr wie'n Hund behandeln!« Seine Stimme überschlug sich. Der Feldwebel wich zurück. Der Gefreite trieb ihn in die Enge, Schritt um Schritt. Auf seiner Stirn glühte eine Narbe. Der Feldwebel tastete mit den Händen an der Mauer lang. Die Narbenstirn kam immer näher.

»Hilfe! Unteroffizier!« schrie der Feldwebel.

Die Faust des Gefreiten fuhr ihm ins Gesicht. Er taumelte. Ein Gurgeln kam aus seiner Kehle. Ein zweiter Hieb. Er wagte nicht die Arme zu heben. Er sackte an die Mauer. Schloß die Augen. Wie durch einen Schleier drang plötzlich eine Stimme: »Hast wohl nicht genug!« Ein sausendes Geräusch. Der Feldwebel bemühte sich, die Augen zu öffnen. Der Feldgendarm stand im Raum und hieb mit einer Peitsche auf den Degradierten ein. Schlag auf Schlag. Blindlings auf Schultern und Kopf. »Drecksker!« Der Gefreite sank zusammen. Die anderen Häftlinge drückten sich an die Mauer. Der Feldwebel empfand Genugtuung, schnellte den Fuß vor und trat dem Gefreiten in den Unterleib. Der Feldgendarm fuhr herum.

»He!« Der Unteroffizier hob die Peitsche.

Der Feldwebel zuckte zurück. »Er hat mich geschlagen.« Er spürte einen winzigen Vorteil, als er merkte, daß der Unteroffizier nicht zuschlagen wollte.

»Halt's Maul. Ihr seid alle gleich!«

»Das bereu'n Sie noch«, zischte der Feldwebel. Er hätte sich auf die Zunge beißen können. Aber der andere sah ihn verblüfft an. So muß ich also mit ihm reden, dachte der Feldwebel. Er befahl: »Machen Sie sofort die Tür auf!«

»Was?« fragte der Unteroffizier.

»Die Tür aufmachen, hab' ich gesagt!« Draußen krachte dicht neben dem Speicher eine Detonation. Mörtel sprang von der

Mauer. In einen Sog schien sich das Dach anzuheben. Einen Augenblick wurde es taghell. Dachziegel prasselten herunter.

Als er wieder ruhig wurde, war der Feldgendarm schon die Stiege hinuntergestolpert. Unbehagliche Ernüchterung blieb zurück. Sonnenflecken erhellten den Boden, der mit Zement und Ziegelstücken bedeckt war. Die beiden Häftlinge standen auf und schleiften den Gefreiten in den Schatten. Wie zerzauste Geier wirkten sie, die nach mißglücktem Raubzug in der Nische einer Ruine hockten. Gehässige Blicke flogen zu dem Feldwebel.

Der Feldwebel suchte nervös herum. Sein Blick blieb an dem Mann hängen, der sich während der Auseinandersetzung nicht gerührt hatte. Er lehnte an der Mauer, blutjung, fast noch ein Kind. Die Uniform hing lose über schmalen Schultern. Zwei magere Hände, ein Kopf, der für den Körper viel zu schwer schien. Unter strähnigem Haar glänzten tiefliegende Augen. Umständlich setzte sich der Feldwebel an seine Seite, in den Schatten der Mauer. Die Kühle, das gedämpfte Licht beruhigten ihn.

»Sind Sie krank?« fragte er so gedämpft, daß der Soldat ihn gerade noch verstehen konnte.

Der Junge schüttelte unmerklich den Kopf. Seine Augen blieben auf einen bestimmten Fleck gerichtet, einen weißen Verputzfladen an der gegenüberliegenden Wand.

»Wie lange sind Sie schon hier?« fragte der Feldwebel leise.

»Ich weiß nicht!«

»Das müssen sie doch wissen!«

Wieder Schweigen. Dann: »Sie nehmen mich überall mit. Es ist schon lange her.«

Der Feldwebel erschrak. Solche Augen hatte er noch nie gesehen. In den Pupillen lag die Stumpfheit eines Blinden. Trotzdem bewegten sie sich, musterten seine Schulterklappen.

»Sie sind Feldwebel...«

»Ja. Haben Sie eine Strafe?« Vielleicht konnte er etwas hören, was ihm nützlich wäre.

»Noch nicht«, antwortete der Junge.

»Aber Sie warten drauf?«

»Ja.« Der Junge starrte stumpf geradeaus. Die drei anderen beobachteten sie.

»Und warum?«

»Hab' mich versteckt!«

Der Feldwebel flüsterte: »Versteckt?«

»Wir sollten den russischen Graben stürmen, da hab' ich mich versteckt. Wegen meiner Mutter.«

Der Feldwebel war enttäuscht. Angst, das hätte ihn befriedigt. »Mutter?« fragte er uninteressiert.

»Sie ist allein und hat nur mich. Verstehn Sie das?« Der Feldwebel betrachtete den schwachen Körper, die dünnen Finger, das Gelb der Haut über den Backenknochen. Plötzlich sagte er: »Sie kommen bestimmt nicht mehr zu Ihrer Mutter!«

»Das hängt alles von einem Gott ab«, antwortete der Junge leise.

»Von welchem Gott?«

»Von dem da.« Er deutete auf den Boden. Er meinte den Feldgendarm.

»Der ist doch kein Gott!« Der Feldwebel verzog den Mund.

»Wir sind alle in seiner Hand!« Die Augen des Jungen begannen zu flackern. Dem Feldwebel wurde unbehaglich. Er rückte zur Seite.

»Idiot!« kam es von der anderen Seite.

»Ihr werdet schon sehen!« Erregt hallte die helle Knabenstimme durch den Speicher. Den Feldwebel schauderte es.

»Haben Sie 'ne Uhr?« fragte einer der drei Männer drüben. Fast dankbar antwortete der Feldwebel: »Acht.«

»Dann fängt also der Tag erst an.«

## VII

»Achtung, Achtung! An alle! Wir senden von 8.01 Uhr bis 8.10 Uhr die Zeit im Klartext«, sprach irgendwo in einem Wald, weit hinter der Front, eine Stimme ins Mikrofon eines Kurzwellensenders. Die Sendeimpulse liefen durch Spulen, Röhren und Wicklungen, kletterten an einem dünnen Kupferdraht an einer Stange hoch und gingen über eine Antenne in den Äther. »Achtung, Achtung! An alle...«

»Die Armee sendet die Zeit«, sagte ein Offizier im Funkwagen des Divisionsgefechtsstandes. »Geräte auf Empfang! Sendungen unterbrechen!« Die Funker legten Hebel um, drehten an Knöpfen: Uhrenvergleich. Sie übertrugen die ankommende Stimme auf ihre Wellenlänge.

»... die Zeit im Klartext«, hörte der Funker von Podrowa. Er sah flüchtig auf die Uhr. Das senden sie jetzt neun Minuten, dachte er. Es wäre besser, sie hörten auf mich. Auf das, was ich zu senden habe:

... Standort rollbahn ostausgang podrowa - führung mit einheit verloren - feindliches granatwerferfeuer auf podrowa - auf rollbahn rückzug - nicht mehr planmäßig - erkenne infanterie, artillerie, flak - keine waffen, keine fahrzeuge, keine Offiziere - keine vollständigen einheiten - führerlose trupps - verwundeter offizier erklärt mir russische Zangenbewegung um höhe 308 - höhe vermutlich noch in unserer hand - ende der meldung.

»Acht Uhr und eine Minute«, sagte statt dessen die Stimme in seinem Empfänger und blockierte die Wellenlänge.

»Acht Uhr und zwei Minuten«, hörte der Funker am Rollbahn-Stern. Er hatte keine Zeit, auf die Uhr zu sehen. Er unterbrach



auch seine Meldung nicht. Im Umkreis von vier Kilometer hörte jeder Funker seine Meldung zusammen mit der Zeit:

»Hier saturn - warten vergebens auf versprochenes reservebataillon - vor uns russische panzer - stärke nicht feststellbar - abwehr ausgefallen - weiträumiger einbruch des gegners nördlich von eigenem Standort - widerstand eigener truppen in der niederung - auf höhe 308 zwei feindliche panzer ohne Infanterie - hier weiterer widerstand wegen munitionsmangels unmöglich - sprengfunkgerät - ende der meldung! ende! ende!«

»Acht Uhr und drei Minuten«, hörte er noch. Dann flog das Gerät wie der Propfen einer Sektflasche in die Luft.

Der Major wischte den Schlamm von seiner Armbanduhr. Acht Uhr vier. Also war er schon über eine Stunde im Sumpf. Immer bis zu den Knien im Wasser, zweimal bis zur Brust eingesunken. Einen Stiefel verloren. Die Pistole verschlammt. Der Kompaß zerbrochen. Beide Schulterstücke von Zweigen abgerissen. Er sah aus wie ein wildes Tier. Weiter, weiter, dachte er. Die Hände bluteten. Er hörte schon ihr Maschinengewehr. Vielleicht noch dreihundert Meter, dann war er bei ihnen...

Der Leutnant in einem der russischen Panzer auf der Höhe drehte am Funkgerät. »Acht Uhr und fünf Minuten«, sagte eine deutsche Stimme in den Kopfhörern. Er verstand kein Deutsch. Durch die Sehschlitze beobachtete er die Sibirier. Sie hatten ein Stück des deutschen Grabens aufgerollt und saßen in einer Falle. Dreißig Deutsche lagen am Fuße der Höhe eingeeigelt und beherrschten den ganzen Abschnitt. Jenseits des Sumpfes kurvten eigene Panzer herum. Jedesmal, wenn die Infanterie hinter ihnen hervorbrach, geriet sie in deutsches MG-Feuer und wurde niedergemäht. Er blickte auf die Uhr. Die Lage wurde unerträglich. Drei Stunden bereits auf der Höhe. Seine Munitionskammern waren leer. Warum legte die Trägerkompanie keinen neuen Teppich? Auf der Höhe lag eigenes Granatwerferfeuer. Die Splitter knatterten gegen die Stahl-

wände. Er konnte nicht einmal aussteigen. Seit einer Stunde stand er mit abgestelltem Motor neben dem Skelett des Hochspannungsmastes. Er konnte nicht ewig hier oben warten. Das Loch unter dem Betonsockel des Hochspannungsmastes sah aus wie ein Eingang. Auf der Brüstung lag eine zerbeulte Konservenbüchse. Nur das Granatwerferfeuer hinderte ihn daran, auszusteigen und nachzusehen.

»Acht Uhr und sechs Minuten«, sagte in seinem Kopfhörer die deutsche Stimme, die er nicht verstand.

Acht Uhr sechs, stellte der Unteroffizier fest. Er schob vorsichtig den Kopf über die Böschung. In den Wasserlachen vor dem Graben spiegelte sich die Sonne, hinter dem zerschossenen Stacheldraht erhoben sich die Silhouetten der russischen Panzer. Überall lagen braune Haufen. Verrenkte Glieder zeigten in den Himmel. Aus dem eigenen Graben peitschte ein Schuß. Drüben, an einem Panzerturm spritzte es am Stahl entlang. Verrückter Hund, dachte er, der Kerl schießt auf die Sehschlitze.

»Laß' den Quatsch!« rief er durch den Graben. »Die ballern sonst zurück!«

Der Melder kam aus seiner Nische und lehnte sich an die gegenüberliegende Grabenwand. Er drohte mit der Faust zur Höhe: »Auf was warten die noch?« Rechts und links des Hochspannungsmastes standen die beiden Panzer und bewegten sich nicht von der Stelle.

»Der Panzervernichtungstrupp ist im Arsch!«

»Abgehauen!« Der Melder spuckte in den Graben. »Die Schweine sind abgehauen!«

Hinter den Panzern am Sumpf entstand eine Bewegung. Der Unteroffizier spähte angestrengt hinüber. »Wir müßten die Sappe bis zum Unterstand vom Chef aufrollen, dann hätten wir Luft!«

Der Unteroffizier gab keine Antwort. Hinter einem Panzer sprang ein Rotarmist hervor und rannte zum nächsten. »Wir

sind abgeschrieben!« Der Melder starrte in den Himmel. »Nicht einmal Flieger schicken sie uns!« Der Russe, drüben bei den Panzern, rannte am zerfetzten Drahtverhau entlang. An seiner Hüfte blitzte ein Emailtopf. Er winkte mit den Armen.

»Ich mußte mal aus dem Verwundetenloch raus«, erklärte der Melder. »Die Verwundeten machen mich verrückt!«

Drüben beim Stacheldraht, am letzten Panzer, machte der Russe plötzlich kehrt und sprang zurück. »Vielleicht ist es das beste...« Die Stimme des Melders sagte nach einer kurzen Pause: »Wir ergeben uns?!«

»Vielleicht?« Der Unteroffizier sah ihn flüchtig an. »Wenn man wüßte, was dann wird...« Hinter den Panzern quirlte es plötzlich hervor. »Sie kommen!« schrie er. Der Melder sprang in seine Nische zurück. Die beiden Maschinengewehre links und rechts begannen zu schnattern.

Der Unteroffizier dachte: Genau alle halbe Stunde greifen sie an. Unwillkürlich sah er auf die Uhr: sieben Minuten nach acht.

Acht Uhr acht. Der russische Oberst fuhr mit seinem Lineal nervös über die auf dem Tisch ausgebreitete Karte. »Leider!« Sein Adjutant hob fragend die Schultern. Er sagte:

»Beim dritten Panzer brach der Teppich auf dem Sumpf auseinander. Die Infanterie ist steckengeblieben. Das war das Ende.« Er zeigte auf die Karte, auf eine Zahl im schwarzen Kreis. »Die Lage beim Bataillon Sostschenko ist ernst!« Ein Luftzug hob die Karte auf. Die Zimmertür war aufgegangen.

»Wie hoch sind die Verluste?« Der Oberst wandte sich um und blickte zum Fenster hinaus. Ein Mädchen stand auf der Straße. Ihr Haar flatterte im Wind.

»Bis jetzt«, sagte der Adjutant, »wissen wir nichts.« Er lauschte. Aus dem Nebenzimmer drang die Stimme des Generals.

»Die Person kennen wir doch?« Der Oberst wies zum Fenster hinaus auf das Mädchen.

»Welche?« Der Adjutant blickte absichtlich über das Mädchen weg.

Der Oberst sagte vorwurfsvoll: »Wem sie gehört, meine ich!«

»Kapitän Sostschenko.«

Der Oberst nickte: »Soviel ich weiß, hat ein Verbandsplatz Hilfskräfte angefordert.«

»Jawohl, Genösse Oberst.«

Der Gefreite schob die Sprengkapsel in die Mine. Es war still im Loch. Er konnte das Schleifen der Sprengkapsel am Metall der Mine hören. Auf dem Zifferblatt seiner Uhr waren weder Zahlen noch Zeiger zu erkennen. Die Leuchtkraft des Phosphors hatte sich verbraucht.

»Was machst du da?« fragte eine Stimme aus dem Dunkel.

»Wir wollen deinen Leichtsinn nicht mit dem Leben bezahlen.«

»Jeder kann tun, was er will«, antwortete der Gefreite. »Ich zum Beispiel werde jetzt einen russischen Panzer sprengen!«

Die Stimme sagte: »Es sind zwei. Der zweite wird uns dann...«

»Quatsch nicht so dämlich.« Wieder das Kratzen der Zündkapsel am Metall.

»Das wirst du nicht tun!« sagte die Stimme. Sie zitterte. Der Gefreite antwortete gleichgültig: »Ich hab's mir eine Stunde überlegt!« Er zog, jedes Geräusch vermeidend, die Beine an, drückte seinen Rücken langsam an der Wand hoch. Die Mine war schwer.

Ihm gegenüber entstand eine Bewegung. Eine Hand griff nach seinem Arm. Er versetzte ihr einen kräftigen Schlag. Zwei Hände griffen nach seinen Schultern. Er zog ein Knie an und stieß es mit aller Kraft zurück. Ein Schmerzenslaut. Übler Mundgeruch schlug ihm ins Gesicht. Er warf sich bereits dem Ausgang zu. Hielt die Mine mit der rechten Hand, versuchte sich mit der linken aus dem Loch zu ziehen. Jetzt erst bemerkte er, daß seine Glieder steif waren, daß er fast keine Kraft mehr hatte. Außerdem blendete ihn das Tageslicht.

»Du bist irrsinnig! Bleib hier!« schrie hinter ihm die verzweifelte Stimme.

Sein Kopf ragte bereits aus dem Loch. Da wurden seine Füße gepackt. Eine eiserne Zange hielt sie fest. Er mußte sich befreien. Fünf Schritte vor ihm ragte die lehmbedeckte Wand des Panzers. Eine unförmige Raupe, Schraubenköpfe, Schweißnähte. Er kämpfte angestrengt. Wollte die Mine über das Loch heben. Wollte sie dem Panzer entgegenrollen. Die Hände hielten ihn wie ein Schraubstock fest. Seine Kräfte schwanden. »Laß mich«, wimmerte er. Die Mine drückte auf seine Brust. Er bekam keine Luft mehr. In der Panzerwand öffnete sich eine kleine Klappe. Ein Rohr, wie von einer Gießkanne, zielte auf seinen Kopf. Mit letzter Anstrengung riß er die Sicherung aus der Mine.

In diesem Augenblick tropfte aus dem Stahlrohr des Flammenwerfers eine ölige Flüssigkeit. Ein harmloser Funke zuckte auf. Plötzlich spritzte glühendheiße Lohe in sein Gesicht. Sein Kopf brannte wie Zunder. Die Mine begann zu glühen. Eine gewaltige Detonation: den Gefreiten gab es nicht mehr. Eine Druckwelle fauchte in das Loch. Eine Welle von Luft schlug gegen Erdwände, gegen Beton, Stichflammen rasten auf andere Minen zu. Im Nu verkohlten Papier, Uniformstoffe, Fleisch. Der entzündete Sprengstoff hob den Betonklotz an, warf das Gerippe des Mastes in die Luft. Der Leutnant in dem Panzer hörte im Kopfhörer noch einmal die fremde Stimme. Dann begann sich der Turm mit ihm zu drehen. Das Gehäuse aus Stahl zerbarst. Die Stimme, die zum letzten Male »Acht Uhr und zehn Minuten« sagte, hörte er nicht mehr.

Irgendwo, weit hinter der Front, legte eine Hand einen Hebel um. Lampen verloschen. Spulen kühlten sich ab. Von Osten her liefen neue Sendeimpulse ihren komplizierten Weg.

## VIII

Drei Handbewegungen hatten dem Hauptmann und dem Verwundeten im Unterstand das Leben gerettet. Nicht für immer, aber wenigstens für eine gewisse Zeit. Der Hauptmann konnte sich keine Gedanken mehr darüber machen, ob er richtig handelte oder nicht. Er handelte aus Instinkt. Er hob einen Stein auf, wickelte sein schmutziges, immer noch etwas weißes Taschentuch darum, und warf ihn dem Rotarmisten, der plötzlich im Eingang des Unterstandes auftauchte, vor die Füße.

Das Leben der beiden hing in diesem Augenblick nur vom Zufall ab. Ein Mensch, der dreihundert Meter unter MG-Feuer und detonierenden Handgranaten über freies Feld läuft, dann durch ein Labyrinth fremder Gräben um sein Leben rennt und zuletzt mit einer gezogenen Handgranate, die in drei Sekunden explodieren wird, vor einem feindlichen Unterstand steht, ist nur eine Maschine. Er kann einen Stein mit einem Taschentuch nicht sehen. Er kann ihn sehen und sich nichts dabei denken. Er kann sich in einer Art Bluttausch befinden. Er kann aber auch sofort wissen, was das bedeutet und trotzdem seine Handgranate in den Unterstand werfen, weil er nicht weiß, wohin damit. Daß der Russe die Handgranate über den Grabenrand warf, war Zufall. Alles, was dann kam, war nur die Folge dieses Zufalls. Vor allem die Tatsache, daß der Hauptmann nun als Gefangener in seinem eigenen Unterstand saß.

Wie lange schon, wußte der Hauptmann nicht. Seine Uhr war mitsamt verschiedenen anderen Gegenständen verschwunden. Es mußten Stunden sein. Seine Erregung hatte sich gelegt. Er empfand sogar eine Art Beruhigung. Der kritische Punkt schien

überwunden zu sein. Aus Erfahrung wußte er, daß Gefangene in der Regel nur in der ersten Verwirrung erschossen wurden. Wenigstens hier bei seiner Kompanie. Außerdem unterschieden sich diese russischen Soldaten nicht wesentlich von seinen Leuten. Nur andere Uniformen und andere Gesichtszüge. Sonst waren sie genau so verdreckt, genau so überanstrengt, genau so gehorsam. Er konnte nicht feststellen, wer sie führte, aber was sie taten, hatte Sinn. Sie durchsuchten seinen Unterstand, verteilten das gefundene Brot, prüften ihre Waffen, machten Platz für Verwundete, die andere hereintrugen, und kümmerten sich um den Verwundeten seiner Kompanie, als wäre er einer von ihnen. Ein wenig bewunderte er ihre Disziplin. Sie waren mitten im Kampf und bemühten sich, ihn nichts merken zu lassen. Fast beneidete er den Verwundeten, dem sie mehr Aufmerksamkeit schenkten als ihm. Er lag zwischen zwei verwundeten Russen auf der Pritsche, einen zusammenge-rollten Mantel unterm Kopf, mit einer Zeltplane zugedeckt. Sein Arm war sachgemäß verbunden. Sie hatten irgendwo Schokolade gefunden, brachten sie ihren Kameraden und steckten auch dem Deutschen etwas in den Mund. Überall brannten Talglichter, die sie mitgebracht hatten. Sie rochen ein wenig, aber der Unterstand war bis in den letzten Winkel hinein hell.

Trotzdem - etwas schien nicht zu stimmen. Im Graben wurde immer noch geschossen, obwohl das Artilleriefeuer verstummt war. Ein Maschinengewehr hämmerte. Weiter vorn detonierten Handgranaten. Sie trafen auch keine Anstalten, ihn und die Verwundeten abzutransportieren. Das beunruhigte ihn. Mit seinem Schicksal hatte er sich bereits abgefunden. In Gedanken sah er ein Barackenlager, Stacheldraht und zum erstenmal seit Monaten Ruhe. Keine Detonationen, keine Granattrichter, keine Befehle, keine Verantwortung. Er fand es tröstlich. Man würde vielleicht lange auf die Freiheit warten müssen, aber er nahm sich jetzt schon vor, nicht ungeduldig zu sein. Schließlich konnte er die fremde Sprache lernen und interessante Studien machen. Vorträge fielen ihm ein, die er seinen Gymnasiasten über das russische Völkergemisch

gehalten hatte. Er begann sich wieder mit friedlichen Dingen zu befassen. Er war seiner augenblicklichen Lage bereits entrückt.

»Guten Tag«, sagte neben ihm eine dunkle Stimme. Erschrocken sah er in ein fremdes Gesicht. Es kam ihm zu Bewußtsein, daß die Stimme deutsch gesprochen hatte. Das gibt es auch bei ihnen, dachte er, genau wie bei uns; ein paar Brocken konnte man immer.

»Leutnant Trupikow.« Der Russe verbeugte sich korrekt. Der Hauptmann war so überrascht, daß er unwillkürlich aufstand.

»Bitte, behalten Sie Platz«, sagte der andere mit vollendeter Höflichkeit. Er wies mit einer einladenden Handbewegung auf die Bank hinter dem wackligen Tisch aus Munitionskisten. Der Hauptmann setzte sich verwirrt. »Unser Bataillon hatte die Ehre, Ihre Stellung zu erstürmen. Leider nicht mit vollem Erfolg. Das haben Sie sicher schon gemerkt.« Der Russe nahm ein Talglicht, das auf einem Seitengewehr in der Wand steckte, und klebte es auf den Tisch. Er hatte auffallend schlanke, gepflegte Hände. »Zigarette?« Er zog ein Zigarettenetui, ließ es aufschnappen, reichte es über den Tisch.

»Danke.«

Mit zwei Fingern nahm der Hauptmann eine Zigarette. In der Dose lag eine deutsche Erkennungsmarke. Er zuckte zurück.

»Von einem Ihrer Leute«, sagte der Russe. Unbeirrt fuhr er fort. »Ich hätte gern ein paar Auskünfte von Ihnen.« Er machte eine Pause. »Sie brauchen natürlich nur zu antworten, wenn es Ihnen unverfänglich erscheint.« Er lächelte und sah dem Hauptmann offen ins Gesicht.

Der Hauptmann zögerte. Vor einer Minute wäre er zu jeder Aussage bereit gewesen. Er war gefangen und dachte in erster Linie an sich selbst. Vor einem Sergeanten hätte er kapituliert. Aber hier? Die Art des Leutnants war verwirrend. Hier mußte er weiterkämpfen, mit anderen Waffen. Es war eine Frage der persönlichen Würde.

»Ich bin in Ihrer Hand«, sagte er so beherrscht wie möglich.



»Es soll kein Verhör sein. Eigentlich nur eine private Frage.« Der Russe heftete seinen Blick auf das Hoheitszeichen auf der Brust des Hauptmanns. »Warum wehren sich Ihre Männer so verzweifelt?«

»Aber sie wehren sich doch nicht mehr«, antwortete der Hauptmann. Die Blicke des Russen irritierten ihn.

»Doch.« Der Leutnant lächelte. »Sie kämpfen wie die Teufel. Vorn im eigentlichen Graben ist ein Trupp eingeschlossen und ergibt sich nicht. Ich hätte gern gewußt, warum!« Deswegen immer noch die Schießerei, dachte der Hauptmann. »Um welchen Abschnitt handelt es sich?« fragte er. Es interessierte ihn, wo das sein könnte.

»Schwer zu erklären«, sagte der Russe. Er griff nach einer Tasche aus Rohleinen, die neben ihm auf der Bank lag. Zog Papier und Bleistift hervor. Das Lächeln um seine Lippen verschwand. »Wenn das die Stellung ist...« Er zog quer über das Papier einen nichtssagenden Strich. »... und hier die Sappe zu Ihrem Unterstand verläuft, dann muß es hier sein...« Er deutete auf dem Strich einen Punkt an.

»Zwischen den Sappen also?« fragte der Hauptmann.

»Oh, da ist noch ein Graben!« Der Russe zog einen dritten Strich.

»Und hier ein Verbindungsstück«, sagte der Hauptmann, »und an dieser Stelle liegt noch ein Unterstand.«

»Hm.« Der Russe sah schnell auf. »Da also liegt ein Trupp Ihrer Einheit - und will sich nicht ergeben.«

»Ihre Lage ist hoffnungslos?« Gedankenverloren betrachtete der Hauptmann die Skizze.

»Ja. Wir stehen bereits westlich der Höhe. Ich glaube bestimmt, daß Ihre Leute das wissen. Aber sie kämpfen weiter. Mir ist das unverständlich.« Trupikow dachte an die beiden Panzer, die vor einer Viertelstunde mitsamt dem Betonklotz und dem Gerippe des Hochspannungsmastes in die Luft geflogen waren. Er wußte, daß die Höhe jetzt wieder Niemandsland war.

Vermutlich begann dort oben bald ein deutsches Maschinengewehr zu schießen.

»Meine Kompanie besteht aus einfachen Leuten. Jede Führung benutzt... propagandistische Mittel. Sie verstehen mich? Es ist nicht leicht für die Männer.« Der Hauptmann vermied es, den anderen anzusehen. Er starrte angestrengt in die Flamme des Talglichts.

»Sie meinen - Furcht vor Gefangenschaft?«

»Ja. Vielleicht machen die Leute sich falsche Vorstellungen.«

»Ich verstehe.« Der Leutnant lächelte. »Bei uns sagt man, die Deutschen essen viel Sauerkraut. Als ich nach Deutschland kam, war ich neugierig. Aber ich kann Sie beruhigen. Sie essen nicht mehr Sauerkraut als wir auch.« »Sie kennen Deutschland?« fragte der Hauptmann überrascht. »Ich bin Geiger. Ich habe dort studiert.«

»Ah - deswegen!« Der Hauptmann blickte auf die gepflegten Hände des Russen.

»Sie müssen mich einen Moment entschuldigen.« Während Trupikow auf stand, fragte er: »Sie verstehen kein Russisch?« »Nein.«

Der Leutnant ging hinaus und gab draußen in russischer Sprache Befehle. Mit Unbehagen stellte der Hauptmann fest, daß er die Stellungsskizze mitgenommen hatte. Er kam sich verlassen und ausgeliefert vor. Beunruhigender als die mangelhafte Verbindung mit Gott war das plötzliche Fehlen einer übergeordneten Kommando-Gewalt.

»Ich habe mich in Deutschland sehr wohl gefühlt«, sagte der Leutnant, als wollte er mit seiner Rückkehr in den Unterstand die friedliche Atmosphäre wiederherstellen. Aber sein Gesicht war merkwürdig gespannt: »Das wird Sie interessieren. Ein einzelner Mann ist aus dem Sumpf gekommen, mitten durch meine Leute gerannt und zu dem umzingelten Trupp in den Graben gestiegen.«

»Sicher ein Versprengter.« Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

»Er kam von hinten - oder von vorn«, fuhr der Russe fort.

»Wie Sie es nehmen wollen. Er war verschwunden, ehe meine Leute ihn...« Er verbesserte sich: »Ehe meine Leute etwas tun konnten.«

»Die Leute sind wohl manchmal kopflos«, sagte der Hauptmann. Er dachte: Wir sind Kollegen und unterrichten im gleichen Fach.

»Stimmt«, sagte der Leutnant, »aber was mache ich, wenn Ihre Leute sich nicht ergeben? Ich habe Gewissensbisse. So sagt man doch?«

»Warum?« Der Hauptmann dachte an die Kriegsschule: nüchterner Gedankenaustausch vor dem Sandkasten.

»Wir können uns nicht ewig mit ihnen aufhalten«, sagte der Leutnant. »Wenn sie nicht zur Vernunft kommen...«

»Was würden Sie dann tun?« Ein Hauptmann prüfte am Sandkasten die Entschlußfreudigkeit seiner Leutnants. Trupikow horchte auf und sagte schnell: »Ich hoffe, Sie würden mir einen Vorschlag machen.«

»Ich?« Der Hauptmann fühlte sich wieder als Gefangener.

»Sie könnten Ihren Leuten die Lage erklären. Es handelt sich schließlich um Menschenleben.« Trupikow sah dem Hauptmann ernst ins Gesicht.

Der Hauptmann senkte den Blick und sah wieder in die kleine Flamme des Talglichts: »Wie - würden Sie das auslegen?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort als Offizier, ich würde in Ihrer Lage nicht anders handeln.«

»Und Ihr Plan?«

»Sehr einfach. Wir bringen Sie auf Rufnähe an Ihre Leute heran. Sie fordern sie zur Übergabe auf und sagen ihnen, daß ich ihnen ehrenhafte Behandlung zusichere.«

»Ich bin Offizier«, sagte der Hauptmann. »Aber ich werde es tun.« Er stand auf.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte der Leutnant höflich und zog die Pistole. Sie gingen hinaus. Die Augen des

Hauptmanns wurden vom Tageslicht geblendet. Es war früher Vormittag. Der Graben bot ein Bild der Verwüstung. Sie traten auf Leichen. Der Hauptmann sah, was das Artilleriefeuer aus seiner Stellung gemacht hatte. Ein Erdbeben war über die Gräben hinweggegangen, nur der Unterstand hatte es überstanden.

»Bücken«, befahl der Leutnant.

Er bückte sich. Eine Gewehrkugel stäubte am Rand der Böschung die Erde auf. Überall waren Rotarmisten, die ihn anstarrten. Von einer flachen Stelle aus sah er die Höhe: eine riesige Glatze, die in der Sonne lag. Über der Erde hingen kleine Rauchfahnen. Vielleicht eigene Granatwerfer, die den russischen Einbruch abriegeln sollten. Sie bogen nach vorn ab. Rotarmisten schleppten einen Verwundeten vorbei. Sie schwitzten und rochen nach Moschus. Dem Hauptmann war der Weg zum vordersten Graben niemals so lang erschienen. Die Pistole, die Trupikow hinter ihm schußbereit hielt, schützte ihn vor der Feindseligkeit der andern. Sie erreichten das Panzerwrack. Das Einschußloch an der einen Seite glich mit dem ausgefranst Eisen einem Haifischmaul, das ihn anbleckte. Hier war ein Volltreffer niedergegangen. Die Sappe weitete sich zu einem Rondell. In der Mitte lag ein deutscher Soldat. Vornübergesunken, die Hände über dem Kopf. Der Hauptmann beugte sich nieder. Er sah im Genick das versengte, blutige Loch des Einschusses.

Der Leutnant befahl ärgerlich: »Gehen Sie weiter!«

Sie erreichten den vordersten Graben. Zerfetzte Leiber in deutscher Uniform. Eingetrocknete Blutlachen. Ein verunstaltetes Gesicht ohne Rumpf. Die verwüstete Maschinengewehrstellung. Das MG war fort. Dann wieder Rotarmisten. Sie erreichten die äußerste Stelle, an der sie noch Schutz vor dem deutschen Feuer hatten. Neben ihnen ein russisches Maschinengewehr, das kurze Salven in die Grabenschlucht jagte. Hinter einem niedrigen Wall, eng aneinandergedrückt, vier Russen, die nach vorn starrten.

»Hier!«, sagte Trupikow. Er warf sich hm. »Hier sind wir in Handgranatenwurfweite!«

Der Hauptmann kauerte sich erschrocken nieder.

»Los, fangen Sie an«, befahl Trupikow. Er spuckte aus. Eine Gewehrkuugel zischte über seinen Kopf hinweg.

»Hallo, Kameraden!« rief der Hauptmann.

Trupikow sagte: »Lauter!«

Der Hauptmann legte die Hände an den Mund: »Kameraden!!«

Durch die Luft wirbelte ein Stiel mit einem dunklen Kopf, klatschte dicht vor ihnen in eine Wasserlache. Im nächsten Augenblick rumste die Detonation.

»Ihre Männer sind mißtrauisch«, sagte Trupikow.

Der Hauptmann rief: »Hier spricht euer Kompanieführer! Versteht ihr mich?« Peitschend fuhr eine Maschinengewehr-Garbe herüber und prasselte vor ihm in die Erde. »Hallo, seid doch vernünftig!« Er rief aufgeregt: »Ich bin es, euer Hauptmann Waldmüller!«

Endlich trat Ruhe ein. Eine Stimme schrie gehässig: »Alles Schwindel, Genosse Iwan! Wir kennen euch!« Der Hauptmann versuchte die bösertige Stimme zu erkennen. Sie kam ihm fremd vor. »Lutz?« fragte er.

»Der ist tot! Ihr habt wohl sein Soldbuch gefunden?!«

»Nein! Ich bin's, Waldmüller!« Er schrie verzweifelt: »So glaubt mir doch!«

Eine halbe Minute herrschte Stille. Sie schienen zu beraten. Danach fragte die Stimme: »Wie heißt unser Kommandeur?!«

»Major Schnitzer!«

»Und der Melder?!«

Es war immer noch die gleiche Stimme, auf die er sich nicht besinnen konnte. »Braun!« rief er.

»Und was wollen Sie von uns?«

»Ich bin gefangen. Ich bin über die Lage gut informiert.« Der Hauptmann richtete sich auf. »Euer Widerstand ist sinnlos. Wenn ihr euch nicht ergebt...« Er sah den Leutnant an.

Trupikow nickte. »Ihr braucht keine Angst zu haben. Ihr werdet anständig behandelt!«

Er schwieg und wartete.

»Herr Hauptmann?«

»Ja?«

»Warum ist unser Widerstand sinnlos?«

»Ihr seid eingeschlossen! Die Russen sind schon in Emga!« Er quittierte einen zustimmenden Blick des Leutnants und merkte zu spät, daß er nicht bei der Wahrheit geblieben war. Er schwitzte.

»Warten Sie«, hieß es von drüben. Nach einer Weile fragte jemand:

»Waldmüller! Werden Sie bedroht?«

Die Stimme kam ihm bekannt vor. Noch ein Satz, und er würde sie erkennen. »Nein«, rief er zurück.

»Waldmüller, reden Sie doch keinen Unsinn! Sie reden doch nicht freiwillig!«

Der Hauptmann erschrak. Er hatte die Stimme des Majors erkannt. Wie kam der plötzlich in den Graben? Der Major mußte doch in Podrowa sein. Er sah den Russen hilfeschauend an und sagte verdattert: »Ich will nur Blutvergießen vermeiden.«

»Waldmüller«, rief der Major, »falls man Sie bedroht - wir haben einen russischen Kapitän hier. Ich bin bereit, den Mann auszutauschen.«

»Ich werde nicht bedroht!« rief der Hauptmann schnell. Er strich sich über die Stirn. Seine Hand war naß von Schweiß.

»Fragen Sie, wie er heißt«, forderte Trupikow leise. »Wie heißt der Kapitän?«

»Wissen wir nicht. Er gehört zu der Truppe, die Sie gefangenhält.«

»Sostschenko«, murmelte der Leutnant.

»Der Offizier ist verwundet. Verhandeln Sie wegen Austausch. Sie gegen den Russen!« rief der Major.

Der Hauptmann war verzweifelt. Der Friede, der ihm persönlich schon gewinkt hatte, rückte in unerreichbare Ferne. »Übergabe«, befahl Trupikow ärgerlich.

»Die Russen gehen auf den Vorschlag nicht ein!« rief der Hauptmann befreit. »Es ist auch völlig sinnlos. Ich rate Ihnen...«

»Waldmüller! Ich verstehe Sie ja...«

»Herr Major!« Er wußte nicht mehr, wie er ihn überzeugen sollte.

»Unverständlich«, ließ sich der Major vernehmen. Er fragte unvermittelt: »Sagen Sie mal, Waldmüller - haben Sie den Russen den Unterstand verraten?«

»Herr Major...« Dem Hauptmann fiel die Skizze im Unterstand ein. Seine Hände zitterten. »Antworten Sie!«

Leutnant Trupikow betrachtete interessiert seine Pistole.

»Herr Major!« rief der Hauptmann verzweifelt. »Besprechen Sie die Sache mit den Leuten!«

»Schluß, Waldmüller. Tut mir leid für Sie. Ende!«

Der Leutnant lächelte: »Kommen Sie.« Sie wollten aufstehen, aber sofort pfiffen Kugeln über sie hinweg. Sie mußten zurückkriechen. Deutsche Kugeln, dachte der Hauptmann. Ließ Gott sich wirklich auf keinen Handel ein?

## IX

Sonja Schaljewa durchlief einen Hohlweg. Die Luft roch nach Pulver. Auf den Böschungen stand verbranntes Gras, und an der tiefsten Stelle der Senke sah sie den ersten Toten. Er lag mitten auf dem Weg. Seine verbundenen Arme zeigten steif in den Himmel. Ein Lastwagen hatte ihn verloren. Keiner der vorbeihastenden Soldaten schenkte ihm Beachtung. Trotz der abgesteppten Uniform, die für den warmen Vormittag zu dick war, durchlief sie ein Frösteln. Hinter der Böschung kreuzte ein Schienenstrang den Weg. Es gab Rotarmisten, die den Weg weiterliefen, und Rotarmisten die nach rechts oder links, den Schienen entlang, abbogen. Sie fragte nach dem Verbandsplatz, zu dem sie befohlen war. Ein Kommissar zeigte auf den Schienenstrang, drehte sich um und rannte weiter.

Sie lief ein Stück über die Schwellen und fragte einen Rotarmisten nach der Höhe. Der Soldat sagte ihr, dies sei der kürzeste Weg. Überall in den Wäldern feuerten Geschütze. Sie beschleunigte ihre Schritte. Eine Gruppe Kosaken ritt über den Bahndamm. Sie schrien etwas Unverständliches und schlugen mit ihren Peitschen durch die Luft. Melder rannten vorüber, Verwundete wankten nach hinten. Die Erde zitterte von den Abschüssen der Geschütze. Das Trommelfeuer lag auf der deutschen Front.

Allmählich wurde der Abstand der Schwellen für ihre Schritte zu groß. Sie mußte auf den spitzen Schottersteinen Halt suchen. Ihre Füße begannen zu brennen. Aber der Schienenstrang nahm kein Ende. Schließlich erreichte sie eine Lichtung, eine grüne Wiese mit schwarzen Granattrichtern. Das Blockhaus war der Verbandsplatz, den man ihr beschrieben hatte. Ringsherum standen Rotarmisten mit weißen Verbänden. Manche lagen apathisch im Gras, andere stöhnten. Sie sah graue farblose



Gesichter, verkrustete Uniformen. Der Schweiß rann über ihr Gesicht, das Haar hing ihr wirr in die Stirn. Mühsam lief sie hinüber. Sie durfte sich keine Blöße geben. Als sie einen Sibirier erkannte, fragte sie: »Hast du Kapitän Sostschenko gesehen?!«

»Nein.« Der Mann lag im Gras. Sein Gesicht war dem Himmel zugekehrt. Blut rann über seine Lippen. Sie fragte laut: »Ist noch jemand vom Bataillon Sostschenko hier?«

Sechs meldeten sich.

»Hast du den Kapitän gesehen?«

»Wenn du etwas Wasser hättest, Genossin!«

»Hast du den Kapitän gesehen!«

»Nein!«

»Nein... nein... ich glaube...«

Sie schämte sich ihrer Fragen und wandte sich zum Haus. Vielleicht würde sie drinnen etwas erfahren. Als sie die Tür öffnete, starrte sie in ein Schlachthaus. Sie glaubte zu ersticken, war keiner Bewegung fähig. Ein Arzt mit blutbefleckter Schürze trat auf sie zu.

»Genossin, ich warte auf Sie seit einer Stunde. Endlich eine weibliche Hand!« Er drückte ihr eine Schürze in den Arm. Sie fragte tonlos: »Wissen Sie etwas von Kapitän Sostschenko?«

»Bitte, machen Sie keine Schwierigkeiten, Genossin. Ich brauche Sie dringend!« Er band ihr die Schürze einfach um. Sie sah einen Tisch mit einer Wachstuchdecke. In einem Eimer blitzten Instrumente.

»Der Nächste!« Er ließ ihr nicht einmal Zeit sich umzublicken. Derbe Hände hoben einen Körper auf den Tisch.

»Ich bin schon zufrieden, wenn Sie ihnen die Hände halten«, sagte der Arzt. »Eine Frau wirkt bei ihnen Wunder.«

Sie griff nach dem Verwundeten. Der Soldat trug einen durchbluteten Verband am Kopf. Ein Sanitäter schälte ihn herunter, als wäre der Schädel eine Frucht. Das eingetrocknete Blut zerriß wie Papier. Sie stand an der Stirnseite des Tisches, und direkt vor ihren Augen lag eine weiße pulsierende Masse.

»Sehen Sie den Splitter?« fragte der Arzt.

Sie sah überhaupt nichts. Nur Blut auf einem Gehirn.

Eine silberne Nadel bohrte sich in das Gelee. Es blähte sich auf und fiel wieder zusammen. Sie spürte einen Brechreiz.

»Ich habe ihn schon«, sagte eine Stimme aus weiter Ferne. Sie schloß die Augen.

»Es ist genug!«

Als sie wieder hinsah, war der Sanitäter bereits mit einem neuen Verband beschäftigt. Lassen Sie mich gehen, wollte sie bitten. Aber ihre Stimme versagte. Der Raum begann sich zu drehen. Sie stemmte ihre Füße breitbeinig auf den Boden.

»Der Nächste!«

Der Nächste hatte keine Hände mehr. »Halten Sie ihn am Kopf!« befahl der Arzt. Diesmal schloß sie die Augen sofort. Sie versuchte sich Sostschenko vorzustellen. Die Stallaterne blakte. Das Pferd schnaubte. »Es ist aus«, sagte er. Erschrocken öffnete sie die Augen.

»Es ist aus!« Der Arzt wandte sich ungeduldig an den Sanitäter. Der Verwundete atmete nicht mehr.

»Der Nächste!«

»Bist du verwundet?« fragte der Arzt.

»Ich bin krank!«

»Krank?«

Der Sanitäter sagte: »Er hat nicht einmal Fieber!«

»Hat er Fieber, Genossin?«

Sie legte ihre Hand auf die Stirn des Soldaten. Sie dachte: Er hat Fieber, ich habe Fieber, alle haben Fieber. Der Soldat war noch jung, und sie blickte in seine Augen. »Du mußt wieder zur Kompanie. Du mußt zu Kapitän Sostschenko.« Sie erklärte abschließend: »Er braucht jeden Mann!«

»Ja, Genossin!« Der Soldat wandte sich um. Er wankte, als wäre er betrunken.

»Der Nächste«, sagte der Arzt müde.

Sie wollte ihren Platz wechseln. Von der anderen Seite des Tisches hätte sie zum Fenster hinaussehen können. Aber es ging nicht. Der Boden lag voller Verwundeter. Nur an ihrer Seite war etwas frei. Sie starrte auf das Wachstuch. Der Soldat auf dem Tisch trug einen kleinen frechen Schnurrbart und war beschwipst.

»Ich spüre nichts«, sagte er keck.

Der Sanitäter zog ihm die blutbefleckte Hose herunter. Er blickte erschrocken auf seinen Vorgesetzten, dann auf sie. »Schnell verbinden«, befahl der Arzt.

»Was ist denn?« fragte der Verwundete. Ehe sie es hindern konnte, hatte er sich aufgerichtet. Der Schrei eines Tieres quoll aus seinem Mund, als er die Wunde erkannte. Seine Füße trommelten auf den Tisch. Er tobte, schrie, weinte. Sein Speichel warf Blasen. Dann fiel er plötzlich zusammen. Seine Züge entspannten sich. Er war um Jahre gealtert. Der Schnurrbart wirkte wie aufgeklebt. Der würde keine Frau mehr herausfordern. Er ließ sich willenlos verbinden und hinaustragen.

»Der Nächste!« Sie schoben ihn wie ein Brett auf den Tisch. Er lag in einer Zeltplane. Sein Körper reichte unter der Hülle bis zu den Oberschenkeln. Wo seine Füße hätten liegen müssen, setzte der Sanitäter den Eimer mit den Instrumenten ab. Als sie erkannte, was sie mit ihm vorhatten, sah sie weg. Wieder beschäftigten sich ihre Gedanken mit Sostschenko. Es war das kleine Mansardenzimmer in Leningrad. Er saß neben ihr, streichelte ihre Hand. Sie glaubte körperlich seine Zärtlichkeit zu spüren. Eine bittere Wehmut stieg in ihr auf. Nie wieder würden sie so zusammen sein. Das Leben lag vor ihr wie eine trostlose Straße, die bei einer Schutthalde endet...

Auf der Wiese schlug eine Granate ein. Im Eimer klirrten die Instrumente. Eine Säge schabte.

»Den anderen auch«, sagte der Arzt.

Wieder detonierte eine Granate. Der Boden bebte. Die Deckenbalken knirschten. Durch das offene Fenster drang Rauch, und die Säge ratschte weiter, als gäbe es nichts außer

diesem Haus, außer Menschen, die zuviel Knochen hatten. Bei den nächsten Granaten hörte sie den Abschuß. Zwei, drei, vier wütende Prankenschläge erschütterten das Haus. Es riß die Tür aus den Angeln. Qualm peitschte herein. Die Soldaten draußen drängten sich schutzsuchend, wie Tiere, ins Haus. »Ruhe!« befahl der Arzt, ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen. Eine Katze sprang von draußen aufs Fensterbrett. Ihr Buckel krümmte sich. Sie suchte die Nähe der Menschen.

»Schlägt sein Puls noch, Genossin?«

Sie fühlte nichts. Nur kalte knochige Hände. An einem dünnen Finger hing lose ein Ring. Immer mehr Soldaten schoben sich in den Raum. Sie stießen sich gegenseitig, umdrängten den Tisch und traten auf die Verwundeten am Boden. Jeder suchte Schutz unter einem Dach, das keinen Schutz mehr bot.

Der Sanitäter schrie: »Bleibt doch draußen, ihr Narren!« Ein ohrenbetäubender Knall. Grelles Licht durchzuckte den Raum. Der Sanitäter taumelte. Die Säge verstummte.

»Genossin!«

Sie sah nur, daß sich alle duckten. Über die Leiber hinweg sprang die Katze auf den Tisch. Staub wirbelte durch die Luft, senkte sich auf das Wachstuch, auf ihre Lippen, auf die Instrumente in dem Eimer.

»Hilf dem Sergeanten, Genossin!«

Sie ließ die eiskalten Hände los, bückte sich nach dem Eimer. Wieder ein Krachen. Der Tisch kippte um. Schreie. Ihre Hände griffen ins Leere. Ihre Füße traten auf Leiber, in Gesichter. Sie stürzte hinaus. Das Gras unter ihren Füßen war wie Watte. Unfaßbar grün war die Wiese. Unter den ersten Bäumen ließ sie sich fallen. Sie weinte. Vielleicht über Sotschenko. Sie fühlte, daß er sie verlassen hatte. Sie weinte über sich selber, weil sie ihn liebte.

# X

Im Graben beim Fuchsloch, dem Unterstand der eingeriegelten Gruppe Schnitzer, krepieren seit einer halben Stunde Gewehrgranaten. Sie stiegen aus der von den Rotarmisten besetzten Sappe vor dem Kompaniegefechtsstand auf, kippten in der Luft wie stählerne Bierflaschen und explodierten mit unheimlicher Genauigkeit vor dem Eingang. Einen toten Winkel gab es nicht mehr, die Tiefe des Grabens war nutzlos geworden: sie hockten in der Falle. Daß die Russen den Unterstand ausgemacht hatten, schien unmöglich. Der Graben konnte nicht eingesehen werden, auf der Böschung lagen keine Toten. Ein teuflischer Zufall lenkte die Gewehrgranaten. Major Schnitzer glaubte zu wissen, wie dieser Zufall hieß: Hauptmann Waldmüller. Tatsächlich war die russische Handgranate daran schuld, die nicht in den Unterstand des Hauptmanns, sondern über den Grabenrand gefallen war. Jedenfalls hatte der Zufall etwas Methodisches. Er blies den Gefreiten Schute aus wie ein Windstoß eine Kerzenflamme.

Der Melder ließ den Gefreiten liegen, wo er lag, und verbarrikadierte den Unterstand. Ein Spalt blieb offen. So konnte er noch ein Stück des Grabens sehen. Er schmiegte sich in den Gang, der ins Fuchsloch führte, und spähte hinaus. *Das Fuchsloch war Zeuge dafür, daß die Riegelstellung bessere Zeiten gesehen hatte. Als die Sturmpioniere eines Nachts die Grabenbesatzung ablösten, fanden sie ein Anzeichen dafür: ein Schild mit der Aufschrift VILLA FUCHSLOCH. Hätte es sich noch am ursprünglichen Ort befunden, es wäre fast ein Beweis für Ruhe und Sicherheit gewesen. Die Art seiner Auffindung aber zeugte vom Gegenteil. Die Sturmpioniere stellten fest, daß der Graben nur noch geringe Tiefe besaß. Sie begannen sofort zu schanzen und*

sahen, daß das Labyrinth der Riegelstellung gleichzeitig als Massengrab gedient hatte. Unter einer handbreiten Erdschicht stießen sie auf Leichen. Die Spaten zersplissen verwesendes Fleisch, kratzten an Knochen, zersplitterten Gebeine. Im Schein der Leuchtkugeln stießen sie auf einen Schädel, an dem ein russischer Helm klebte. Ein Gerippe, das ein verschimmeltes Koppel zusammenhielt. Myriaden kleiner Fliegen schwirrten durch den Graben. Wer noch keine Gasmaske trug, dem flogen die Giftschwaden in Gesicht und Mund. Die Riegelstellung war zur Pestgrube geworden. Gespenstische Schatten schaufelten wie Besessene den Unrat über die Brüstung. Sie glichen Tauchern, die in ein versunkenes Schiff gestiegen sind und einander durch ihre runden Maskenfenster anglotzen. Das Massengrab hatte drei Schichten. Die Pioniere mußten Handschuhe überziehen, wenn sie es mit den Schaufeln nicht schafften. Und zwischen diesen Schichten fand einer das morsche Brettstückchen mit der Aufschrift VILLA FUCHSLOCH. Von einer der Knochenhände bemalt, die über die Böschung geschaufelt wurden. Also hatte es hier einmal Tage gegeben, an denen man mit entblößtem Oberkörper an der Grabenwand gelehnt, Zigaretten geraucht, von Urlaub gesprochen und ein Feuer gegen die Mücken unterhalten hatte. Aber das war schon lange her.

Der Gang, in dem der Melder jetzt lag, war ein Schlauch, der schräg in die Erde führte. Eng wie eine Kanalaröhre, feucht und dunkel. Am Ende ein Eingang mit einer richtigen Holztür. Ein großer Kistendeckel an Lederscharnieren mit der Aufschrift HEERESGUT! NICHT STÜRZEN! Und hinter der Tür ein Vorraum. Ein unerklärlicher Luxus. Vielleicht eine Gasschleuse. Als Aufenthaltsraum war er zu eng. Aber er war mit Kistenbrettern ausgeschlagen und obendrein mit Zeitungspapier tapeziert. Wer Langeweile hatte, konnte hier lesen, daß die deutschen Armeen im Osten weiter vorstießen, daß Herr Maier sanft entschlafen war, daß am Montag wieder Eier verteilt würden. Aber das lag wohl schon hundert Jahre zurück. Vom Vorraum aus lag hinter einem weiteren Kistendeckel der Aufenthaltsraum. Er bot Platz für eine ganze Gruppe, aber zum

Stehen war er zu niedrig. Auf dem Fußboden lag etwas, das einmal Heu gewesen sein mußte. Lehmverklebte Stiefel und Stickluft hatten es in fauligen Mist verwandelt. Auf diesem Mist lagen jetzt neun Verwundete, auch der Kapitän Sostschenko. Am frühen Morgen waren es elf gewesen. Zwei hatte der Melder hinausgeschleift und über die Böschung gerollt. Sie hatten sich verblutet. Vom Aufenthaltsraum führte, durch eine Zeltplane verhängt, eine Öffnung in den Schlafrum. Ein Volltreffer hatte ihn verwüstet. Zwölf russische Soldaten waren im Schlaf von der einschlagenden Granate überrascht worden. Man hatte vergeblich versucht, die Leichen fortzuschaffen. Man konnte den Schutt nicht wegräumen, sonst wäre das Fuchsloch eingebrochen. Nein, von Anfang an hatten sie sich über die Stellung keine Illusionen gemacht. Der Hauptmann nicht, der jetzt im Kompaniegefechtsstand ein Gefangener der Russen war. Der Feldwebel nicht, der nach Emga desertiert war. Der Unteroffizier nicht, der das Maschinengewehr bediente. Und er, der Melder, schon gar nicht. Einer dunklen Grabkammer glich der Unterstand, erfüllt von bestialischem Gestank. Deshalb, und noch aus einem anderen Grund, hatte der Melder sich in den Gang gelegt. Explodierte eine Gewehrgranate vor dem Einschlupf, wendete er blitzschnell den Kopf zur Seite. Das war immer noch besser, als tief unten im Loch das Stöhnen der Verwundeten zu ertragen. Vor dem Eingang wurde der tote Schute immer wieder von Splittern getroffen.

Dabei bewegte er sich, und es sah aus, als lebte er noch oder als bekämen seine Glieder einen Starkstromstoß. Einmal winkte er mit der Hand, ein anderes Mal drehte er sich um, und seine gebrochenen Augen starrten den Melder an, als sagten sie: Na, was sagst du nun? Es gab da wohl nicht viel zu sagen...

*Das Schwimmbassin im Garten Schute würde wohl nicht mehr gebaut werden. Es sei denn, Frau Schute entschied sich für eine zweite Ehe. Sie sah noch ziemlich jung aus auf dem Bild, das er ihm gezeigt hatte. Der Brief von ihr steckte in der Brusttasche des Toten. Er war erst eine Woche alt und bereits von einem Splitter zerfetzt. Eigentlich ein ganz harmloser Brief.*

*Er solle sich keine Sorgen machen, ihr gehe es gut. Dann noch etwas vom Garten, von einem Dienstmädchen, das nicht mehr zu bekommen war, von einem Zimmer, das nicht leerstehen durfte... Der Mieter sei sehr zuvorkommend. Und dann: man höre ja viel von Soldaten, die sich mit Mädchen einließen. Sie sei da großzügig, das Leben sei kurz. Eine vernünftige Frau, die Frau Schute. Moderne Ansichten. Vielleicht etwas zu modern. Verschiedenes in dem Brief war dem Empfänger nicht klar geworden; er, der Melder, mußte ihn lesen. Er gab vor, ihn auch nicht ganz zu verstehen. Aber er kannte einen anderen Brief, von dem Schute nichts wußte. »Lesen Sie mal«, hatte der Adjutant beim Bataillon gesagt. »Entscheiden Sie, ob der Brief Schute ausgehändigt werden soll oder nicht.« Da, schrieb ein Nachbar von Beobachtungen, die die Leute über das Verhältnis der Frau Schute zu ihrem Mieter gemacht hatten. Sehr deutlich sogar. Der Melder sah den Adjutanten an und schüttelte den Kopf. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung würde sich der Brief von selbst erledigen. Die Rechnung war aufgegangen. Eine Zeitlang Trauer, der Leute wegen. Stummes Hände schütteln. Ernste Gesichter. Der Mieter blieb weiter zuvorkommend. Das Leben ist kurz. Hatte der Schute nicht auch?... Nein? Seine Schuld? Wo seine Frau doch so großzügig war. Mädchen gab's überall. Soldatenleben - lustig Leben! Großfeuerwerk auf Höhe 308. Stoßtrupp-Unternehmen gegen russische Bunkerstellung. Gefreiter Schute rechter Flügelmann. Grüne Leuchtkugeln. Feuerüberfall. Maschinengewehrgarben. Zweihundert Meter über freies Feld rennen. Handgranaten. Das Leben ist kurz, Schute. Klar, ein fremder Mann im Haus gibt Anlaß zum Klatsch. Mitternachts Minen verlegen. Schute entschert. Russische Maschinengewehre bestreichen das Niemandsland. Jede Deckung ausnutzen. Bei einer entscherten Mine hängt Dein Leben an einem dünnen Draht. Du kannst versichert sein, daß ich großzügig bin. Sechs Uhr zehn: Sturmangriff. Geballte Ladung. Los, Schute, raus aus dem Graben. Das Herz schlägt im Hals, die Lunge platzt. Weiter - unter dem Kugelvorhang weg. Drahtverhau. Zünder scharf machen. Ein Mann, der nicht einrücken muß. Alarm im Morgengrauen. Der Russe ist vorm Graben. Handgranaten*



*raus! Zu spät, sie springen schon rein. Nimm den Gewehrkolben, das Bajonett, den Spaten. Töten mußt du. Für deine Frau, Schute! Für eine...*

Der Melder nahm einen Stein und warf ihn dem toten Gefreiten Schute ins Gesicht. Auch die aufgedunsene Maske unten im Fuchsloch, mit den vorstehenden Zähnen und der Hüftwunde, wollte er noch einmal sehen. Rückwärts, auf allen vieren, ließ er sich den Gang hinuntergleiten. Er schlitterte über feuchte Erde. Stieß mit den Füßen die Kistendeckel-Tür auf. Seine Hände tasteten in der Dunkelheit über die Zeitungstapete. Dann fand er die Tür zum Hauptraum. Vor ihm, im spärlichen Kerzenlicht, ein röchelndes Bündel. Der Ersatzmann mit dem Pferdegesicht und der zerrissenen Hüfte. Der Bäcker. Rotgeränderte Augen sahen ihn an.

»Also deine Geschichte ist wahr«, knurrte der Melder böartig. »Du hast mit Soldatenfrauen geschlafen und hast ihnen Brot dafür gegeben. Du hast dem Oberst im Wehrbezirkskommando ein Auto geschenkt. Du hast den Bürgermeister mit Geld bestochen. Du mit deiner Mühle! Hat dir alles nichts genützt.« Das Pferdegebiß bleckte ihn fassungslos an. »Hast alles im Fieber ausgequatscht, du Hund!« Der Melder schrie triumphierend: »Jetzt hat es dich erwischt. Wir sind eingeschlossen. Aus diesem Drecksloch kommst du nicht mehr raus.«

Er spuckte an die Wand und wankte hinaus. Gegen das Geheul der Verwundeten blieb er taub. Auch gegen die Granatwerfer, die ihn jeden Augenblick zerreißen konnten. Er sah die Einschläge nicht, auch nicht den toten Schute. Er nahm sein Gewehr und schlug den Kolben ab. Er warf die zerbrochene Waffe ins Fuchsloch und zog sich die Grabenwand hoch. Bevor er sich aufrichtete, holte er den zerknitterten Passierschein aus der Tasche. Dann sprang er auf und rannte los. Mit erhobenen Armen, in der Rechten den Fetzen Papier.

Das Gewehrfeuer der Russen brach überrascht ab. Um ihn herum entstand eine lauernde Stille. Er hörte nur seinen Atem, das patschende Geräusch seiner Füße, wenn er in Pfützen trat. Plötzlich sank er tief ein. Erwartete jeden Moment hinter sich

oder vor sich den peitschenden Knall eines Gewehrschusses. Nichts geschah. Nur seine Stiefel wurden immer schwerer. Jeder Schritt brachte ihn dem Sumpfstreifen näher. Daran hatte er nicht gedacht. Der Morast hing wie Blei an seinen Füßen. Ich muß, dachte er verzweifelt. Vor seinen Augen verschwamm jedes Bild. Wie rasend begannen Gesichter vor ihm zu tanzen: Einmal sah er die Höhe, einmal seine beiden Kinder, die die Hände nach ihm ausstreckten, zum Schluß zwei Feuerbälle. Seine Füße staken knöcheltief im zähen Brei. Wenige Meter weiter kroch die Masse an den Waden hoch. Er verlor erst einen Stiefel, dann den ändern. Hastete barfuß weiter. Schwenkte wie ein Besessener den rosa Papierfetzen. Der Verband am Daumen löste sich, flatterte über ihm wie eine weiße Fahne. Endlich der Stacheldraht. Seine Uniform ging in Fetzen. Hautrisse, Gliederschmerzen. Tote Russen hingen im Stacheldraht. Verzerrte Gesichter unter zerbeulten Helmen. Jetzt... Jetzt mußte der Schuß kommen. Von hüben oder von drüben. Er kam nicht. Als wollten sie ihn nicht sehen. Oder starrten sie ihm alle nach? Sahen seine Feigheit und hielten ihn keiner Kugel wert? Die Stimme des Unteroffiziers: du Feigling! Seine eigene Stimme: ich bin nicht feig. Ein Überläufer, äffte der Unteroffizier. Niemand hatte gerufen. Ein Spuk hatte ihn genarrt. Der Stacheldraht lag hinter ihm. Er ließ sich erschöpft in eine Mulde fallen. Beugend vor Angst streckte er einem schlitzäugigen Gesicht den rosa Schein entgegen. Zwei, drei braune Gestalten warfen sich über ihn. Preßten seine Arme an den Boden. Durchwühlten seine Taschen. Ließen ihn los. Ein unmißverständlicher Wink gab ihm zu verstehen, daß er in der Mulde weiterkriechen solle. Ein Wächter blieb hinter ihm. Über ihm zwitschernde Kugeln. Aus dem deutschen Graben. Endlich wagte er sich aufzurichten. Das kurze Rohr eines Granatwerfers zeigte in den Himmel. Feindselige Blicke waren auf ihn gerichtet. Auf der Pläne ein Panzer, das Geschützrohr nach Westen gerichtet. Im Schutz der Panzerwände hockten andere. Keiner beachtete den Papierfetzen, den der Melder immer noch in der Hand hielt. Obwohl er ihn fast jedem entgegenhielt. Eine lederbekleidete Gestalt stieg aus dem Panzer, sprang neben ihm in die Senke. Der Kommissar trug seine Pistole an einer

Schnur um den Hals. Er trat auf ihn zu, schlug ihm kräftig ins Gesicht. Der Schlag brannte auf seiner Wange. Ihm wurde elend. Sein Atem ging keuchend, die nackten Füße taten ihm weh. Noch einmal versuchte er die Macht des Passierscheins. Der andere riß ihm das Zettelchen aus der Hand und trampelte darauf herum. Er meinte, nun das Wichtigste verloren zu haben. Der Kommissar schrie ihn an, aber er konnte nichts verstehen. Neue Schläge. Brutale Hände zerrten an seinen Taschen. Das Bild der Kinder, die Photographie der Frau wurden zerrissen, flogen in den Dreck. Dem Melder stiegen die Tränen auf. Der Kommissar spuckte ihm ins Gesicht. Er schrie einen Befehl. Einer der Rotarmisten packte den Melder am Arm und zog ihn fort. Tritte trafen seinen Rücken, noch ein Schlag sauste auf seinen Kopf. Er stürzte zu Boden. Seine Hand tastete nach einem Schnitzel der Photographie. Hinter seinem Wächter her taumelte er in einen Graben. Der Graben führte nach hinten. Sie stolperten über gefallene Russen. Einer von ihnen glich dem Gefreiten Schute, und mit einemmal waren es lauter bekannte Gesichter. Bleich und leblos wie in einem Wachfigurenkabinett. Die Haut erinnerte an samtene Pfirsiche. Die Lippen schienen sich zu bewegen. Er sah ein höhnisches Grinsen...

»Laßt mich in Ruh'«, schrie er wütend. Sein Begleiter stieß ihm mit dem Kolben vor die Brust. Das letzte Wort wurde ein Gurgeln. Er wankte weiter. Sie erreichten einen Abhang, der steil nach Westen anstieg. Zahllose Löcher nebeneinander. In eins wurde der Melder hineingestoßen. Eine Gruppe Rotarmisten übernahm ihn. Sie führten ihn in einen unterirdischen Gang, von dessen Decke das Wasser tropfte. Wie im Fuchsloch, dachte der Melder, nur weiter und feuchter. Sie erreichten eine Höhle. Er sah einen wackligen Tisch. Das Verhör begann. Er stand in einer Wasserlache, barfuß. Auf dem Tisch tropfte eine Kerze. Er war zum Umsinken müde. Kälte kroch ihm die Beine herauf. Eine weiche Stimme hinter der Kerze stellte Fragen. Er konnte das Gesicht nicht erkennen, sein Blick drang nicht durch die zitternde Kerzenflamme. Dahinter verschwamm alles in Finsternis, aber er durfte sich

nicht bewegen. Neben seinem Gesicht spielte eine Hand mit einer Pistole. Als er auf die erste Frage nicht antworten wollte, spürte er den kalten Lauf im Genick. Die Stimme ließ Frage um Frage hören. Er mußte schnell und sicher antworten. Wenn er zögerte, schlug der Pistolengriff an seinen Hinterkopf. Sein Schädel war wie zerschlagen. Er wußte nicht, woher er die Antworten nahm. Sie flogen ihm zu. Welche Kompanie? Bataillon? Wer ist der Kommandeur? Wie stark ist die Truppe? Wo liegt die Artillerie? Er beantwortete jede Frage. Er wollte einfügen, daß er übergelaufen sei; auf dem Passierschein stehe, er werde anständig behandelt. Die Stimme ließ ihm keine Zeit dazu. Ihm gegenüber saß eine fühllose Maschine. Die Kälte der Wasserlache brannte eisig im Unterleib. Der Kopf brannte fiebrig. Auch der Daumen begann zu schmerzen. Er schwankte. Die Kerzenflamme glitt auf ihn zu, entfernte sich. Aber sie kannten kein Erbarmen. Er lallte ungereimte Worte. Sie schlugen auf ihn ein. Traten ihm in den Magen. Die Knie bluteten. Die Zunge fuhr über den Gaumen. Die Zähne lagen, blutige Brocken, am Boden. Sie traten ihm in die Hoden, bis er zusammenbrach. Im Fallen wimmerte er um Gnade. Die Stimmbänder versagten. Noch mit Gesten versuchte er zu erklären, daß er ein Überläufer sei. Sie schleiften ihn hinaus, zum Ausgang. Rollten ihn den steilen Hang hinab. Er überschlug sich. Sein zerschlagenes Gesicht fiel in Erde. Ein Stein prallte ihm an die Stirn. Er öffnete die Augen. Sie sahen einen neuen Peiniger. Die Schläge, die ihn hochrissen und vorwärtstrieben, spürte er nicht mehr. Er taumelte durch die Senke, vorbei an Geschützen, Geräten und Rotarmisten. Sie sahen ihm nach, als käme er aus der Unterwelt. Er spie Blut. Die zerfetzte Hose bedeckte nur noch den Unterleib. An den blutig-verschmutzten Oberschenkeln klebten Stoffreste. Seine Beine federten wie Stahlruten. Nur noch Knochen und Sehnen. Er lief in der Sonne. Sein Schatten hüpfte wie ein Kobold hinter ihm drein. Er glich einem scheuen Höhlentier, das sich ans Tageslicht verirrt hatte und geblendet nach einem Schlupfwinkel sucht. Er wäre über eine Tragbahre getaumelt, hätte ihn sein Wächter nicht am Arm gepackt. Der Rotarmist zwang ihn, die Bahre aufzunehmen. Den anderen Träger, einen

Russen, sah er nur von hinten. Sie schleppten einen Verwundeten. Sein Wächter konnte ihn nicht mehr antreiben, dafür drohte ihn das Gewicht der Bahre niederzuwerfen. Er war steif wie ein Stock. Jeder Schritt war ein Stich ins Rückgrat, jede Unebenheit des Bodens ein brennender Schmerz in der Brust. Er preßte die zerschlagenen Kiefer aneinander. Er mußte husten. Er spuckte. Ein blutiger Batzen flog ins Gras. Der Verwundete auf der Bahre starrte ihn an. Er fürchtete, das zerschlagene Menschenbündel würde ihn fallen lassen. Verschwommen sah der Melder die abwehrenden Augen auf sich gerichtet. In seinen Ohren knackten seltsame Geräusche. Wie ein Hammer, der gegen Baumstämme schlägt. Als ihn ein Luftdruck zur Seite fegte, sah er die Geschütze, die ihre zuckenden Mäuler in den Himmel reckten. Er hörte nichts mehr. Er war taub.

An irgendeiner Stelle voller Menschen mit weißen Verbänden durfte er die Bahre niedersetzen. Er wurde hin und her gestoßen. Soldaten drückten ihn beiseite. Rotarmisten, die gleich ihm beschmierte und zerrissene Uniformen trugen. Sein Wächter verlor sich im Gewühl. Fremde Laute drangen wie durch Nebel an sein Ohr. Ein weißer Kittel tauchte auf. Zwei Hände zogen ihm behutsam die Feldbluse vom Leib. Eine Nadelspitze drang in seinen rechten Oberarm. Sofort durchrieselte ihn ein süßlicher Strom von Wärme und Geborgenheit. Das Trommeln im Hinterkopf ließ nach. Seine Muskeln entspannten sich. Er sank in bleierner Müdigkeit zu Boden. Daß ihn jemand abtastete, einer seinen Daumen verband, Finger mit einer reizenden Flüssigkeit seinen Gaumen einrieben, erlebte er wie ein Zuschauer. Er bekam einen Platz im Gras, wurde mit einem nach Kampfer riechenden Mantel zugedeckt und versank in ein Meer dumpfer Gleichgültigkeit. In dem lärmenden Durcheinander des Verbandsplatzes meinte er, endlich den besten Fleck dieser Erde gefunden zu haben.

# XI

Die Flut kam aus den Wäldern von Podrowa, strömte an den Mauern des Speichers vorbei und brandete gegen den Bahnhof Emga. Sie kamen aus der Niederung hinter der Höhe. Aus den Sümpfen vom Rollbahnstern, von überallher, wo östlich Emga im Morgengrauen noch intakte Stellungen gewesen waren. Wie bei jeder Panik war die Ursache geringfügig: ein Panzer-Rudel, das auf der Rollbahn von Podrowa langsam in Richtung Emga vorrückte. Die olivgrünen Kästen mußten sich auf der schmalen Fahrbahn hintereinanderhalten. Das Maschinengewehr des ersten trieb Hunderte von Soldaten vor sich her und riß alles mit, was sich noch an Befehl und Ordnung halten wollte: Gesunde, Verwundete, Offiziere und Soldaten. Kanoniere verließen ihre feuerbereiten Geschütze. Frische Reservekompanien warfen die Waffen weg. Die herantrampelnde Masse nahm sie auf, wie eine Herde Schlachtvieh. Immer neue Gruppen spie der Morast rechts und links der Rollbahn aus. Ein Offizier, der sich der Woge entgegenwarf, flog rücksichtslos in den Schlamm. Als er sich von der zähen Umklammerung befreit hatte, war der Menschenbrei schon vorbeigestampft. Ihm blieben die letzten Reihen, in denen der Tod seine Ernte hielt. Hier taumelten die Verwundeten und die Schwächlinge. Wie eine Sense mähte das Maschinengewehr sie nieder. Das Schwanzende wuchs immer wieder nach.

Gegen Mittag erreichten sie Emga. Sie ergossen sich auf den Bahnhof. Stürzten sich sinnlos auf einen Zug ohne Lokomotive. Hunderte kämpften um einen Platz in Waggonen, die nicht zusammengekoppelt waren. Wer einen Platz gefunden hatte, verteidigte ihn wie das nackte Leben. Gewehrkolben schlugen auf Hände, die sich an eisernen Klampen festklammerten. Fußtritte setzte es und Schläge. Brutale Fäuste hämmerten auf

Köpfe, bis sie zurücktaumelten. Ängstliche Gesichter, bettelnde Hände, aufgebrochene Wunden. Haß und Feindschaft. Zweikämpfe um Stehplätze auf Waggonen mit abmontiertem Fahrgestell. Zwischen den Gleisen wimmerten die Zurückgeschlagenen, die Verzweifelten, Beinamputierte und Fiebernde, Männer, die keine Hände mehr hatten, um sich irgendwo anzuklammern. Das Ziel blieb für alle der Zug. Der Zug, der keiner war. Die Fata Morgana auf dem toten Gleis. Waggonen mit ausgelaufenen Lagern. Räder, die sich nicht mehr drehen konnten.

Der Kübelwagen, der nach Emga flitzte, streifte das Gewühl nur am Rande. Der Gerichtsoffizier neben dem Fahrer blickte unbewegt der Panik ins Gesicht. Truppenbewegungen interessierten ihn nicht. Disziplinlose Einheit, dachte er. Ihn interessierten nur juristische Probleme. Erst auf dem freien Platz hatte sein Fahrer Schwierigkeiten. Der Wagen wurde eingekellt. Der Oberst mußte aussteigen, mußte sich durch die Soldaten hindurchdrängen, wenn er die Kommandantur erreichen wollte. Die körperliche Nähe ungepflegter Menschen bereitete ihm Übelkeit. Er ließ sich mit halbgeschlossenen Augen zum Gebäude der Kommandantur treiben. Den Weg durch diesen Brei verdankte er dem Befehl: Der Gerichtsoffizier haftet für die sofortige Aburteilung eines Fahnenflüchtigen in Emga. Die Vollstreckung des Urteils ist der Armee unverzüglich zu melden. Ein sehr unklarer Befehl. Ein Fahnenflüchtiger in Emga - welcher? Die Vollstreckung des Urteils - was für ein Urteil? So etwas erforderte Vorbereitungen, Berichte, Sitzungen. Der Oberst, im Zivilberuf Staatsanwalt, verstand sich auf Paragraphen. Paragraphen waren immer klar, nackte Sätze mit Satzgegenstand und Satzaussage. Bei dem Armeebefehl schien die Hauptsache zwischen den Zeilen zu stehen. Etwa: Außergewöhnliche Umstände erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Jedenfalls kam es ihm so vor. Ihn fröstelte wie einen gewissenhaften Buchhalter, durch dessen Bürotür kalte Zugluft streicht. Dafür war er nicht zuständig. Er richtete sich nach Vorschriften. Andeutungen blieben Glatteis. Außerdem

hieß es in dem Befehl, er hafte für die Aburteilung. Das bedeutete jedenfalls ordnungsgemäß. Sein Entschluß war gefaßt: er hatte zu gehorchen. Darauf konnte er sich notfalls berufen. Was zwischen den Zeilen stand, ging ihn nichts an. Im Gewühl war die Ortskommandatur das Rettungsboot in der Springflut. Hier trafen sich mit schlechtem Gewissen alle, die das sinkende Schiff schon verlassen hatten. Jeder suchte sein Versagen mit einer Forderung zu bemänteln. Aber der Ortskommandant, ein kleiner dicker Major, besaß nichts, nur Formulare. Er rannte mit gerötetem Gesicht und viel Verantwortung herum. Er hörte alles mögliche. In Wirklichkeit gar nichts. »Meine Batterie benötigt sofort Munition, andernfalls lehne ich jede Verantwortung ab!« Die Geschütze dieser Batterie standen verlassen neben der Rollbahn. Die Kanoniere verteidigten ihre Sitzplätze auf dem Gespensterzug. Daß die Kommandatur über keine Munition verfügte, war allgemein bekannt. »Wenn meine Abteilung kein Benzin erhält, muß ich die Fahrzeuge sprengen!« Die Fahrzeuge gab es nur noch auf dem Papier. Sie standen, mit verladenem Gerät und einer Treibstoffreserve für drei Tage, brennend in den Wäldern. Der Abteilungschef hatte den Schreibstubenwagen selbst angezündet. »Geben Sie mir wenigstens einen Kbel für den Hauptverbandsplatz! Ich muß doch abtransportieren!« Der Stabsarzt war mit seiner Limousine im Morast versackt. Er benötigte den Kbel dringend für sich selbst. »Ersuche um schriftliche Bestätigung, daß mein Bataillon nicht mehr einsatzfähig ist... Brauche Verpflegung... Benötige Kartuschen... Dringend Ersatz... Bedauere, ohne panzerbrechende Waffen unmöglich... Lehne jede Verantwortung ab... Lehne Verantwortung... Verantwortung ab...« Der Major, seit einer halben Stunde auch noch Kampfkommandant von Emga, hatte diesen Satz bereits hundertmal gehört. Dazu kamen der Lärm vor dem Fenster, das Motorengeheul der russischen Jäger, das Krachen der Flakgranaten, das Rasseln der Telefonapparate. Luftwaffenleitstelle: »Wo verläuft vorderste Linie?« Armee-korps: »Sondervollmacht für Kampfkommandant Emga!« Heeres-



intendantur: »Machen Sie für dortige Lagerbestände verantwortlich.« Division: »Verlangen Lagebericht!« Diese Idioten!

Der Gerichtsoffizier im Range eines Oberst mußte dem Major, der wie ein Wiesel durch die Räume huschte, förmlich nachrennen. Die Atmosphäre hier kam ihm vertraut vor. Wenn sie ihn erkannten - und sie erkannten ihn alle -, kam der kalte Hauch seines Titels, den er für Respekt hielt. Er hätte sich zu Hause fühlen können: Unsicherheit, ängstliches Warten, verstohlene Blicke - genau das fühlte er, wenn er durch die Wandelhalle des Justizgebäudes ging. Er, angetan mit Talar und Würde, selbstsicher auf Paragraphen einherschreitend: Der Herr Staatsanwalt. Ein unterwürfiger Gruß wurde zur Maßnahme des Selbsterhaltungstriebes... Sie grüßten ihn alle. Mit Genuß nahm er zur Kenntnis, daß sie sich unmerklich verbeugten. Nur der Unteroffizier von der Feldgendarmerie blieb steif wie ein Stock. Der Versuch des Gerichtsdieners, etwas von der allgemeinen Beachtung für sich einzuheimsen. Auf jeden Fall herrschte hier Ordnung. Vielleicht war das draußen nicht so schlimm. Immerhin außergewöhnliche Umstände: deswegen war er schließlich hier. Endlich stellte er den Major:

»Würden Sie mir auf Grund des Befehls die Möglichkeit schaffen, meine Erhebungen anzustellen!« Im Grunde genommen hätte er direkt befehlen können. Hinter ihm stand die Armee. Aber unter seinesgleichen hatte er noch nie den Boden der Höflichkeit verlassen.

Der Major, die ganze Zeit über der Lage nicht gewachsen, verstand plötzlich Spaß: »Ich kommandiere die hier versammelten Offiziere sofort für Ihre Zwecke ab.« Er sah den Oberst an wie ein Clown sein Spiegelbild. Wartete auf das Lächeln, das erscheinen mußte. Das Lächeln blieb unerwarteterweise aus.

»Sind die Herren denn frei?« lautete die verblüffte Frage.

»Ja, gewiß!« Auch ein Kampfkommandant hat Galgenhumor. Wenn der Narr von der Armee einen Zirkus haben wollte - bitte sehr! Dem Major stieg das Wort »Kampfkommandant« wie

Lachgas in die Nase. Macht nichts, dachte er glucksend. Sollten die versammelten Deserteure über die abwesenden Deserteure zu Gericht sitzen! Er kam sich vor wie ein Held in Unterhosen. »Nehmen Sie, wen Sie brauchen«, erklärte er großmütig. Er mußte lachen. Hinter ihm stand sein Adjutant:

»Die Division ist am Apparat!«

Gerade im richtigen Augenblick. Der Major verschwand, ehe der Oberst Erklärungen vorbringen konnte. Der Oberst überblickte den Raum. Er hatte Unordnung immer gehaßt. Wenn er sich wohl fühlen sollte, mußte er einen entsprechenden Rahmen schaffen. Den Tisch dort in die Mitte. Die Kisten raus. Ausfegen konnte auch nichts schaden. Bedauerlich, daß die Offiziere nicht zum Besen griffen. Er wählte aus den Herumstehenden zwei Offiziere aus. Die anderen verliefen sich spurlos. Der Raum war plötzlich leer.

»Was soll der Lärm da draußen?« fragte er. »Ich mußte mich durchkämpfen. Auf meinen Rang wurde keine Rücksicht genommen!«

»Rückzug, Herr Oberst!« Nun wußten sie, daß er ein Tropf war. Sie lächelten sauer. Das hatte ihnen gerade noch gefehlt. Der Boden brannte ihnen unter den Füßen. Aber Vorsicht, der Mann war gefährlich. Es sah ganz so aus als fürchtete er sich nicht. Ihre Blicke trafen sich in heimlichem Einverständnis. Im Grunde wußten sie nicht, was er von ihnen wollte. Ein Fahnenflüchtiger? Hier gab es Tausende! Entweder war der Armeebefehl schon drei Tage alt oder der Kerl verbarg ihnen etwas.

Der Oberst verbarg ihnen nichts. Befehl blieb Befehl, ob er nun zweideutig war oder nicht. Mit dem Betreten der Ortskommandantur hatte für ihn die Amtshandlung begonnen. Auf Amtshandlungen verstand er sich. Jetzt würde alles seinen Gang gehn. Genau nach Vorschrift. Zunächst die Ausführungsbestimmungen. Er ähnelte einer alten Jungfer, die der Wirklichkeit entrückt in alten Liebesbriefen blättert. Der Griff in die Aktenmappe, das Aufschlagen der Vorschriften. Selbst der muffige Geruch hier glich dem Geruch von Sitzungssaal III.

»Die Liste der Inhaftierten, bitte.« Er wandte sich an den Unteroffizier der Feldgendarmarie, der wie ein gut dressierter Jagdhund um ihn herumsprang.

Sein bürokratisches Gehabe brachte die beiden Offiziere zur Verzweiflung. Der Rittmeister hatte vor der Kommandantur seinen Wagen stehen. Er war nur gekommen, um sich ein Alibi zu verschaffen. Vom Fenster aus beobachtete er seinen Fahrer, der unruhig am Steuer hin und her rutschte. Jeden Augenblick konnte der Mann ohne ihn abfahren. Er suchte ihm verstohlen ein Zeichen zu geben. Der prüfende Blick des Obersten nagelte ihn fest. So wurde aus dem Wink eine spielerische Handbewegung auf dem Fensterbrett. Der Oberst fand, er habe schon würdigere Beisitzer gehabt: »Darf ich um Ihre Namen bitten?«

Sie stotterten wie Schuljungen. Nun klebten sie an der Ortskommandantur. Die Hoffnung, sich davonzuschleichen, zerstob. Sie suchten fieberhaft einen Ausweg. Das Gehämmer des Vierlinggeschützes draußen trieb sie an. Aber jeder Gedanke scheiterte an der Ruhe des Obersten. Der befaßte sich mit dem Namen des Soldaten, hinter dem das Wort »Fahnenflucht« stand. Die Geschichte lag dunkel in seinem Gedächtnis. Die Voruntersuchung war bereits abgeschlossen. Der Fall würde schnell erledigt sein. Ein wenig spielte da auch die Erinnerung an eine halbverhungerte Kindergestalt mit. Bei der Voruntersuchung hatte er den Eindruck gehabt, als habe sich der Junge schon selbst aufgegeben. Nur der matte Einwand, seiner Mutter zuliebe habe er's getan. Mitleid? Davon stand nichts in den Vorschriften.

»Vorführen!« befahl der Oberst. Der Unteroffizier ging, und der Oberst begann, den Beisitzern ihre Pflichten zu erläutern. Sie sahen sein Gesicht. Hinter dem Kneifer, der auf die rotgeäderte Nase geklemmt war, schienen seine Augen dicht beieinander zu stehen. Er erteilte seinen Segen: er verpflichtete die beiden Offiziere, ohne Rücksicht auf persönliche Gefühle, Gerechtigkeit zu üben. Er selbst wollte Vorsitz und Anklage übernehmen. Der Rittmeister mit dem fluchtbereiten Wagen vor der Kommandantur wurde zum Verteidiger bestimmt. Der

andere hatte als Zeuge zu fungieren. Man nahm es mit gesenktem Kopf zur Kenntnis. Der öde Raum wirkte wie eine Hinrichtungsstätte.

In Emga peitschten Schüsse. Entweder war das schon der Russe oder eine nervöse Streife der Feldgendarmerie. Immer noch las der Oberst, als verkünde er die Weihnachtsgeschichte. Die Verteidigung habe sich auf Tatsächliches zu beschränken. Sei kein Grund gegeben, so müsse jegliche Intervention unterbleiben. Der Zeuge solle auf die Einhaltung der Vorschriften achten. Zum Schluß habe er dann den ordnungsgemäßen Ablauf der Verhandlung zu bestätigen. Das Urteil werde er sich selbst vorbehalten. Er rechne mit Strafkompagnie. Im übrigen wolle er es kurz machen. Die beiden wechselten rasch einen Blick: Wer daran noch glaubte! Der Fahrer vor dem Fenster hatte seinen Batteriechef erkannt und bummerte an die zerbrochene Scheibe. »Schicken Sie ihn zum Teufel«, sagte die Gerechtigkeit. Der Rittmeister konnte nur einen unklaren Wink hinausschicken. Der Soldat ließ sich nicht verscheuchen. Er ging vor dem Fenster auf und ab. Er kannte seinen Chef lange genug, um zu ahnen, daß hier höhere Gewalt im Spiele war. Sein Gehabe ähnelte dem eines Polizisten, der vor einem drittklassigen Restaurant die Straße kontrolliert. Bei jedem Vorbeigehen warf er einen Blick durchs Fenster. Der Oberst begann sich zu verhaspeln.

»Was will er eigentlich?«

»Ich kenn' ihn nicht«, log der Rittmeister. In der Dürsterheit des Raumes sah man nicht, daß er rot wurde. Endlich brachte der Unteroffizier das Opfer. Die Beisitzer erschranken: Wenn er eine Strafe verdient hatte, dann war sie bereits verbüßt. Die Augen des Kindes mit den mageren Schultern blickten durch sie hindurch. Sie schienen alles zu wissen. Dem Rittmeister fiel die Geschichte mit seinen brennenden Fahrzeugen ein. Er hatte »Anzünden!« gerufen, und das genügte, um ihn zu erledigen. Mindestens dreißig Mann seiner Kompanie hatten ihn gehört. Er sah ihre aufgerissenen Augen. Furcht hatte sie gepackt. Dabei hatte er nur das getan, was sie wollten. Sein Schrei hatte sie von den Fesseln der Disziplin befreit. Wie die Wilden hatten

sie Strohbüchel in Brand gesteckt. Waren in alle Winde zerstoben. Wer eine alte Rechnung begleichen wollte - und auch in seiner Kompanie gab es alte Rechnungen -, der brauchte die Geschichte nur breitzutreten. Dann käme auch er in die Mühle. Diese Gerechtigkeit da vor ihm lechzte nach solchen Fällen. Sie wußte nichts von Angst. Nichts von gewissen Erniedrigungen. Das erbärmlichste Leben ist ein Geschenk voller Verheißungen. Wo ist der Narr, der es einfach wegwirft? Sehnsucht hat man in solchen Augenblicken: nach einem Kanten Brot, nach einem Vaterunser, nach einem Schluck Wasser. Der Junge sah mit stumpfen Augen durch ihn hindurch. Vielleicht war Strafkompagnie für ihn noch nicht einmal das Schlimmste. Wenn Gott wollte, überstand er auch das...

Der Oberst eröffnete die Verhandlung. »Wir wissen genug«, stellte er selbstherrlich fest. »Aber der Ordnung halber erzählen Sie doch mal, wie es dazu kam. In jener Morgenstunde, als der Angriff beginnen sollte, waren Sie nicht zu finden. Warum?«

Hätte er selbst je hinter einer Böschung gelegen und auf das Zeichen gewartet, wäre die Frage wahrscheinlich unterblieben. Vielleicht war die Gelegenheit günstig, der Nebenmann außer Sichtweite. Es hätte klappen müssen. Irgend etwas kam dazwischen. Als er hörte, wie sie seinen Namen riefen, war es zu spät. In dieser Sekunde wäre er voller Verzweiflung mit den anderen durch den Kugelhagel gehetzt. Ein Anfall blindwütiger Tapferkeit hätte aus ihm einen Helden machen können. Zu spät. Ein Handlanger des Schicksals stieß ihn in den Abgrund. Das kalte Gesicht mit dem Kneifer war Handlanger und Schicksal zugleich. Das Brechen seiner Knochen würden die Ohren, die zu diesem Gesicht gehörten, nicht mehr vernehmen.

In Emga peitschte Gewehrfeuer. Der Oberst schien es für eine Schießübung zu halten. Wenn der Junge nur ein bißchen Verstand hatte, zog er die Verhandlung in die Länge, bis der Russe da war. Fast unbewußt sah der Rittmeister zum Fenster hinaus: sein Fahrer startete den Wagen. Er hätte seine Pistole ziehen mögen, aber er wußte nicht, auf wen er schießen sollte. Auf den Oberst, auf den flüchtenden Fahrer, auf das Kindergerippe, das an allem schuld war?

»Einen Augenblick«, sagte der Rittmeister und stürzte einfach hinaus. Der Oberst konnte in der Eile nichts erwidern. Der Rittmeister erreichte den Vorplatz: Fahrer und Wagen waren fort, die Fahrbahn leergefegt in der prallen Mittagssonne. Ein paar Verwundete schleppten sich zum Bahnhof. Am Ortsausgang hämmerte ein Maschinengewehr. Langsam, als hätte er nur frische Luft schöpfen wollen, wandte er sich um, ging wieder hinein. Er lief durch den Gang mit den weißen Kalkwänden. Vorbei an Kisten voller Papiere und Vorschriften. Er mußte sich an den hohen in der Wand eingelassenen Ofen anlehnen. Als er den Raum wieder betrat, nahm der Oberst seine Rückkehr nur zerstreut zur Kenntnis. Mit zynisch erhobener Stimme fragte er den Jungen:

»Wissen Sie, was Sie sind? Ein widerliches Produkt Ihrer Mutter!« Es folgte eine Flut von Beschimpfungen, von kaltem Hohn. Das Gesicht des Soldaten verzog sich. Er lallte unzusammenhängende Worte, hob beschwörend die Hände. Die tiefliegenden Augen richteten sich auf die Beisitzer. »Ihre Mutter wird sich schämen!« fuhr der Oberst fort. »Sie Feigling!« Den Rittmeister traf das Wort wie ein Stich.

»Sagen Sie ihm, was er verdient hat«, wandte sich der Oberst an die beiden Offiziere. »Sagen Sie's«, wiederholte er, als er keine Antwort bekam. Sie schlugen die Augen nieder. Das unwürdige Schauspiel würgte ihnen in den Kehlen. »Sprechen Sie ihn frei«, forderte der Rittmeister plötzlich impulsiv. Er wußte nicht, woher er den Mut nahm. Das Gesicht des Obersten verzerrte sich: »Ist das die Antwort eines Offiziers?« Er schien sich nach einer Waffe umzusehen, um den Widersacher zu züchtigen. »Ich verkünde das Urteil!« Seine Stimme wurde ruhig. Kühl und unpersönlich. Ein kalter Blick streifte den Jungen. Die Beisitzer hörten nur das Ende: »... zum Tode durch Erschießen!« Sie erstarrten, als hätte das Urteil ihnen gegolten. Der Junge stand, ohne sich zu rühren. Der Unteroffizier spielte nervös mit seinen Fingern. »Und Sie vollstrecken das Urteil!« schloß der Oberst. Seine ausgestreckte Hand wies auf den Rittmeister. »Und zwar sofort!« Der Rittmeister wurde bleich. »Ich?«

»Ja - Sie! Hinter dem Haus, wo Sie wollen. Es ist Platz genug.«  
Der Oberst tat, als wäre der Verurteilte gar nicht mehr im Raum.  
»Sie haben doch eine Pistole?« fragte er gleichgültig.

»Ich protestiere.«

»Abgelehnt.« Der Oberst sah sich um. Aber er hatte vergessen, daß es hier kein Publikum gab. Seine Hände legten die Vorschriften zusammen. Er nickte dem Unteroffizier zu. Pause. Der Oberst stand hinter dem Tisch. Wie ein gelangweilter Zuschauer drehte er sich zum Fenster. In der Ferne ratterte das Maschinengewehr. Das Fensterglas klirrte. Ein Loch war in die Scheibe gefressen. Ein feines Zischen. Der Oberst faßte sich ins Gesicht. Erschrocken ließ er die Hand sinken. Sie war rot von Blut. Die Offiziere sahen ein verstümmeltes Gesicht. Gerötete Augen in einer blutigen Fratze. Der Kneifer zerbrochen auf dem Tisch. Wie ein Sack plumpste der Oberst auf seinen Stuhl. Röchelte. Schleim tropfte aus den Nasenlöchern. Die Kugel hatte den Unterkiefer wegrasiert. Nie wieder würde er ein Urteil verkünden. Der Rittmeister ließ ihn ungerührt zu Boden fallen. Nur der Unteroffizier sprang hilfsbereit vor. Der junge Soldat stand immer noch wie angenagelt auf seinem Platz. Am Ortsausgang hämmerte das Maschinengewehr. In der Tür erschien der Ortskommandant mit zwei Soldaten.

»Eine verirrte Kugel«, meldete der Rittmeister. Der dicke Major schüttelte den Kopf. »Tragt ihn hinaus«, befahl er den Soldaten. Der Unteroffizier öffnete beflissen die Tür. »Und das Urteil?« fragte der Major. Er musterte den Jungen. »Das ist doch der Falsche«, entfuhr es ihm ärgerlich. »Ich hab's gleich gewußt, daß der Oberst ein Narr ist. Wenn die Armee ein Exempel statuieren will, gibt man sich doch nicht mit einem gewöhnlichen Soldaten ab.« Er sagte: »Wenn man nicht alles selber macht! Vor einer halben Stunde bereits habe ich der Armee gemeldet, daß ein Feldwebel erschossen wird. Abschreckendes Beispiel. Wird überall bekanntgemacht. Und dieser Narr beschäftigt sich mit dem Falschen.« Er hob zornig die Hand. »Verschwinden Sie!« schrie er den Jungen an, der - wie aus einem Traum erwachend - davontaumelte. »Raus!«

befahl er dem Unteroffizier. Als sie allein waren, sah er den Rittmeister an: »Das Schlimmste ist überstanden. Ein frisches Regiment hat den Ortsrand besetzt. Ich hoffe, es hält ihn!« Er schwenkte seinen Bauch, wollte sich entfernen, drehte sich aber zum Rittmeister noch einmal um. Er sagte leise: »Sie müssen den Feldwebel unauffällig erschießen.«

Im Lufthauch, der durch die Tür strich, bewegte sich ein Spinnwebgewebe. Das Feuer am Ortsausgang wurde stärker. Zwei Panzer rasselten am Fenster vorbei. Auf dem Platz draußen entwickelte sich eine Schützenkompanie zur Gefechtsformation.



## XII

In Sostschenkos Hüfte brannte der Schmerz. Das Fuchsloch war wie ein Grab. Er sah verschwommen das Talglicht und dunkle Schatten an den Wänden. Schatten rundum. Fiebrige Hitze auf der Haut. Wenn er um Wasser bettelte, bekam er keine Antwort. Einer der feindlichen Soldaten reichte ihm einen Becher: ein Tropfen, der im Feuer verzischte. Seine Kehle rasselte. Er horchte auf seinen Atem: Röcheln. Alle Verwundeten röchelten. Luft, Luft! Das Grab mußte sich doch einmal öffnen. Er wälzte sich auf die Seite, aber es half nichts. »Towarischtsch?« fragte er ins Dunkel. Nichts. Die feindlichen Soldaten verstanden ihn nicht. Das Licht wurde schwächer. Die Schatten an den Wänden begannen nach ihm zu greifen. Auf seiner Stirn stand der Schweiß. Er griff in den Dreck, auf dem er lag, faßte in blutigen Unrat, aber der Unrat war kühl. Das linderte den Schmerz. Seine Hand wühlte sich tiefer. Er krallte sich in die feuchte Erde, strich mit den nassen Fingern über die Lippen. Mit einer Hand streichelte er seine Wunde. Die Hüfte war taub. Neben ihm ein Schatten, der nicht schwitzte. Er fand eine schlaffe Hand im Dreck. Zog sie auf seine Stirn. Die Hand bewegte sich nicht. Sie war kalt. Plötzlich schleuderte er sie mit Abscheu zurück. Das Fieber packte ihn fester. Das Grab war warm. Er wollte es kalt. Das Licht war dunkel. Er wollte es hell. Er röchelte. Die Schatten der Gruft röchelten mit. Das Fieber kam wie eine heiße Flut. Hüllte ihn ein. Die Kerze flackerte. Er fühlte Flüssigkeit an seinen Lippen, in der Gurgel. Er glaubte es zu hören, wie sein heißer Gaumen zischte. Eine Hand strich ihm über die Stirn.

»Ist die Höhe in unserer Hand?« fragte er.

Der fremde Soldat verstand ihn nicht...

»Die Höhe ist sehr wichtig«, sagte Sostschenko. »Der General hat's gesagt. Der General weiß alles. Es gibt zuviel Menschen und zu wenig Höhen.« »Ich schenke Dir die Höhe«, sagte ein Schatten. »Danke.« Er nahm die Höhe in beide Hände und trug sie zum General. »Ein Held, ein Held!« rief der General. Er stand in einem stählernen Gehäuse. Aus diesem Gehäuse kam seine Stimme. Sie klang dumpf. Aber man konnte sie überall hören. Um das Gehäuse bildeten Soldaten einen Wall. Er tastete sich vorsichtig durch sie hindurch. Er mußte auf die Höhe in seinen Händen achten. Die Soldaten bluteten aus vielen Wunden. »Leg' die Höhe nieder und stelle Dich mit dem Rücken vor den Einschlupf, damit Dein Körper mich vor den Kugeln deckt, wenn ich die Höhe nehme«, befahl der General. Er gehorchte. Der General öffnete schnell den Einschlupf, ergriff die Höhe und glitt wieder ins Gehäuse zurück. »Du bist ein Held, und ich brauche im Wall meiner Soldaten Helden«, sagte der General. Er gehorchte. Der Feind stürmte. »Seid treu und sterbt«, schallte die Stimme aus dem Gehäuse. Die Soldaten waren treu und starben. Der Wall gab nach. »Ich komme euch zu Hilfe«, sagte der General. Aber das Gehäuse öffnete sich nicht. »Dürfen wir leben?« fragten die Soldaten. »Nein«, antwortete der General, »ihr dürft euren Eid niemals brechen.« Der Feind kam mit den Soldaten ins Handgemenge. »Niemand darf sich ergeben«, kam es böse aus dem Gehäuse. Er bekam einen Hieb. Sah Blut aus einer Wunde rinnen. »Laß mich ins Gehäuse«, bat er den General. »Zurück mit dir!« schrie der General. Er fürchtete sich vor ihm. Er kämpfte weiter, aber seine Kraft erlahmte. Der Feind brach in den Wall aus Menschenleibern ein. Die Soldaten fielen. Immer näher rückten die Feinde an das Gehäuse heran. Er schwamm in Blut. Das Blut mischte sich mit einem Strom von Tränen. Eine Armee von Kindern weinte um die Soldaten. Der General im Gehäuse hielt sich die Ohren zu. »Sind jetzt alle tot\*« fragte der General. »Ich lebe noch«, mußte er gestehen. »Kämpf, bis du stirbst«, befahl der General. Sostschenko verkroch sich unter die toten Soldaten und gab keine Antwort, ah der General zum zweiten Male fragte. Die Feinde klopfen an das Gehäuse. »Ich ergebe mich«, rief der General freundlich. Er sah ihn heraustreten. Der

*General schwitzte, denn es war heiß in dem Gehäuse. Die Höhe ließ der General liegen. Er hatte sie vergessen...*

Sostschenko bekam keine Luft, öffnete die Augen. In der Gruft brannten jetzt zwei Talglichte. Einen der Schatten hatten sie ins Licht gezerzt. Sie begannen ihn zu entkleiden. Sein Gesicht lag im Dunkeln. Er wimmerte vor Schmerzen. Sie zerschnitten das Hemd. Es starrte von Schmutz. Die behaarte Brust lag im Kerzenschein. In der Schulter steckte ein scharfer Metallsplitter. Mit einem Ruck rissen sie ihn heraus. Der Schatten brüllte auf. Eine Welle Blut brach aus der offenen Wunde. Dann wurde es unheimlich still. Sostschenko hörte die Kerzenflamme knistern...

*Er hatte die Tür von innen verriegelt. Die Kaserne schlief. Nur der Posten patrouillierte über den Gang. Lichtschein huschte über die Ikone. Eine Spinne kroch über die Stubenwand. In den Fensterscheiben spiegelten sich die hundert Lampen der Kathedrale. Im Kirchenschiff spielten sie einen neuen Film. Jetzt saß die Spinne auf der Ikone. Es sah aus, als bestaune sie das Wunder aus Glas und Gold. Die roten, grünen, penseefarbigen Perlen. Das geheimnisvolle Kreuz, das der Zeichnung auf ihrem Rücken ähnelte. Sie zog die dünnen Beine an. Verharnte regungslos. Er kniete nieder, wie er's als Kind gelernt hatte. »Herr, gib mir ein Zeichen«, betete er, »ein winziges Zeichen, daß du Wirklichkeit bist. Um dich ist Geheimnis und Unendlichkeit. Laß' etwas geschehen. Verzeih' meine Zweifel.« Er faltete die Hände, blickte auf sie hinunter. Seine Hände erschienen ihm ungewohnt und fremd. Kein Zeichen geschah. Die Ikone bewegte sich nicht. Die Kerzen brannten langsam tiefer. Der Posten kam Schritt für Schritt den Gang herauf. Er warf einen Blick auf den Riegel. Der Riegel saß fest. Er hatte nichts zu befürchten. Als es klopfte, stockte sein Herz. Er wagte sich nicht zu rühren. Kniete wie gelähmt. »Warum gibst du keine Antwort?« fragte draußen die Stimme des Kommissars, und nicht der Posten! »Ich habe doch Licht gesehen, was machst Du mit den Kerzen? Ist die elektrische Anlage nicht in Ordnung?« Der Kommissar rüttelte an der Klinke. »Laß' jetzt das Wunder geschehn«, betete er. Sein Blick irrte durch's Zimmer. Er suchte nach einem Versteck für die*

*Ikone. Es war hoffnungslos. Der Schrank hatte keine Tür. Die Pritsche schwebte zu hoch über dem Boden. Vier nackte Wände. Kein Versteck für Gott. In der Luft der ranzige Geruch des Kerzentalgs. Die Glühbirne in der rostigen Fassung hing erbarmungslos von der Decke. Der Kommissar klopfte energisch. Er mußte öffnen. Als er sich erhob, knackten seine Gelenke. Er schob den Riegel zurück. Die Tür sprang mit voller Wucht auf. »Oh«, rief der Kommissar überrascht, »eine Ikone.« Kerzenflammen spielten auf seinem Ledermantel. Er erwartete den Zusammenstoß zweier Welten. »Eine Ikone«, wiederholte der Kommissar fast ungläubig und zog leise die Tür hinter sich zu. Es war, als teilten sie ein Geheimnis miteinander. Der Kommissar schob die Mütze aus dem Gesicht: »Darf ich's anfassen?« Er wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte Schimpf und Hohn erwartet. »Wir hatten auch eine«, sagte der Kommissar voller Ehrfurcht und streichelte das Bild. »Ich - es ist nur, weil es ein Kunstwerk ist«, stammelte er. »Es ist mehr.« Die Schirmmütze des Kommissars warf einen riesigen Schatten auf die Wand. Die Spinne zog sich angriffslustig zusammen, rollte sich in ihre Beine und plumpste wie ein Kiesel zu Boden. Der Kommissar streichelte die Ikone. Das Insekt zertrat er mit der Stiefelspitze. »Wo leben deine Eltern, Genosse?« »Sie sind tot.« »Erinnerung, was?« Der Kommissar meinte die Ikone. »Ich hab' sie zwölf Jahre«, gestand er. »Vor zwölf Jahren lebte ich in China.« Der Kommissar blätterte seine Vergangenheit auf: »Da verehren sie Götzen!« Der Kommissar blies die Backen auf, als wollte er zeigen, wie ein Götze aussieht. Er mußte unwillkürlich lächeln. »Lach nicht! Weißt du wie er aussieht?« »Wer?« »Gott.« »Ich - glaub' nicht an ihn.« »Aber du fürchtest ihn.« »Nein - gewiß nicht«, versuchte er zu leugnen. »Die verfluchte Angst«, sagte der Kommissar und hing das Bildnis wieder an die Wand, drehte das Licht an, blies die Kerzen aus. Sie standen im nüchternen Licht der Glühbirne. Der Hauch vertraulicher Wärme verfloß. »Manchmal packt es uns, und wir wissen nicht, warum«, stellte der Kommissar überheblich fest. Er wischte sich über die Stirn, als käme er aus der Hitze eines Kesselhauses. »Du kannst sie hängen lassen. Es gibt keinen Befehl, der es verbietet.« Er wehrte verzweifelt*

*ab: »Sie bedeutet mir nichts. Ich sagte schon, daß ich sie nur ihres Werts wegen aufbewahre. Wie einen goldenen Ring vielleicht.« Er stockte. Sah auf die Ikone. Im Licht der elektrischen Birne erkannte er, wie minderwertig das Bild war. Die wertlosen Glasperlen. Das kitschige Gesicht. Seine Einstellung zur Ikone begann sich zu wandeln. Wie sie so da hing, an der gekalkten Wand, war sie nur der Abklatsch eines Aberglaubens. Er fühlte sich beleidigt. » Was denkst du?« fragte der Kommissar. Da trat er an die Wand, nahm die Ikone herab, drehte sie unschlüssig in den Händen. Der Kommissar durchschritt nachdenklich das Zimmer. Erfüllte sich durch sein listiges Lächeln gewarnt. Er sagte: »Weiter nichts als ein Mittel der Suggestion.« »Genau das«, bestätigte der Kommissar. Er trat ans Fenster. Er öffnete das Fenster gerade in dem Augenblick, als die Glühbirnen der Kathedrale erloschen. »Ich lasse mich nicht mehr beeinflussen«, sagte er. Nahm die Ikone und warf sie hinaus. Wie ein vom Pfeil getroffener Vogel stürzte das Bildnis hinunter, klatschte auf den Kasernenhof und zerbrach. Er trat zurück und sah den Kommissar an: »Zufrieden?« Der Kommissar erwiderte: »Ich schon - aber Gott?« In seinem Ledermantel wirkte der Kommissar wie ein Standbild aus Erz. »Seine Ikonen hängen dort oben.« Er wies aus dem Fenster auf den Sternenhimmel. »Du bist gefährlicher, als ich dachte«, sagte der Kommissar wütend und schlug die Tür hinter sich zu. Kalk rieselte zu Boden...*

Eine Hand griff in sein Gesicht. Der Einschlag einer Granate hatte die Kerzen umgefeht. Ein Schatten tappte zwischen den Verwundeten. Ein anderer Schatten begann im Dunkeln zu singen.

»Ruhe!« befahl Sostschenko. Er öffnete die Hose, ließ sein Wasser ab. Zwischen den Beinen fühlte er die warme Flüssigkeit. Welche Wohltat, sich von diesem Druck zu befreien. Der Urin kühlte sich langsam ab. Sostschenko lag im eigenen Unrat. Über seinem Unterleib hing eine Dampfschicht. Beizender Geruch juckte sein Gesicht...

*Genau so unappetitlich war die junge Katze, als sie inmitten einer Schleimschicht dem Mutterleib entkroch. Er hatte sie*

*durch die Luft gewirbelt und an die Mauer geschleudert. (Oder war es die Ikone gewesen?) Der kleine Schädel zerbarst wie eine Eierschale. Blut hatte seine Hand besudelt. Die alte Katze begann jämmerlich zu schreien. Sie begann hinter ihm herzuschleichen, die Dorfstraße hinunter, zum Quartier. Er suchte einen Stein, fand aber nur einen armlangen Knüppel.*

*Er drohte ihr. Sie hockte sich auf die Straße, mit gesträubtem Fell. Sie fauchte ihn an wie einen Straßenkötter. Er kehrte um, lief weiter. In sicherem Abstand folgte sie. Verstohlen blickte er über die Schulter zurück, schnellte plötzlich herum, rannte auf sie los. Sie bewegte sich auf allen vieren rückwärts. Grüne Augen, auf den Knüppel gerichtet. Noch nie hatte er eine Katze rückwärts kriechen sehen. Der Abstand wurde geringer. Jetzt. Der Knüppel flog durch die Luft, sauste über ihren Kopf, traf den Schwanz. Ein spitzer Schrei. Das Vieh rührte sich nicht von der Stelle. Der Buckel glich einem Kosakensäbel. Der Schleim von dem Jungen, das sie abgeschleckt hatte, klebte noch an ihren Barthaaren. Sie war unsagbar widerlich. Er brachte es nicht fertig, sie zu erwürgen. Aber es kostete Mut, ihr den Rücken zu kehren. Vielleicht würde sie ihn anspringen, ihm die Krallen ins Genick schlagen. Er beschleunigte den Schritt. Er lief, er rannte. Verstört blickte er sich noch einmal um. Die Katze sprang hinter ihm her. Atemlos erreichte er das Quartier. Schlug die Tür zu. Nach einem Schluck Wodka wurde ihm besser. Aus dem Dunkel des Hauses starrte er auf die Straße. Die Katze hockte im Staub, ließ die Tür nicht aus den Augen. Er griff zum Gewehr. Mochte der Teufel wissen, aber er bekam das Biest nicht ins Visier! Außerdem irritierte ihn das Fensterglas. Aus Furcht vor der Katze wagte er das Fenster nicht zu öffnen. Das Risiko mit dem Glas mußte er eingehen. Er stellte einen Stuhl auf den Tisch, legte den Lauf in den Winkel zwischen Mittelleiste und Lehne. Jetzt kam die Katzenstirn in seine Visierlinie. (Oder war es die Ikone?) Das Tier hockte reglos im Staub und schrie. Er konnte das kleine Gebiß sehen. Er nahm Druckpunkt und zog durch. Die Scheibe zerbarst, die Katze sprang in die Luft. Überschlug sich. Blieb leblos liegen. Er fühlte satte Befriedigung. Da merkte er, daß das Tier sich*

wieder aufrappelte. Die Katze wankte, glotzte das zerschossene Fenster an. Schrie. Grauenhaft laut, wie ein Kind in Todesangst. Sie lief im Kreis. Er mußte freihändig zielen. Schuß auf Schuß peitschte in den Staub. Aber er traf sie nicht. (Er traf die Ikone nicht). Vom Nachbarhaus kam ein Hund angesprungen. Mit lechzender Zunge. Er hörte auf zu schießen. Trotzdem blieb der Hund in einiger Entfernung der Katze. Er hatte Angst. Rutschte unruhig auf dem Gesäß hin und her. Als quälten ihn Würmer. Seine Hände waren feucht vom Schweiß. Er griff nach der Wodkaflasche. Der Alkohol stieg ihm zu Kopf. Plötzlich fand er alles herrlich. Die Katze in ihrer Qual, den Hund in seiner Angst. Er griff nach dem Bajonett, eilte hinaus. Er hackte auf die Katze ein, bis sie sich nicht mehr rührte. Auch dem Hund wollte er eins versetzen. Der aber hatte sich jaulend davongeschlichen. Er blickte zufrieden auf sein Werk. Katzenblut klebte an seiner Uniform. Rotarmisten hatten sich um ihn und sein Opfer geschart. Trotz seiner Betrunkenheit spürte er deutlich ihren Abscheu. Er lachte, lachte laut in den Himmel.

Die Soldaten im Fuchsloch suchten etwas. Sie leuchteten Sostschenko ins Gesicht. Sie taten, als sei ihnen einer verlorengegangen. An den Gestank seines Urins hatte er sich inzwischen gewöhnt. Die Hose klebte an seinen Schenkeln. Es ließ sich besser ertragen, wenn er die Schenkel zusammenpreßte. Er dämmerte vor sich hin. Die Stimmen der Soldaten rissen ihn aus dem Halbschlaf. Er verstand nicht, was sie sagten. Er fühlte nur, daß sie ihn meinten. Der Ekel, mit dem sie ihn anfaßten, verriet ihr Vorhaben. Sie schleiften ihn durch den Gang. Neuer Schmerz fuhr ihm in die Hüfte. Verzweifelt suchte er sich in der feuchten Erde festzukrallen. Sie rissen ihn fort. Für sie war er schon eine Leiche, die in Fäulnis übergang. Tageslicht fiel auf sein aschgraues Gesicht. Verflucht die Sonne, in der er zum letzten Male atmen sollte. Er wollte zurück in die Gruft, wo Geborgenheit ihn umgab. Nicht wie die Katze im Staub verenden. Nicht wie die Ikone auf dem Kasernenhof. Er fühlte Reue und Abscheu über sich selbst. Wenn sich die Ikone damals bewegt hätte, wäre sein Leben

anders verlaufen. Wäre die Katzenbrut noch am Leben.  
Verflucht das Götzenbild, das kein Zeichen gegeben hatte...



## XIII

229

Erst kam von Westen her ein undeutliches Geräusch, das zu einem Flugzeug gehören mußte. Dann tauchte der silberne Vogel genau über der Höhe auf. Er flog über der zerfetzten Riegelstellung ein paar Schleifen.

Leutnant Trupikow konnte gegen die Sonne die schwarzen Balkenkreuze an den Tragflächen nur schwer erkennen. Bei dem verlorenen Haufen der Deutschen stiegen weiße Leucht-kugeln auf. Er hoffte, der Aufklärer werde sie im grellen Sonnenlicht nicht sehen. Er drückte sich an die Grabenwand und verfolgte genau jede Bewegung des Flugzeuges. Es schien sich weniger für die kahle Höhe zu interessieren als für die gelähmte Front beim Sumpfstreifen. Dort herrschte plötzlich beängstigende Stille. Die Panzer schmiegt sich wie furchtsame Tiere an die Erde. Nur bei den Deutschen, deren Igelstellung eine Sperre zwischen ihm und der Sumpflinie bildete, war es lebendig. Sie schwenkten Zeltplanen, die über ihren Löchern flatterten. Sie schrien und schossen, als könnte ihr Lärm von den Männern in der Maschine gehört werden.

Das Flugzeug kreiste unermüdlich, senkte sich und stieg gleich wieder mit aufheulendem Motor in den Himmel. Als es das Gerippe des Stahlmastes und die Panzertrümmer auf der Höhe anflug, hoffte Leutnant Trupikow, es werde abdrehen. Nein. Die Maschine schnüffelte nur die Gegend ab. Sie kam zurück.

Der Leutnant hatte ein unbehagliches Gefühl. Endlich begriff er, warum das Flugzeug sich nicht mehr entfernen wollte. Aus Richtung Emga wurde leises Summen hörbar, verstärkte sich. Dann erkannte er die dunklen Pünktchen am Himmel.

Drückender wurde die Luft. Die eigenen Leute hinter dem Sumpfstreifen begannen zu fiebern. Die Panzer bewegten sich hilflos. Rotarmisten rannten wie Insekten durcheinander. Und

dann hörte Trupikow auch schon die Abwehrgeschütze, dumpfe Schläge, die am Himmel weiße Wölkchen hinterließen. Die Staffel hatte ihre Formation aufgelöst. Die Maschinen folgten einander in schnurgerader Linie. Der Aufklärer hielt sich abseits, als hätte er mit der Sache nichts zu tun. Bis aus dem silbernen Leib ein Raketenschwarm zischte. Die Raketen rasten fächerartig auf den Abschnitt hinter dem Sumpfstreifen zu. Leutnant Trupikow schämte sich über die Erleichterung, die er empfand. Jetzt kannte er die Angriffsziele; keine Rakete irrte zu seinem Stellungssystem ab. Zielsicher wie ein Habicht stürzte die erste Maschine, an den Wattewölkchen der Abwehr vorbei, auf den Sumpfstreifen zu. Direkt über seiner Grabenschleife würde sie sich abfangen. Gräßliches Sirenengeheul durchdrang die Luft. Trupikow war dem Anflug der Maschine hilflos ausgeliefert. Von Todesangst gelähmt, sah er die gedrungene Kanzel mit den abgewinkelten Schwingen auf sich zustoßen. Er sah die Bombe, die sich vom Leib des Sturzbombers löste und in Flugrichtung weiterraste. Nun war es die Bombe, die ihn in panischen Schrecken versetzte. Fast unfassbar war es, daß das Geschoß über seinen Graben hinwegfegte, auch bei den Deutschen noch nicht landete, sondern genau dort, wo eben eine Rakete zu Boden gegangen war, im Sumpfabschnitt. Erde wirbelte durch die Luft, Morastregen und Qualm. Mit dem Knattern seines Maschinengewehrs erreichte die Detonationswelle den Leutnant. Eine unsichtbare Faust preßte ihn an die Erde. Neues Geheul brach herein. Wieder raste eine gefräßige Schnauze auf ihn zu. Die kreischende Sirene riß an seinen Nerven. Maschine auf Maschine kippte herunter. Löste die Bombe aus. Hinter dem Sumpf schien die Erde zu bersten. Die Lafette eines Geschützes segelte durch die Luft wie ein fliegender Teppich. Der Geschützturm eines Panzers schwebte, als trüge ihn der Wind, über das Gestrüpp. Setzte fast behutsam zur Landung an. Menschen sah der Leutnant in dieser Hölle nicht. Sie schienen in den Staubfontänen unterzugehen. Aber die Panzer und alle, die hinter dem Sumpfstreifen noch lebten, wollten nicht wehrlos sterben. An verschiedenen Stellen begannen die Vierlingsgeschütze zu bellen. Ein Kugelhagel schlug den

heulenden Flugzeugen entgegen. Die Maschinengewehre der Panzer antworteten denen der Flugzeuge. Ein grausiges Schauspiel, das auch die Deutschen in ihrem Graben gebannt beobachteten. Leutnant Trupikow schluchzte vor Wut, während vor seinen Augen eine eigene Panzerabteilung und damit die Hoffnung auf Unterstützung in die Luft flog. Er drückte sein Gesicht in die Erde. Bis eine gewaltige Detonation ihn aufblicken ließ. Mit einer Stichflamme fauchte ein Rauchpilz zum Himmel. Nasse Erdklumpen klatschten in den Graben. Die Vierlinge hatten eine Maschine im Sturzflug abgeschossen, die letzte der Staffel.

Das Geknatter verstummte. Die Abwehrgeschütze bellten noch verloren hinter den abziehenden Stukas her. Dann gaben auch sie es auf. Die Stille bedrückte den Leutnant. Vor ihm, in der abfallenden Pläne, das gezackte, von den Deutschen besetzte Grabenstück. Im Niemandsland steckte ein haushoher Aluminiumflügel und wirkte von weitem wie ein Denkmal. Hinter ihm und hinter dem Sumpfstreifen eine Vulkanlandschaft. Dampf ringelte sich über dem Boden. Schwarzer Örauch schlingerte um verkrüppelte Stahlwracks. Hier und da ein Geschützrohr, das nackt und hilflos in den Himmel zeigte. Ein Gebüsch brannte wie ein Strohisch, und zwischen den Kratern zwecklos umherschwirrende Gestalten. Nein. Von dort war nichts mehr zu erhoffen. Der Leutnant blickte zurück nach Westen. Hinter ihm die Höhe. Der trostlose Hügel mit dem Stahlskelett und den beiden vernichteten Panzern. Kein siegreiches Sturmbataillon mehr. Kein Erreichen des gesteckten Ziels. Pläne, Termine, Zeittabellen waren mitsamt den Befehlen hinfällig geworden. Der einzige Beherrscher der Höhe war der Tod. Die Deutschen und er, Leutnant Trupikow, mit seinen Leuten - zwei verlorene Haufen angesichts des Todes. Man hätte, wie unter Kaufleuten, einen Tausch aushandeln können. Der Leutnant rutschte zurück in den Graben. Den Toten, dessen ausgestreckte Hand gegen seinen Stiefelschaft schlug, beachtete er nicht. Eine Frage quälte ihn: wie kam er mit seinen Leuten zurück? Über die freie Pläne? Das Maschinengewehr der Deutschen würde sie niedermähen.

Es gab nur den Weg durch die Deutschen hindurch. Seinen Verwundeten war er den Befehl zum Nahkampf schuldig. Über die Erdrinne, die ihm Schutz bot, piffen die ersten Kugeln. Auch in der Weite des Geländes flackerte das Feuer wieder auf. Er trat zum Eingang des Unterstandes, unschlüssig, was er tun sollte. Sie trugen einen Rotarmisten vorbei. Eines der Kinder, die man von der Schule weg ins Bataillon gesteckt hatte. Ein Fuß von ihm schleifte an der Grabenwand lang. Auf dem Gesicht das Erstaunen derer, die schmerzlos starben. Der Leutnant sah, wie die beiden Träger je einen Fuß und einen Arm des Toten ergriffen. Sie schaukelten den Körper hin und her. Schnellten ihn über die Böschung. Nun lag er auf der Grabenwand, das Gesicht den Deutschen zugewandt. Eine Kugel klatschte neben dem Toten in die Erde. Die Nächste traf den Stahlhelm, der scheppernd in den Graben rollte. Als eine weitere Kugel in den Kopf des Jungen klatschte, fragte der Leutnant sich, was der Deutsche davon habe. Ihn grauste. Das Gesicht des Toten war kein Gesicht mehr. Die Kugeln fuhren in den Körper wie in die Scheibe auf dem Schießstand. »Fünf, sechs, sieben«, zählte er fassungslos. Er griff im Graben nach einem Gewehr. Es lagen genügend herum. Vorsichtig schob er den Lauf über die Böschung. Das Rauchwölkchen des Abschusses verriet den anderen. Blinkendes Metall in der fahlen Nachmittagssonne mußte sein Gewehr sein. Dahinter ein heller Fleck: das Gesicht. Er zielte mit Überlegung. Aber die Kugel spritzte neben dem Schützen in etwas Grünes. Es hat keinen Zweck, dachte er. Es hat keinen Zweck mit ihnen zu verhandeln. Sie sind wie Tiere. Man muß sie töten, oder man wird getötet. Es gab keine andere Wahl.

So, wie er aus dem Sumpf der Niederung gekommen war, lehnte der Major an der Grabenwand. Barfuß. Mit abgerissenen Schulterstücken. In der Feldbluse klaffte ein Riß. Hände und Gesicht von Blut und Erde überkrustet. Er konnte den Morast abschütteln wie eine zerbrechliche Schale. Er umklammerte den Schaft des Karabiners, bereit zu schießen, wenn seine entzündeten Augen ein Ziel fanden, zu kämpfen, um sich zu schlagen, zu würgen. Nur eines wollte er nicht: die Mücken.

Myriaden von Mücken schwirrten im Graben. Ein blauschimmernder Nebel kleiner Leiber, winziger Stacheln. Unersättlich nach Blut. Eine Plage, der er wehrlos ausgeliefert war. Sie krochen auf seinem Hals herum, flogen ins Gesicht, schlüpfen unter die Ärmel, hockten auf den nackten Füßen. Kleine vorsintflutliche Ungeheuer. Sie landeten auf seiner Haut. Der Rüssel verfärbte sich dunkel. Sie schlürften, bis seine flache Hand auf sie niedersauste und der zerbrechliche, vollgesogene Leib zerplatzte. Sie opferten ihr Leben für den Genuß einiger Sekunden. Ihm aber blieb das Jucken. Beißender Schmerz. Punktgroße Schwellungen. Wie ein Halsband lag der Ausschlag über seinem Kragen, umschloß die Handgelenke, wucherte auf den Füßen. Das war schlimmer als eine Ladung Granaten, die sie wenigstens für einige Zeit vertrieben hätte. Er schleckte mit der Zunge die Geschwüre an den Händen. Die Füße und den Hals mußte er sich selber überlassen.

Er hatte in die Hölle gewollt. Und hier war sie. Angetan mit allem, was ein krankhaftes Gehirn sich ausdenken konnte. Und schlimmer als der Verwesungsgeruch, Hoffnungslosigkeit, Dreck, Jucken und Mücken waren seine Leute. Wie Verirrte, denen in der Ausweglosigkeit das erste Anzeichen menschlichen Lebens begegnet, hatten sie ihn empfangen. Langsam aber hatte seine Anwesenheit die Luft vergiftet. Was die Panzergranaten, die zischenden Garben nicht vermocht hatten - er hatte es erreicht: die Zügel erschlafften. Bleiern nahmen die Männer seine Befehle entgegen. Sie beobachteten ihn mißtrauisch, als wollte er die Vorbereitung für ihre Beerdigung treffen. Es nützte nichts, daß er das Kommando an den Unteroffizier zurückgab. Der Haß war da. Nun hatte er Furcht vor ihnen. Zum mindesten ein unsicheres Gefühl. Er, dem das Leben nichts mehr bedeutete, der es hatte wegwerfen wollen für sie, begann es zu lieben. Hier zwischen der Wut des Feindes und dem Haß seiner Leute erschien es ihm wertvoll. Der Schmerz über sein totes Kind, die Erinnerung an seine Frau, wurden schemenhaft. Inmitten dieser Krater-Landschaft gab es für ihn plötzlich nichts Wichtigeres als ihn selbst. Vor ihm das zerbombte Gelände, die Tragfläche des Stukas, die

wie ein Splitter in der Erde stak. Hinter ihm das Labyrinth der Sappen mit der abgeschnittenen Gruppe der Russen. Weit zurück die Höhe. Leblos, kalt, fremd wie ein anderer Stern. Er aber lebte noch: ein verdrecktes Wesen mit nackten Füßen, zeretzter Uniform, entstellten Händen, eingefallenen Wangen und aschgrauer Haut. Von überall hier im Graben blickte sein Gesicht ihm entgegen, sahen seine fiebrigen Augen ihn an. Lauter einsame Männer. Schon neideten sie einander die zerkrümelten Tabakreste in den Taschen. Eine Rinde steinharten Brots. Eine Handvoll Patronen, aus dem Dreck geklaubt. Während des Stuka-Angriffs auf den Sumpfstreifen hatten sie sich noch einmal zusammengefunden. Sie hatten markerschütternd geschrien. Hatten die Fetzen, die sie am Leibe trugen, geschwenkt. Und dann die Enttäuschung, als die Staffel am Horizont verschwand. Als hätten sie mehr erwartet, nur ein Zeichen. WIR HABEN EUCH GESEHN! HALTET AUS! WIR KOMMEN! Nichts. Sie blieben zurück. Verlassen in der Unendlichkeit des Schlachtfeldes. Immer in der Erwartung, daß sich von vorn oder von hinten eine Welle brauner Menschenleiber heranwälzte, Urräh-Geschrei als Begleitmusik zu dem Schrillen der Querschläger, zu den harten Aufschlägen der Panzergranaten, zu dem Zwitschern der Stahlmantelgeschosse. Nein, noch nicht. Eine bedrückende Stille. Dazu Müdigkeit, Hunger und Mücken. Kein Verbandszeug. Kein Wasser. Und, das Schlimmste: keine Munition. Das Zusammenschmelzen der Vorräte war ihnen in der Aufregung entgangen. Die Munitionsträger, die zwischen den beiden MG's hin und her hasteten, merkten es zuerst.

»Munition!« Der Ruf sprang durch die Windung des Grabens, zum Fuchsloch. Vom Fuchsloch her brüllte einer: »Ergeben, Mensch! Weiße Lappen 'raus!« Und der Mann knallte, als wäre er verrückt geworden, Schuß auf Schuß hinaus. Zelte verbissen. Bejubelte jeden Treffer mit grimmigem Geheul. Der Unteroffizier brachte ihn fluchend zum Schweigen. Sein Stahlhelm huschte durch den Laufgraben, erreichte den Major.

»Müssen abstimmen«, sagte der Unteroffizier. Er keuchte. Der Major erkannte auch an ihm sein eigenes Gesicht. »Wir

müssen sie wählen lassen, Herr Major. Einem Befehl gehorcht keiner mehr. Gefangenschaft oder Durchbruch. Letzte Möglichkeit.« Der Major biß sich in den Handballen. Die Haut war pelzig. Das Mückengift brannte wie Feuer. Der Major wich aus: »Sie haben das Kommando.«

»Gut«, sagte der Unteroffizier. »Durchbruch oder Gefangenschaft?« Er hielt die Pistole in der Hand. Die Mündung auf den Major gerichtet. Als wolle er jedem mit der Pistole die Antwort in den Mund legen.

Der Major biß auf seine Finger. Er fragte: »Sie glauben, daß ein Durchbruch gelingt?« Aus den Blasen an den Fingerkuppen quoll Blut. Immer fester biß der Major zu.

»Ja«, sagte der Unteroffizier. »Gott soll verflucht sein, wenn er nicht gelingt.«

Der Major schüttelte Blut von seiner Hand: »Mehrheit entscheidet?«

»Jawohl, Herr Major.«

»Das war kein Befehl.«

»Doch.« Der Unteroffizier drückte den Lauf der Pistole in die Grabenwand. Die Mündung war voller Erde. Ein Schuß würde die Waffe in seiner Hand zerreißen. »Ihre Antwort!« schrie er den Major plötzlich an. »Gefangenschaft oder Durchbruch?«

»Ich zähle nicht.« Der Major sah in einem Einschnitt der Böschung, beim Unterstand, den verwundeten russischen Offizier liegen. Sie hatten ihn einfach hinausgeworfen. Das Gesicht konnte er nicht erkennen. Aber er sah, wie sich eine Hand des Verwundeten in die Erde krallte.

»Sie müssen sich entscheiden«, drängte der Unteroffizier. »Sie als erster. Ich hab' keine Zeit zu verlieren. Wir verschießen unsere letzte Munition.« Der Major schwieg. »Ich brauche Ihre Stimme«, hämmerte der Unteroffizier auf ihn ein. Keine Zeit, keine Munition. Durchbruch oder Selbstmord. Gefangenschaft oder Selbstmord. Beides ging auf. Der Major biß wieder in seinen Handballen. Über ihnen barst ein Explosivgeschoß. »Ich muß mich jeder Stellungnahme enthalten«, sagte der Major.

Der verwundete Russe wälzte sich von seinem Platz. Er konnte die Hand nicht mehr sehen. Für ihn gab es keine Gefangenschaft.

»Herr Major!« mahnte der Unteroffizier. »Durchbruch oder Gefangenschaft?«

»Verstehen Sie doch endlich, daß ich mich an dieser Wahl nicht beteiligen kann!«

Der Unteroffizier blickte auf seinen verdreckten Pistolenlauf. Er schlug ihn am Ellbogen leer. Die Erde rieselte über die nackten Füße des Majors. Es war wie eine Berührung. »Ich verlange eine Antwort!«

»Also gut - Gefangenschaft.« Die Zähne des Majors gruben sich wieder in den Handballen. Der Schmerz des Bisses durchdrang den ganzen Körper. Das Brennen der Mückenstiche spürte er nicht mehr. Die nackten Fußsohlen waren eiskalt. Der Unteroffizier sah ihn an: sein eigenes Gesicht sah ihn an. Nur voll Haß. Er fühlte, wie der Unteroffizier ihn sah; ohne Schulterstücke, barfuß, mit dem Riß in der Feldbluse, verschmierte Hände, um Hals und Handgelenke blutunterlaufene Geschwürbänder. »Feigling!« Der Unteroffizier drehte sich um. Dem Major tat das Schimpfwort nicht weh. Hätte er nicht eben sein Leben verschenkt, wäre er stolz drauf gewesen. Er begann zu überlegen, wie er es machen müsse. Eine Pistole hatte er nicht. Wenn er einen Draht nähme, wenn er den Lauf des Karabiners in den Mund nähme? Die Russen in den Sappen stellten das Feuer ein. Es wurde fast ruhig. Der Unteroffizier stand beim nächsten Gewehrposten. »Durchbruch oder Gefangenschaft?« »Was wählt der Major?« fragte der Posten. »Durchbruch.«

»Gut. Dann Durchbruch«, sagte der andere. Das ist nicht wahr, wollte der Major rufen. Er brachte es nicht heraus. Der Stahlhelm des Unteroffiziers wanderte weiter. Der Major suchte nach einem Draht oder nach einem Stück Schnur. Er fand einen Tragriemen. Beim Durchladen des Gewehrs fiel ihm auf, wie ruhig sich die Russen beim ehemaligen Kompaniegefechtsstand verhielten. Vielleicht hatten sie sich auch verschossen.



Vielleicht hätte er doch für den Durchbruch stimmen sollen. Die Vorstellung, daß er sich kurz vor der entscheidenden Wende töten könnte, hemmte ihn. Als er den Riemen am Abzugsbügel einhing, zitterte seine Hand. Er zwang sich, an nichts anderes zu denken. Wichtig war für ihn nur, daß er gleich tot war. Die Kugel sollte durch den Oberkiefer ins Gehirn eindringen. Schmerz würde er keinen spüren. Er stellte das Gewehr zwischen die Beine. Probierte, ob er mit den Zehen abziehen könnte. Beim Anblick seiner Füße kam ihm zum Bewußtsein, wie widerlich er als Toter aussehen würde. Ein zerschmetterter Schädel, ein verdreckter Leib. Gut, daß ihn niemand sah. Als Offizier hatte er übrigens Anspruch auf einen Sarg. Wenn er Glück hatte, würden sie ihn in ein Loch verscharren. Tröstlich immerhin, daß er niemanden mehr zurückließ, weder Frau noch Kind. Er wollte so stürzen, daß er mit dem Gesicht auf die Erde fiel. Er brauchte sich nur nach vorn zu neigen. Die Mündung unterm Kinn starrte ihn wie ein totes Auge an. Vom Fuchslotz kamen plötzlich Stimmen. Sein Name fiel. »Wenn er nicht gekommen wäre, lebten sie noch.« Den Grund für ihren Haß wollte er noch erfahren. »Als der Hauptmann uns zur Übergabe aufforderte, waren wir mehr. Er hat fünf Mann auf dem Gewissen.« Dann wieder die Stimme des Unteroffiziers. Offenbar ein Streit. Die Stimmen wurden lauter. »Gleiches Recht für alle! Mich kannst du nicht übergehen!« Der Unteroffizier antwortete etwas Unverständliches. »Schieß, schieß doch schon!« schrie die Stimme wieder. Der Unteroffizier: »Glaubst wohl, für dich ist die Patrone zu schade?« Der andere: »Übergabe - ob der Major will oder nicht!« Ein Schuß peitschte durch den Graben. Fünf und eins macht sechs, dachte der Major. Die Mündung zwischen den Beinen starrte ihn an. Er hätte in Podrowa bleiben sollen. Das Telefongespräch mit der Division fiel ihm ein. Sein Befehl: Gegenstoß auf den Knüppeldamm. Das war doch erst gestern gewesen? Dreißig Mann Ersatz, die er in diese Stellung befohlen hatte. Und der tote Fahrer auf dem Friedhof von Podrowa. Das Ergebnis eines einzigen Tages, das auf sein Konto ging. Und wieviel solche Tage lagen hinter ihm? Er beugte sich über die Mündung, den Mund weit geöffnet. Der

kalte Lauf berührte seinen Gaumen. Unsicher tastete er mit dem Fuß nach dem Riemen. Würde er am Ende doch etwas spüren?

»Herr Major!«

Er fuhr auf, lehnte das Gewehr verlegen an die Grabenwand. Der Unteroffizier stand vor ihm: »Einstimmig für Durchbruch!«

Der Major starrte auf seine nackten Füße. Der Unteroffizier sah das Gewehr, sah den Riemen am Abzugsbügel...

Leutnant Trupikow betrat den Unterstand. Der deutsche Hauptmann saß mit aufgestützten Händen hinter dem Kistentisch.

»Ergeben sie sich noch immer nicht, Herr Leutnant?« Er bemühte sich, ein sorgenvolles Gesicht zu machen. Kein Wort von dem Fliegerangriff.

»Nein! Sie ergeben sich nicht!« Auch so ein Tier, dachte der Leutnant. Im Käfig benimmt er sich wie ein Mensch, aber wenn er ein Gewehr hat, schießt er auf Leichen. Was will er eigentlich hier? Dieses Raubtier mit dem Schafsgesicht. Seine Heimat hat genug Höhen wie diese. Ich habe sie gesehen: grüne Bäume, Flüsse, saubere Dörfer. Auf ihren Straßen gibt es weder Unrat noch Schlamm. Auf ihren Feldern stehen die Ähren wie Soldaten. Aber sie beneiden uns um die versumpften Wälder, um die ausgedörrten Steppen, um ein paar Holzhütten... Der Leutnant verrannte sich in seine Wut, in eine Flut von Mißverständnissen. Er würde den Deutschen erschießen. Diese Lösung drängte sich geradezu auf. Genickschuß. Dabei brauchte er ihm nicht ins Gesicht zu sehen. Bei leicht gesenktem Kopf ist das Rückgrat nicht zu verfehlen. Keine Möglichkeit, den Schmerzensschrei des Opfers zu hören. Noch bevor der Tod eintritt, werden die Nervenstränge zu den Stimmbändern unterbrochen. Eine ideale Hinrichtungsart. Er betrachtete sein Opfer. Sehr kurzer Hals, stellte er sachlich fest. Sonderbar, unter welchen Gesichtspunkten man einen Hals betrachten konnte. Nur der hohe Kragen des Deutschen irritierte ihn. Vielleicht konnte er ihn dazu veranlassen, die Feldbluse abzulegen. Aber nein: er mußte ihn draußen

erschießen. Mit der Feldbluse hatte er auf jeden Fall zu rechnen. Wenn aber die Pistole versagt? Er könnte dem Sergeanten den Befehl geben. Er sah den Sergeanten durchdringend an. Wenn der Mann doch Gedanken lesen könnte!

Plötzlich befahl er: »Wir überrennen in einer halben Stunde die deutsche Stellung! Angriffssignal: Rote Leuchtkugel. Jede Gruppe nimmt ihre Verwundeten mit. Gib das überall bekannt!«

»Angriffssignal: Rote Leuchtkugel. Verwundete mitnehmen«, wiederholte der Sergeant.

Der Leutnant wies mit der Hand auf den Deutschen. Der Wink war deutlich genug. Aber der Sergeant rannte hinaus. Die Gelegenheit war versäumt. »Wir wollen es noch einmal versuchen.« Der Leutnant bemühte sich um eine saubere Aussprache.

»Was?« fragte der Deutsche.

»In einer halben Stunde ist alles vorbei!« »Was?« fragte der Deutsche wieder.

Dann springen wir uns gegenseitig an die Gurgel, dachte der Leutnant. Er sagte: »Unsere Panzer werden sie mit Flammenwerfern ausräuchern. Kommen Sie, schließlich sind es Ihre Leute.«

»Ich habe nachgedacht«, antwortete der Deutsche. »Ich darf es nicht.« Er sprach vorsichtig. So wie man einen Hund anredet, von dem man nicht weiß, ob er bissig oder harmlos ist. »Warum nicht?« Er wollte den Deutschen nur draußen haben, vor sich den Rücken, den Hals in Reichweite. Die Weigerung warf seinen Plan um. »Warum nicht? Sie haben es doch vorher getan!« Der Deutsche schüttelte den Kopf: »Wissen Sie, wer bei ihnen ist?«

»Nein!«

»Der Kommandeur!«

»Und?«

»Der einzelne Soldat, der durch Ihre Linie kam, ist mein Major!«

In dem Leutnant erwachte das Interesse für den Gegner, den er in einer halben Stunde sehen würde. Sie haben also auch

solche, dachte er. Ein Kommandeur, der während der Schlacht zu seinen Leuten geht. »Was ändert dies?« fragte er ungeduldig. Seine Zeit verrann. Es mußte sich entscheiden. »Er hat mich gewarnt«, sagte der Hauptmann. »Er wird mich später zur Rechenschaft ziehen.«

Angst also, stellte der Leutnant erleichtert fest. Er hatte Angst vor seinem Kommandeur. Er blickte angestrengt in die Flamme einer Kerze.

*Eine Grube im Walde. Düsteres Gestrüpp, verkrüppelte Fichten. Zwischen den Baumwipfeln fahler Abendhimmel. Vor der Grube die Gefangenen. Einer neben dem anderen. Den Blick auf das vorbereitete Grab gerichtet. Kein Wort von ihren Lippen, kein Wort aus der Gruppe der Rotarmisten. »Niederknien!« befiehlt der Kommissar auf deutsch. Die Gefangenen wollen ihn nicht verstehen. Der Sicherungsflügel einer Pistole klickt. Ein Gefangener beißt die Zähne zusammen. Ein Knirschen, als zersplitterte der Kiefer. Von der Grabenwand löst sich eine Erdscholle und plumpst hinunter. Endlich geht der Kommissar von einem Gefangenen zum andern. Tut es mit einer Sicherheit, als hätte er nie etwas anderes getan. Das Echo jedes Schusses bricht sich in den Baumkronen. Die Gefangenen plumpsen nach vorn. Als der letzte ins Bodenlose sinkt, ist es Nacht. Nur ein Schimmer über ihnen verrät den Himmel. Nein. Die Versuchung war groß, aber abscheulich. Und die Zeit verrann. Nur noch wenige Minuten, dann brauchte er wenigstens die Last des Wartens nicht mehr zu ertragen.*

Rotarmisten trugen Bahren in den Unterstand. Von den Pritschen kam das leise Stöhnen der Verwundeten. Waffen wurden geladen. Die Sibirier hingen sich Säcke voller Handgranaten um den Hals. Der Unterstand mit Karbolgeruch, Unordnung und schwellenden Talgdüften bot alle Kraft auf, um heimisch zu wirken. Ein Gefühl von Abschied kam auf. Abschied von der Sicherheit. Abschied vom Leben. Mit jeder Bahre, die sie hinaustrugen, wuchsen Beklemmung und Furcht. Mann für Mann trat in den Gang. Zögernd, mit der kleinen verzweifelten Hoffnung, daß es nicht ihn, sondern den Nebenmann treffen möge.

»Ich kann mich kurz fassen«, sagte Leutnant Trupikow. »Die Lage der Dinge...« Er wußte nicht, wie er sich ausdrücken sollte. »Seit einiger Zeit sind wir abgeschnitten... Gewaltvoller Durchbruch... Sie müssen mit!«

Verständnislos sah der Hauptmann ihn an. Erst allmählich dämmerte es ihm: »Das ist unmöglich! Sie sagten doch... Ihr Ehrenwort!« Er war fassungslos und um das Gefühl der Geborgenheit zu plötzlich betrogen. Von Stacheldraht umgebene Baracken... keine Granaten... keine Todesangst... Ruhe. Das alles war weggewischt. »Lassen Sie mich hier«, bat er. »Es hat keinen Zweck. Haben Sie Verständnis für mich...« Sein Gestammel prallte an einem steinernen Gesicht ab.

»Ich könnte für Ihre Verwundeten sorgen... Bestimmt, bestimmt...« Er redete wie ein Kind, das das Lügen noch nicht gelernt hat.

Indessen leerte sich der Unterstand. Als seien sie nun überflüssig, begannen die Kerzen in kleinen Talgpfützen zu verlöschen. Docht um Docht verzischte in den Fettlaken. Nur eine brannte noch, ein Wegweiser ins Sterben. Auf einer Pritsche noch ein Bündel Mensch. Sein Atem tickte wie eine Uhr, aber er rührte sich nicht. Er war vergessen. Wie der wacklige Tisch, die leeren Konservenbüchsen, ein Rest Brot, verschmierte Marmelade, Papierfetzen und unbrauchbare Waffen.

»Kommen Sie!« befahl der Leutnant.

Der Hauptmann hinter dem Tisch stand auf. »Und der?« fragte er, auf das Bündelweisend. Der Leutnant gab keine Antwort. Sie betraten den Gang. Der Leutnant hielt sich dicht hinter seinem Gefangenen. Sie schoben die Plane vor dem Ausgang beiseite und standen im Graben. Die grelle Sonne blendete sie wie ein Blitz.

»Stoi!« befahl der Leutnant. Der Hauptmann erstarrte. Ihm war, als habe der Lauf einer Pistole seinen Rücken berührt. Erschrocken drehte er sich um: ein flaschenförmiges Geschöß lag in der Hand des Leutnants. Der Russe nestelte an einer Schnur.

»Nein!« schrie der Deutsche entsetzt.

Verblüfft sah der Leutnant auf. In seiner Hand die scharfe Wurfgranate. »Das dürfen Sie nicht!« drang es in sein Ohr. Er starrte verstört auf seine Hand und warf die Granate über die Böschung, hinter der sie explodierte. Er hatte sie in den Unterstand werfen wollen. Nein also. Er wollte kein Tier sein. »Bleiben Sie hier«, sagte der Leutnant. Er wies auf den Unterstand. »Marsch, da hinein. Dawei! Dawei!« schrie er und ging, beinahe erleichtert, den Graben entlang. Sie entfernten sich voneinander, zwei Punkte in einer endlos grauen Fläche. Der Russe in dem bestimmten kurzen Schritt eines Pelotons, das zur Hinrichtung marschiert.

Über den von den Russen besetzten Sappen stieg eine rote Leuchtkugel in den Himmel. Grüne Stahlhelme, braune Gestalten quollen aus den Gräben. Der Unteroffizier riß die Signalpfeife an die Lippen. Lärm hüben und drüben. Peitschende Schüsse.

»Näherkommen lassen!« schrie der Unteroffizier. Das Feuer brach ab. Nur eine russische Maschinenpistole hämmerte durchs Niemandsland. Dann verstummte auch sie. Der Major legte den Karabiner auf die Böschung, der Unteroffizier schob den letzten Rahmen in die Pistole. Sie lehnten nebeneinander am Erdwall.

An der Spitze der Russen rannte ein Offizier. Mit erhobenen Armen, als müsse er seinen Leuten den Weg weisen. Dahinter stolperten Träger mit Bahren. Sie kamen näher. Noch fiel kein Schuß aus dem Graben. Unsicher geworden in der überraschenden Stille, bleiben sie hinter dem Offizier zurück. Drängten plötzlich nach rechts. Der Offizier rannte weiter. Seine Leute schwenkten ab, der unbesetzten Pläne zu. »Sie gehorchen ihm nicht!« schrie der Unteroffizier. Die Welle des Gegners wurde zur langgestreckten Kolonne, die den Weg über die ungeschützte Pläne suchte. Voran die Schützen mit den Gewehren, geduckt, die Gesichter dem Graben zugewandt. Die Bedienung eines schweren Maschinengewehrs schleppte ein

Dreigestell. Zum Schluß die Tragbahnen. Die Träger stolperten, richteten sich wieder auf. Ihre Lasten schwankten. Nur der Offizier stürmte weiter. Warf keinen Blick zurück.

»Nicht schießen!« befahl der Major. »Nicht schießen!« wurde im Graben durchgegeben. Sie sahen die Menschenschlange, die über die Pläne huschte, den laufenden Offizier. Sein Bild trat immer schärfer hervor, während die ändern in der Weite zu kleinen braunen Schatten wurden. Jetzt erkannten sie schon den Stahlhelm, dann die graue Pistolentrommel, endlich das verzerrte Gesicht. Er rannte auf das Fuchsloch zu. Zu der Stelle, an der er den Graben erreichen mußte, huschten zwei Pioniere. Hart an der Böschung tauchte er auf. Riesengroß. Eine breite Brust. Fremd, wie aus einer anderen Welt. Er sprang mit erhobenen Armen in den Graben. Dumpfe Kolbenstöße. Röcheln. Dann Stille. In der Ferne noch eine Weile die Gespensterschlange. Sie verschwamm im Kratergelände der Niederung. Der Unteroffizier und der Major sahen sich an.

»Verstehn Sie das?«

»Ein Wunder«, sagte der Major. Sie konnten es noch nicht fassen.

»Wir können zurück«, stieß der Unteroffizier endlich hervor. »Wir können zurück!« Er packte die Hand des Majors und schüttelte sie. Lachend schlugen sie einander auf die Schulter. Ihre grauen Gesichter, ihre stumpfen Augen begannen zu leben. Sie lallten wie in einem Rausch. Das Gewehr mit dem Riemen am Abzugbügel rutschte von der Brüstung. Auch hinter ihnen, im Graben, wurden Stimmen laut. Dem Major lief eine Träne über die Wange, wie ein Rinnsal durch die verkrustete Erde. Verdreckte Gestalten drängten sich heran, umringten den Major. Eine Zigarette ging von Hand zu Hand. Noch lagen die Toten herum, noch haftete Leichengeruch an den Uniformen. Aber sie schienen vergessen zu haben, daß hinter dem Stacheldraht Panzer standen. Daß ein großes Stück Wegs sie von der eigentlichen Front trennte. Das Labyrinth der Sappen, der Trampelpfad durchs Gestrüpp. Die verwüstete Höhe. In der

Niederung der versumpfte Wald. Und irgendwo in undurchdringlichem Gestrüpp der Feind...

Der Major dachte über den Rückweg nach. Er ging den Graben lang. Sah erst jetzt, wo er sich befand. Nahm es auf. Eben noch, im Würgegriff der Angst, war der Graben nur ein wüster Erdriß gewesen. Eine schmale Schlucht voller Dreck, Blut und menschlicher Leiber. Mit den leeren Sappen im Rücken kehrte die Klarheit wieder. Einzelheiten wurden sichtbar. Nicht nur Kimme und Korn. Ein Haufen leerer Patronenhülsen. Die Tonkugeln von den Abzugsschnüren der Handgranaten, weiß wie Mottenkugeln. Das zerschmetterte Dreigestell eines Maschinengewehrs. Der Stahlhelm mit dem klaffenden Riß. Ein menschlicher Fuß ohne Bein, nackt, wächsern wie das Schaustück eines Pedikürsalons. Ein Schritt weiter, über die Böschung hängend, ein Kopf. Geschwungene Augenbrauen, wie die Karnevalsmaske eines Mongolen. Die aufgetriebene Preßluftflasche des Flammenwerfers. An der Biegung der steife Arm, den man beiseite drücken mußte, der hinter einem wie der Arm eines Drehkreuzes zurückschnellte. Der federnde Boden. Der lautlose Schritt über Leichen, die nur von einer dünnen Erdschicht bedeckt waren. Der zusammengeschnellte Draht einer Telefonleitung. Der Tote, der wie gekreuzigt an der Wand lehnte. Nur die Mücken sah der Major nicht mehr. Ihre bläulichen Schwärme hingen wie Schleier in der Luft, wanderten mit ihm den Graben ab, als wäre er ein Stück Aas, das Nahrung bot. Und dann die Verwundeten. Sie kamen aus dem Fuchsloch angekrochen. Stammelndes Gerede. Tropfende Verbände. Glanzlose Augen. Beschwörende Gebärden. Er mußte ihnen versichern, sie nicht zurückzulassen. Er mußte ihnen versprechen, Bahren anfertigen zu lassen. Er sah den schwerverwundeten russischen Kapitän und wußte, daß er ihnen nicht die Wahrheit sagen durfte. Daß kaum die Gesunden die eigenen Linien erreichen würden. Daß die Träger bei Gefahr die Bahren in den Sumpf - werfen würden. Er weckte Hoffnungen, die er nicht erfüllen konnte. Er log. Vielleicht aus Barmherzigkeit, vielleicht aus Feigheit...



Die Befehle zum Abmarsch gab er ruhig und umsichtig. Die Marschordnung. Das Verteilen der restlichen Munition. Diese Befehle dem Unteroffizier zu überlassen, hätte jetzt keinen Sinn mehr gehabt. Als sie abzogen, stand die Sonne wie eine rote Scheibe hinter dem Stahlmast-Skelett. Der Major nahm die Spitze. Er zog die Toten, die den Weg zu den Sappen versperrten, beiseite und sah zu beiden Seiten nur die Erdwände des Grabens. An einem zerstörten MG-Nest schwenkten sie nach hinten. Bei dem toten Russen dort mußte die Stelle sein, von der aus der Hauptmann gesprochen hatte. Der Major erwartete nicht, ihn noch einmal lebend zu sehen. Und als er ihn erkannte, ans Panzerwrack gelehnt, bleich, regungslos, hielt er ihn für tot. Deshalb ging er stumm an ihm vorbei. So viele Tote, die er kannte, sahen ihn an. Der Hauptmann lehnte im Schatten, den Major blendete die Sonne: Es ist nicht schön, einen Toten anzusehen. Der Major dachte weder an Strafe noch an Schuld, auch nicht daran, was er tun würde, wenn der Hauptmann noch lebte. Er hatte nur Mitleid. Er dachte an die Höhe, die vor ihm lag, an den Weg durch den Sumpf, an das drückende Gefühl der Verantwortung. Seine nackten Füße federten vor Schwäche. Durst quälte ihn. Und ein scharfes Stechen in der Lunge. Der Unteroffizier, der gleich hinter dem Major ging, starrte den Hauptmann an wie ein Wunder. Er hatte auf den Major geachtet. Erst eine unmerkliche Bewegung des Hauptmanns lenkte ihn ab. Er erkannte ihn. War erschrocken, verblüfft, konnte vor Aufregung kein Wort über die Lippen bringen und tat dann mechanisch, was der Major auch getan hatte. Er ging wortlos vorbei.

Der Hauptmann ließ die Reste seiner Kompanie an sich vorüberziehen. Eine graue Reihe, länger, als er gehofft hatte. Vertraute, von Entbehrungen gezeichnete Gesichter. Er lachte ihnen entgegen. Er hätte jede der verschmutzten Gestalten umarmen mögen. Seine Freude, sie wiederzusehen, war echt. Er war glücklich. Richtete sich auf. Schob den Stahlhelm ins Genick. Seine Augen strahlten, bis der letzte Mann vorüber war. Kein Blick hatte ihm gegolten. Kein Wort des Erkennens.

Kein stummer Wink. Auch von den Trägern nicht, die mit den Verwundeten vorüberzogen. Er fühlte sich lebendig begraben. Er mußte sich auf die zerschossene Raupe des Panzers setzen. Seine Hände zitterten. In den Füßen hatte er kein Gefühl. Er sah mit leeren Augen zur Höhe. In der Abendsonne mutete ihn alles bläulich rot an. Die Stahlplatten, auf die er sich stützte. Der Graben mit seinen Wänden. Das Gestrüpp vor der Höhe. Die Männer, die langsam kleiner wurden. Das Kraterland der Niederung. Mühselig raffte er sich auf. Setzte vorsichtig die Füße auf den Boden. Schritt für Schritt tastete er sich vorwärts. Suchte mit den Händen an den Sappenrändern Halt. Er taumelte achtlos an seinem Unterstand vorbei. Daß da unten noch einer lag, hatte er vergessen. Er war ein Ausgestoßener. Auch die Toten, über die er hinwegschritt, gingen ihn nichts mehr an. Es wurde ihm nicht bewußt, daß er zum letztenmal seine Stellung abging. Er lief durch ein Schweigen, bis das Röcheln eines Menschen an sein Ohr drang. Das Röcheln gehörte zu einem entstellten Gesicht. Das Gesicht zu der blutbesudelten Uniform eines russischen Kapitäns. Nur unter Schmerzen fügten sich diese Einzelheiten zu einem Bild.

»Woda«, bettelte Sostschenko. Er spürte, daß jemand in seiner Nähe war. Der Hauptmann blickte verwirrt auf ihn hinunter. »Wasser«, hatte er verstanden. Er trug nicht einmal eine Feldflasche bei sich.

»Woda«, bettelte die Hand des Russen mit einer matten Bewegung. Der Hauptmann griff nach dieser Hand. Es kostete ihn Überwindung. Zwei Ausgestoßene. Zwei Sterbende, die sich Trost zusprachen. Gedankenlos streichelte er die geschundene Hand.

»Sonja«, flüsterte Sostschenko. Auch das glaubte der Hauptmann zu begreifen. Was danach von den schaumigen Lippen kam, verstand er nicht mehr. Wenn du die Ikone triffst, gibst ihr Gift. Trage das Gift immer bei Dir. Du bist nie sicher, wann die Katze kommt. Wie ein Vorwurf traf es den Hauptmann, daß er davon kein Wort verstand. »Eine Zigarette«, dachte er. Nicht einmal eine Zigarette hatten sie ihm gelassen. Nein, diesem Mann war nicht mehr zu helfen. Das Röcheln

verstummt. Er war noch nicht tot und roch bereits nach Fäulnis. Auf seine Lippen setzten sich blutgierig die Mücken. Der Hauptmann breitete sein Taschentuch über das Gesicht.

Weitertaumelnd, hatte er ihn bereits vergessen. Auch die Sappen, die ihm Schutz boten. Auch den Trampelpfad, der ihn zu einem Ziel geführt hätte. Zweige schlugen ihm ins Gesicht. Mücken saugten an seiner Stirn. Gleichgültig lief er durch das Gebüsch. Ein Tacken klopfte in seinem Ohr. Er nahm es nicht auf. Vor ihm lag die ansteigende Mondlandschaft der Höhe. Eine blauschimmernde Fläche mit dunklen, kreisrunden Löchern. Weiter oben rannten Gestalten. Einige schlepten Gestelle mit sich. Seine Männer vielleicht. Es war ihm gleichgültig. Das Tacken wurde immer wilder. Wie Punkte flogen die Gestalten zum Horizont. Manche versanken mit einem Luftsprung ins Nichts. Der Himmel verfärbte sich blutig. Die Erde wurde tiefblau. Der Hauptmann verließ das schützende Gebüsch. Neben ihm entfaltete sich ein Springbrunnen und kleine Steine prasselten herab. Er setzte schwankend einen Fuß vor den anderen. Was habe ich getan, fragte er sich. Keine klaren Gedanken, nur Bruchstücke von Fragen durchbrachen sein nebelhaftes Dahintasten. Ein einziger Begriff kehrte immer wieder: Gerechtigkeit. Er hätte nicht sagen können, was er sich darunter vorstellte. Ein Stück Draht lag in seinem Weg. Er stolperte und glitt aus. Als er am Boden lag, sah er die Höhe aus einer anderen Perspektive. In welligen Tälern spiegelte sich das Licht. Die Granattrichter bildeten malerische Vulkane. Es gab sanfte Hänge und kleine Schluchten. Soweit sein Blickfeld reichte, fand er nichts Trostloses. Das Rinnsal einer Pfütze erschien ihm als See. Die Frage nach der Gerechtigkeit führte zu einer Erkenntnis. Es gibt verschiedene Perspektiven, prägte er sich ein. Während er sich wieder aufrichtete, murmelte er den Gedanken vor sich hin. Die Worte klangen wie ein Lehrsatz. Unklar erinnerte er sich, daß diese Weisheit schon alt war. In seiner Trägheit hatte er bis jetzt keinen Gebrauch davon gemacht. Man mußte versuchen, alles zu begreifen. Die Dinge kamen auf ihn zu. Er hatte viel versäumt. Er richtete sich auf und lief weiter. Was von den

lebendigen Punkten nicht versunken war, hatte den Kamm der Höhe erreicht. Er und pfeifende Eisensplitter waren das einzig Bewegliche auf der Pläne.

Eine umgestürzte Tragbahre lag auf seinem Weg. Sie verlockte dazu, sich niederzusetzen. Zu warten, was geschehen würde. Ob einer der Splitter ihn endlich erreichen würde. Aber er erkannte eingetrocknetes Blut an den Gurten. Von Blut hatte er genug. Es war besser, die Kugel traf ihn von hinten. Sein Rücken bot ein gutes Ziel.

Und immer langsamer ging er. Es lohnte, der Angst zu entsagen. Nun, da er genug wußte, brauchte er nicht mehr um sein Leben zu laufen. Einige Jahre oder ein Tag geschenkt - was nützte das schon?

Endlich kam die Kugel. Es tat nicht weh. Nur ein leichter Schlag gegen seinen Rücken. Die Höhe, der zerschossene Mast, das Rot des Himmels versanken in Finsternis. Er stürzte in einen Trichter. Das Gesicht der Erde zugekehrt. Wasser lief in seinen Mund. Sein letzter Gedanke war: ist das die Gerechtigkeit?

## XIV

Als der Melder aus dem Schlaf fuhr, war es Nacht. Der Verbandsplatz schien verlassen. Nur aus einem Zelt drangen fremde Stimmen und betrunkenes Lachen. Ihn fror. Seine nackten Füße waren starr vor Kälte. Der Mantel, der nach Desinfektionsmitteln stank, bedeckte nur seinen Oberkörper. In weiter Ferne spielten Leuchtkugeln am Himmel. Er kam sich verlassen vor und wollte sich aufrichten. Als er tappende Schritte vernahm, zog er sich den Mantel über das Gesicht. Die Schritte kamen näher. Jemand blieb neben ihm stehen. Er hielt den Atem an. Sofort war der Schmerz im Hinterkopf wieder da. In seiner Brust brannte es. Er hatte Angst. Eine Hand fingerte an seinem Mantel und schlug ihn zurück.

»Sostschenko?« flüsterte eine Frauenstimme. Es klang wie ein Schluchzen.

Er hielt weiter den Atem an und schwieg. Das Schluchzen entfernte sich. Eine Verrückte, dachte er. Am Himmel lockten die Leuchtkugeln. Da sich niemand um ihn kümmerte, stand er auf. Mühsam und unter Schmerzen. Die fremden Laute im Zelt gaben ihm zu verstehen, was er zu tun hatte. Er wollte zurück. Er mußte dorthin, wo seine Sprache gesprochen wurde. Er wankte mehr, als er ging. Mit jedem Schritt bohrten sich Stacheln in seine Knie. Der Atem hämmerte. Er mußte sich Zeit lassen. In der Finsternis war der Bahndamm, an dem er sich entlangtastete, das einzige, wonach er sich richten konnte. Er glich einer schwarzen Mauer. Sein nackter Fuß stieß gegen Metall. Er schrak zusammen und erinnerte sich der Geschütze, die hier stehen mußten. Über der drohenden Gefahr, entdeckt zu werden, vergaß er die Schmerzen. Er überlegte, ob er den Mantel wegwerfen sollte. Wenn er ihnen mit diesem Mantel wieder in die Hände kam, war er geliefert. Aber seine Feldbluse

hatte er nicht mehr, und es war kalt. Vielleicht würden sie in dem Russenmantel nicht gleich den Feind erkennen. Er mußte alles bedenken. Der Himmel begann fahl zu werden. Nun hieß es doppelt vorsichtig sein. Als er die Geschütze erkannte, atmete er auf: er war auf dem richtigen Weg. Er hörte Schritte. Einmal sah er auch etwas Licht. Er kroch über den Boden und hatte das Gefühl, niemals das Ende dieser Stellung zu erreichen. Endlos dehnte sich die Reihe der Geschütze. Seine Befürchtung machte ihn leichtsinnig. Er richtete sich auf und lief. Obwohl er den salzigen Geschmack von Schweiß auf den Lippen hatte, liefen ihm kalte Schauer der Erregung über den Rücken. Ähnlich hatte er gefühlt, wenn er als Melder nachts das Sumpfgebiet durchqueren mußte.

»Stoi!«

Der Ruf des Postens traf ihn wie ein Hieb. Seine Füße klebten an der Erde. Ruckartig hastete er weiter. Er überwand jedes Hindernis. Gestrüpp, Stacheldraht, einen Stapel Kartuschen. Er verfluchte die fahle Helligkeit und wartete auf die Kugeln, die kommen mußten. Als er merkte, daß die Kräfte ihn verließen, ergab er sich in sein Schicksal. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen. Er ging ganz langsam. Aber alles hinter ihm blieb still, niemand verfolgte ihn. Endlich wagte er, sich auszuruhen. Mit fliegendem Atem hockte er sich auf die Erde. Seine Hände zitterten. Dann ein neuer Schreck: das Spiel der Leuchtkugeln war erloschen. Verirrt also, rettungslos verirrt. Plötzlich kicherte er wie ein Kind. Er hatte den Bahndamm vergessen. Im Schutz des Hanges konnte er die Leuchtkugeln natürlich nicht sehen. Er kroch verbissen den Hang hinauf. Als er das Wetterleuchten wieder sah, wurde er ruhiger. Wie eine Verheißung war es, nach stürmischer Meerfahrt. Erleichtert rutschte er den Abhang hinunter. Die Wunden an den Beinen hatten sich wieder geöffnet. Blut tropfte warm auf seine Füße. Er nahm sich nicht die Zeit, darauf zu achten. Er glaubte, das Murmeln eines Baches zu hören. Mißtrauisch, nach allen Seiten sickernd, lief er weiter. Aber das Wassergehör wurde stärker. Ein Fluß mußte seinen Weg kreuzen. Er wollte sich Gewißheit verschaffen. Kein Wasserrauschen, sondern das

gedämpfte Murmeln vieler Menschen. Er lauschte. Er wollte schreien: deutsche Stimmen! Gleich aber war das Mißtrauen wieder erwacht. Nein, es konnte kein Irrtum sein. Wieder ein Wort, das er verstand! Gebückt schlich er weiter. Ein Strauch nahm ihm die Sicht. Er drückte die Zweige auseinander: eine träge sich hinbewegende Masse. Müde, torkelnde Gestalten, die seine Sprache redeten. Ihm wurde elend. Gefangene. Lebendig Begrabene, die in der Dunkelheit verschwanden.

Er beschloß, nicht mehr das gehetzte Tier zu spielen, sondern System in seine Flucht zu bringen. Vor allem mußte er sich eine Waffe beschaffen. Er kletterte den steilen Abhang wieder hinauf. Hier irgendwo mußte die Stelle sein, an der sie ihn hinuntergeworfen hatten. Auch der Unterstand, in dem sie ihn verhört hatten, mußte in der Nähe liegen. Wenn er hier einen Wachtposten überraschte...

»Kto ä kto!«

Der Melder entsann sich eines Rufs, den er einmal gehört hatte. »Si! Ajo!« rief er zurück. Der Mantel und die Dunkelheit machten ihn sicher.

»Ajo!« kam die Stimme des Postens wie ein Echo zurück. Der Posten stand direkt über ihm am Hang. Instinktiv tasteten seine Hände nach oben, packten zwei Füße und rissen sie hart herunter. Der Körper über ihm fiel. Er sprang zur Seite.

Er hatte keine Lust, gemeinsam mit dem Russen den Hang hinunterzurollen. Ihn interessierte nur die Waffe. Er erklomm den Vorsprung, auf dem der Posten gestanden hatte, und suchte die Erde ab. In seinen Bewegungen war keine Hast. Er hatte Zeit. Er war sicher, hier ein Gewehr zu finden. Und er fand es. Er dachte, jetzt hab' ich das Gewehr und der Posten ist mir ausgeliefert. Die Zeit reicht, um einen Mord zu begehen. Wenn ich ihn jetzt töte, ist es Mord, weil ich das Gewehr bereits habe. Hätte ich's noch nicht, wäre es nur Notwehr. Während er das Gewehr prüfte, kam der Wachtposten den Hang wieder heraufgeklettert. Seltsamerweise ohne einen Laut. Vermutlich hatte er nichts begriffen. In der Dunkelheit sah der Melder nur einen unförmigen Schatten auf sich zukommen. Er zielte. Eine

Vergeltung sollte es werden. Er schoß vorbei. Der Russe begann laut zu schreien. Sollte er schreien...

Der Melder drehte sich um: wie ein dunkler Teppich lag die Niederung vor ihm. Blitze zuckten darüberhin. Rote und weiße Lichter leuchteten auf, erloschen wieder, wechselten den Standort. Sie erinnerten ihn an die Gleisanlage eines Bahnhofs bei Nacht. Als stünde er auf einer Bahnüberführung, vor dem Gewirr der Signallichter. Der schreiende Wachtposten rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Sie kriegen mich nicht, dachte der Melder.

Er sah wieder zu dem Abschnitt hinüber, aus dem die Leuchtkugeln aufstiegen. Dabei fiel ihm auf, daß eine Stelle immer dunkel blieb. Die Lücke im System der Signallichter. Als wäre ein Teil der Anlage außer Betrieb. Genau diese Richtung schlug er ein. Aus dem abfallenden Gelände in eine Wildnis von Gestrüpp. Der Boden unter seinen Füßen gab nach. Er lief wie über einen dicken Teppich. Ein Zeichen, daß er sich dem Sumpfgebiet näherte. Neben dem Buschwerk glaubte er die Umrisse einer verfallenen Hütte zu erkennen. Dann weder eine geduckte Behausung. Plötzlich wußte er, was das war: Panzer. Er war in eine Bereitstellung geraten. Irgendwo in der Dunkelheit mußte ein Wachtposten stehen. Prickelnde Unruhe warnte ihn. Vorsichtig lief er auf eins der Ungeheuer zu. Im Schutz der Stahlwände wollte er warten, bis sich der Posten durch ein Geräusch verriet. An das kalte Metall gelehnt, hörte er die tiefen Atemzüge eines Schlafenden. Sie kamen aus dem Innern des Kolosses. Eine Klappe mußte offenstehen. Seltsam, daß er hier in aller Ruhe warten konnte. Seine Hand berührte den Stahl einer Waffe, deren Auftauchen ihn stets in panische Angst versetzt hatte. Er hatte das Gefühl, dem schlafenden Ungeheuer etwas antun zu müssen. Wie ein Kind, das sich rächen will, schob er Erde in die Auspuffrohre. Er war zu schwach, um Bösertigeres zu tun. Die Genugtuung war trotzdem groß. Im fahlen Licht einer Leuchtkugel sah er zum erstenmal die Höhe mit den Augen des Gegners. Ein gewaltiges Erdmassiv, das sich drohend herüberneigte. Er verstand, warum so verbissen darum gekämpft wurde. Es



konnte nicht mehr lange dauern, bis er die vorderste Linie erreichte. Trichter klafften in der Erde. In der Luft hing süßlicher Leichengeruch. Seine Füße versanken im Schlamm. Der Mantel fiel ihm ein. Er warf ihn in eine Pfütze. Wenige Schritte weiter, und er stand im Stacheldraht. Kein Laut. Verlassen lag die eigene Stellung, der Graben, das Labyrinth der Sappen, die MG-Nester. Er preßte das Gewehr an die Brust und schlich näher. Endlich der Graben. Mit einem Gefühl der Befreiung sprang er hinein. Nur die Toten lagen herum. Er war zu erschöpft, um festzustellen, ob der Unteroffizier unter ihnen lag. Er hatte das Gefühl, er habe umsonst gelitten - Angst, Flucht, Erniedrigung, Wunden, wiederum Flucht. Wenn der Unteroffizier mit dem Leben davongekommen war, hätte er sich das alles ersparen können...

Er zog einem Toten den Mantel aus, die Feldbluse und die Stiefel. Angetan mit der Habe eines Toten taumelte er weiter. Dorthin, wo er die Hauptkampflinie vermutete.

## XV

Der Ortskommandant von Emga schraubte die Flamme der Petroleumlampe kleiner und richtete den Metallspiegel auf den leeren Stuhl vor seinem Tisch. Dann wandte er sich an die Ordonnanz:

»Holen Sie jetzt den Rittmeister.«

Er blickte auf den leeren Stuhl, auf den das Lampenlicht fiel. Könnte ein elektrischer Stuhl sein, dachte er. In diesem Falle müßte das Opfer besser mit dem Gesicht zur Wand sitzen. Um nicht zu sehen, wann er auf den Knopf drückte. Sein Blick glitt über eine Liste auf dem Tisch. Ein orthographischer Fehler fiel ihm auf. Weil es seine eigene Handschrift war, fühlte er sich beschämt. Er verbesserte rasch. Wenn das jemand gelesen hätte! Er zerquetschte eine Mücke zwischen den Fingern und schwitzte.

Er hatte heute nicht versagt. Das befriedigte ihn. Kampfkommandant von Emga, während einer Schlacht. Aufregung, Sorgen und ein bißchen Angst. Nun, das ging vorüber. Er wurde älter, aber sein Ehrgeiz blieb noch jung. Wenn der Krieg einmal gewonnen war, würde er die Sache ausschmücken. Er hörte sich sagen: innerhalb von vier Stunden hatte der Russe die Division überrannt. Es gab keine Front mehr. Ein furchtbares Durcheinander. Da erreicht mich der Armeebefehl, daß ich den Rückzug aufhalten soll... Einzelheiten brauchte er nicht so genau zu nehmen. Die Sache mit dem Kübelwagen, der für ihn bereitstand, würde er weglassen. Er wischte sich mit einem schmutzigen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. In diesem Augenblick wirkte er wie ein Gnom. Als der Rittmeister eintrat und auf dem Stuhl Platz nahm, kam der Major ohne Umschweife zur Sache: »Was ist mit dem Feldwebel?«

Der Rittmeister dachte eine Sekunde nach: »Nichts!« Obwohl er den Ortskommandanten nicht näher kannte, hatte er das Gefühl, die Unterredung werde unangenehm verlaufen.

»Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich erteilte Ihnen einen Befehl. Wann wollen Sie's endlich tun?«  
»Nie!« Erschrocken über seine Kühnheit fügte der Rittmeister hinzu: »Es fehlt ein rechtskräftiges Urteil!«

Eine schlechte Begründung. Der Major schien das »Nie« absichtlich zu ignorieren. Er sagte: »Der Fall ist verworren. Der Gerichtsoffizier war ein Narr. Wir beide müssen es ausbaden!«

»Entschuldigen Sie, Herr Major, ich verstehe nicht recht, warum!« Das Licht der Lampe blendete den Rittmeister. Ein Nachtfalter umflatterte den Zylinder.

Der Ortskommandant begann eine umständliche Erklärung: »Die Armee wollte ein Exempel statuieren. Es stand alles auf des Messers Schneide. Man wollte die Truppe durch ein abschreckendes Beispiel warnen. Ein ähnliches Durcheinander kann uns morgen wieder passieren. Vielleicht war auch der Gerichtsoffizier nicht richtig informiert. Er wurde nach Emga gesandt, um eine Exekution vorzunehmen. Wen er unter die Finger bekam, war gleichgültig. Es sollte nur kein gewöhnlicher Soldat sein. Wen sollte ich auswählen? Sie vielleicht?«

Der Rittmeister fühlte, daß er rot wurde. »Sie wählten also den Feldwebel, gaben den Namen an die Armee. Die Armee wiederum gab bekannt, daß der Feldwebel erschossen wurde. Inzwischen verurteilt der Gerichtsoffizier den Falschen. Der Feldwebel ist immer noch am Leben. Eine Tragödie ohne Leichnam!«

»Unsere Aufgabe ist es, den Leichnam zu liefern!« Der Rittmeister rückte seinen Stuhl ein wenig zur Seite. Das Licht der Lampe wurde unerträglich. Jedesmal, wenn der Falter mit den Flügeln an den Zylinder stieß, klorrte er leise. »Das ist doch Wahnsinn!« sagte er.

Der Major verzog das Gesicht. »Der Mann wurde einwandfrei der Desertion überführt!«

»Wir hätten Tausende finden können.« Der Rittmeister dachte an seinen Fahrer. Der Kerl hatte ihn sitzenlassen. Der Ortskommandant runzelte die Stirn. »Nach den bisherigen Meldungen sind fast viertausend Mann gefangen oder tot. Die Kompanie des Feldwebels ist zum Beispiel so gut wie verschollen. Auf einen mehr oder weniger kommt es nicht an!«

»Eben deshalb, Herr Major.«

»Was wollen Sie? Der Mann ist theoretisch tot. Seine Angehörigen werden benachrichtigt. Er wurde aus den Verpflegungslisten gestrichen. Seine Stammrolle wurde gelöscht. Außerdem haben sämtliche Kompanieführer den Armeebefehl über die Erschießung bereits verlesen.«

»Eine unangenehme Bekanntmachung«, sagte der Rittmeister. Der Zylinder klirrte. Der Falter war fest entschlossen zu sterben.

»Und eben auf diese Bekanntmachung, wie Sie sagen, kam es an.«

»Und wenn man ihm eine Gelegenheit zum Überlaufen gibt?«

Der Major schüttelte den Kopf. »Wie wollen Sie das machen? Wenn der Feldwebel nicht erschossen wird, gibt es Gerede. Eines Tages wird man nachforschen und von mir die Leiche verlangen. Als Quittung gewissermaßen. Was dann?«

»Sie haben als Kampfkommandant gewisse Möglichkeiten...«

Der Major schüttelte den Kopf: »Ich bin nicht mehr Kampfkommandant. Der Einbruch ist abgeriegelt.« Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch. Er schrie: »Was Sie da vorschlagen, ist Hochverrat!« Im Zorn wischte er einen der vielen Bleistifte vom Tisch. Er liebte Bleistifte mit der Zärtlichkeit eines Sammlers. Er befahl: »Sie werden ihn erschießen!«

Der Zylinder klirrte. Der Falter taumelte zu Boden. Ein paarmal zuckte er noch mit den verbrannten Flügeln.

»Geben Sie dem Feldgendarm den Befehl!« bat der Rittmeister.

Der Major bückte sich nach dem Bleistift und tauchte wieder auf: »Der Feldgendarm kann sich weigern. Er weiß, daß kein Urteil gefällt wurde!« Er lächelte süßlich: »Zwischen Ihnen und dem Gendarm besteht ein Unterschied. Der Mann hat eine

reine Weste.« Eine peinliche Stille entstand. Das Schwirren einer Mücke, die jetzt statt des Falters um die Lampe kreiste, blieb das einzige Geräusch im Raum.

»Wieso?« fragte der Rittmeister zögernd. »Ich habe den Beweis, daß Ihre Abteilung die Stellung ohne Grund verlassen hat. Eine Meldung von mir, und Sie sind erledigt!«

Dem Rittmeister trat der Schweiß auf die Stirn. Er hatte einen Fehler begangen. Jetzt erinnerte er sich. Er hätte die Zeittabelle vernichten müssen. Den Eintragungen konnte jeder entnehmen, was geschehen war. Die Ortskommandantur besaß eine Funkstelle. Jede einlaufende Meldung wurde registriert, die Zeit festgehalten. Wahrscheinlich hatte ein Funker seines Abschnittes gemeldet: Keine Feindberührung! Er aber war zum gleichen Zeitpunkt abgerückt. In der Tabelle stand: Gehe unter feindlichen Druck zurück auf Punkt X. Der Kerl hatte das die ganze Zeit über gewußt.

»Also?« fragte der Major.

»Sie garantieren mir...«

Der Ortskommandant lachte jovial.

»Darf ich jetzt gehen?«

»Sie dürfen. Und - melden Sie mir dann den Vollzug.«

Im Gang, der auf den freien Platz hinausführte, kam der Rittmeister sich vor wie ein Taucher, der mit Bleiplatten an den Füßen über Land geht. Der Platz lag in Dunkelheit. Von der Front kam ein dumpfes Murren. Wie ein großes Schiff schob der Speicher sich auf ihn zu. Unwillkürlich ging er langsamer. In einer Stunde würde er ein Mörder sein. Wenn es schnell ging, in einer halben Stunde. Da wurde ein schlechtes Theaterstück aufgeführt. Er saß in der Loge, sah auf die Bühne. Und plötzlich sollte er mitspielen. Als Zuschauer hatte er das nicht für schwierig gehalten. Aber je näher sein Auftritt heranrückte, um so nervöser wurde er. Mußte er wirklich mitspielen? Ja. Da war eine Zeittabelle. Ein harmloses Stück Papier, ein teuflischer Vertrag. Wenn er billig davonkam, wurde er degradiert...

Der Motor eines Autos summte in der Finsternis. Zwei winzige Lichter tasteten über den Platz. Die abgedunkelten Scheinwerfer wirkten wie Allerseelenkerzen, die auf einem Friedhof flackern. Im Kies knirschten ein paar Stiefel. Plötzlich stand er vor der verschlossenen Eisentür des Speichers. Er klopfte. Das Blech dröhnte wie eine Trommel. »Kommen Sie nur herein«, sagte der Feldgendarm, als handelte es sich um einen Herrenabend. An der Wand hing eine Sturmlaterne. Sie warf verzerrte Schatten auf den Tisch. Er hätte sich den Speicher nicht trostloser vorstellen können. Spinnweben hingen in der Luft. Sie legten sich sofort auf sein Gesicht. Als er sie wegwischte, spürte er eine Spinne an der Hand. Ekel schüttelte ihn. Große Fladen Putz hatten sich von den Wänden gelöst. Er trat in Schutt. Weiße Mauerflecke glichen den Leintüchern eines Leichenhauses, die man zum Trocknen ausgehängt hatte. »Ist es soweit?« flüsterte der Feldgendarm wie ein Verschwörer.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. Er dachte, mir wird nichts erspart. Der Mann wird sich mein Gesicht merken, und außer mir und dem Major gibt es jetzt noch einen Dritten, der von der Sache weiß. Erst jetzt begann er, das Ungeheuerliche zu begreifen.

Der Feldgendarm flüsterte: »Der Ortskommandant sagte, Sie kämen ihn holen.«

»Warum reden Sie nicht laut?« fragte der Rittmeister.

»Pst«, der Feldgendarm legte den Zeigefinger an die Lippen. »Er ist weg.« Er wies nach oben, in die Finsternis. Der Rittmeister wiederholte erst ratlos und dann freudig:

»Er ist weg.« Das Beste, was er je gehört hatte. Er kicherte. Er hatte ja gewußt, daß es nur ein schlechter Witz war. Der Feldwebel war weg. Die einzige Möglichkeit, mit der er nicht gerechnet hatte. Er lachte laut: er war ein verhinderter Henker. Auch das mit der Zeittabelle würde in Ordnung kommen.

Der Feldgendarm zischte: »Pst! Der Feldwebel schläft.«

Dem Rittmeister war zumut, als schüttete man ihm kaltes Wasser ins Gesicht. »Drücken Sie sich doch klarer aus«, stammelte er.

»Er schläft«, wiederholte der Feldgendarm beleidigt. Er ging zum Geschäftlichen über: »Seine Pistole hätte ich gern behalten. Und den Empfang müssen Sie hier bestätigen.« »Empfang?«

»Nach der Vorschrift bekomme ich bei Abgabe des Häftlings eine Quittung.« Dem Rittmeister lief es kalt über den Rücken. Er grub die Fingernägel in die Handballen. Schließlich würde der Major noch die abgeschnittenen Ohren als Beweisstücke fordern.

Der Feldgendarm hielt ihm ein abgegriffenes Buch entgegen: »Wenn ich bitten darf.«

»Später, später«, sagte der Rittmeister. Ein Mörder hinterläßt nicht seinen Namen.

Der Gendarm sagte enttäuscht: »Aber jetzt lebt er noch.« Der Rittmeister sah eine steile Treppe in die Finsternis münden. Abgetretene Bohlen, Zementstaub, ein wackliges Geländer. Er dachte: dort hinauf muß ich. Er schläft. Wie kann ein Mensch, der sterben muß, schlafen?

Die Stimme des Feldgendarmen sagte: »Später, wenn's vorbei ist, wäre es nur unangenehm.«

Der Rittmeister schwieg. Der Schuß mußte in diesem alten Gemäuer ein gewaltiges Echo geben. Das Mündungsfeuer würde den ganzen Speicher erleuchten. Vielleicht traf die Kugel nicht. Sicher begann der Feldwebel dann zu schreien. Und wenn es zu einem Kampf käme? In der Todesangst ist der Mensch zu allem fähig.

»Wenn ich kein Licht habe, kann ich ihn in der Dunkelheit nicht finden«, sagte er vorwurfsvoll.

»Ich hol' ihn«, erbot sich der Feldgendarm. »Nein, nein. Wenn er schläft...«

Der Gendarm blickte ratlos: »Wecken müssen wir ihn doch!«

Der Rittmeister sagte hastig: »Ich tu' es, wenn er schläft. Das ist das beste.«

»Das geht nicht.«

»Soll das heißen, daß ich es draußen tun soll?« Er mied absichtlich das Wort »erschießen«.

»Ja. Befehl des Ortskommandanten.«

»Wie stellt er sich das vor?« stotterte der Rittmeister fassungslos. »Was soll ich denn mit dem Feldwebel reden?«

»Pst! Nicht so laut. Ich hab' ihm gesagt, er wird morgen freigelassen. Das tu ich bei allen.«

Der Rittmeister bewunderte diesen Gleichmut. »Also, dann holen Sie ihn.« Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Nun gab es kein zurück mehr. Die Flamme der Sturmlaterne flackerte wie ein Irrlicht.

Der Feldgendarm ging die Treppe hinauf. Unter seinen Tritten knarnten die Bohlen. Ein Schlüsselbund klirrte. Mißgelauntes Quietschen der Tür. In der Dunkelheit löste sich ein Stück Verputz von der Mauer und klatschte zu Boden. Der Rittmeister fuhr erschrocken zusammen. Über sich hörte er undeutliches Gemurmel. Eine zweite Stimme fiel ein. Dann entstand eine Bewegung. Ein Mensch erhob sich schlaftrunken von seinem Lager. Der Fußboden oben federte. Schritte kamen die Treppe herab. Das Geländer begann zu zittern.

»Sie werden abtransportiert«, hörte der Rittmeister. »Das ist er«, kam es dann plötzlich ganz aus der Nähe, und der Feldwebel stand vor ihm. Der Rittmeister starrte die weißen Mauerflecken an.

»Meine Uhr«, hörte er den Feldwebel sagen. Der Feldgendarm antwortete:

»Ich hab' sie nicht.«

»Sie ist aber weg.«

»Werden Sie nicht noch unverschämt«, schnauzte der Feldgendarm.



Der Rittmeister glaubte nie etwas Häßlicheres erlebt zu haben. Er wußte, wer die Uhr hatte. Der Gendarm benahm sich auffällig genug.

»Und mein Koppel? Meine Pistole?« fragte der Feldwebel.

»Bleiben hier«, antwortete der Rittmeister mit einer Stimme, die ihm fremd klang.

»Wollen Sie nicht doch lieber jetzt?« Der Feldgendarm hielt ihm wieder das abgegriffene Buch entgegen. »Nein. Später. Gehn wir.«

Der Rittmeister fühlte sich erleichtert, als er dem Licht der Laterne entrann. Während der Gendarm die eiserne Tür öffnete, sagte der Feldwebel vorwurfsvoll: »Ohne Koppel!« Dem Rittmeister kam das lächerlich vor. Als sie hinaustraten, klang das Gerumpel der Front wie die Geräusche eines Rangierbahnhofs. Roter Feuerschein lag über den Wäldern. Ihre Schritte hallten in der Dunkelheit.

Den Rittmeister packte plötzlich die Furcht. Es schien ihm, als bliebe der Feldwebel absichtlich etwas hinter ihm. Er griff in der Erregung nach der Pistolentasche. Öffnete das Futteral. Fühlte den kalten Stahl und nahm die Waffe in die Hand. Er war sicher, daß der Feldwebel seine Bewegungen nicht erkannt hatte. Trotzdem ließ seine Furcht vor ihm nicht nach, obwohl er mit der Waffe der Stärkere war. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß die Pistole natürlich gesichert war. Der Hebel ließ sich nicht geräuschlos umlegen. Einen knackenden Laut würde es geben. Der Feldwebel konnte es hören. Ein neuer Abgrund tat sich auf. Entweder wußte der Feldwebel dann, daß sein Mörder neben ihm ging, oder er war sofort zur Flucht entschlossen. Kommt denn kein Mensch, dachte der Rittmeister. Er sehnte sich nach einer Stimme, und wenn es auch eine unbekannte war. Dieses Alleinsein mit dem Opfer wurde unerträglich. Und wo sollte er es tun? Auch diese Frage blieb offen. Der Wald war in der Nähe. Aber er würde es nicht fertigbringen, allein mit dem Feldwebel in den Wald zu gehen. Die Bäume, das Dickicht, die Zweige, die gespenstisch in den Weg hingen, die Nacht.

»Es wird Zeit, daß ich zu meiner Kompanie komme«, sagte der Feldwebel. Er war immer noch einen halben Schritt hinter ihm. List - oder Einfalt? Todesangst macht kindisch. Während der Rittmeister eine Antwort überlegte, fragte der Feldwebel: »Wohin gehen wir, Herr Rittmeister?«

Unbewußt hatte der Rittmeister diese Frage erwartet. Trotzdem traf sie ihn unvorbereitet. Noch nie hatte er so blitzschnell eine Lüge finden müssen. Wenigstens nicht eine so bedeutsame Lüge.

»Einige Formalitäten«, sagte er. Er glaubte, damit habe er sich bereits verraten.

»Ich brauche eine Bescheinigung über die Zeit, die ich hier war. Bei meiner Kompanie glaubt man sonst wirklich...« Der Feldwebel sprach mit einem fordernden Unterton. In diesem Augenblick entscherte der Rittmeister die Pistole. Es überraschte ihn selbst. Er hatte es instinktiv getan, während der Feldwebel sprach. Er begriff diese Kaltblütigkeit selber nicht. Nun hatte er jedes Hindernis für den Mord beseitigt. Nur ein Fingerdruck... Aber was passierte, wenn er nicht traf? Sie hatten den Platz überquert und näherten sich einem Haus. Ein Brett lag im Weg. Der Rittmeister stolperte. Dabei entfiel ihm die Pistole. Sie klorrte in der Dunkelheit gegen einen Stein. Ein Wunder, daß der Schuß nicht losging.

»Ihre Waffe«, sagte der Feldwebel.

Der Rittmeister gab keine Antwort. Er begann fieberhaft den Boden abzusuchen. Scharfe Kiesel rissen seine Hände auf. Schon glaubte er, sie gefunden zu haben, aber es war nur ein glattes Stück Eisen.

»Vielleicht hier?« Der Feldwebel bückte sich.

In diesem Augenblick glaubte der Rittmeister laut schreien zu müssen. Er ertrug das nicht länger. »Lassen Sie nur«, stammelte er. Aber der Feldwebel kroch bereits auf der Erde herum. Ihre Hände berührten sich. »Lassen sie mich doch allein suchen«, bettelte der Rittmeister.

»Ich hab' sie schon!« Der Feldwebel richtete sich auf. Der Rittmeister blieb erschöpft hocken. Er sah den riesigen

Schatten des Feldwebels vor sich. Ein Druck umschnürte seine Brust. Das ist das Ende, dachte er und wartete auf den Schuß. Der Bruchteil einer Sekunde. Eine Ewigkeit. »Hier bitte«, sagte der Feldwebel.

Und jetzt? dachte der Rittmeister. Seine Beine wollten unter ihm wegsacken.

»Hier, Herr Rittmeister.«

Er griff zu. Tastete nach der fremden Hand und fühlte den Lauf der Pistole. Die Mündung zeigte auf seinen Bauch. Die Waffe war entschert. Ein leiser Druck, und er mußte sterben. »Sie ist entschert«, wollte er warnen. Als der Kolben endlich wieder in seiner Hand lag, war er wie betrunken. Der Platz, das Haus - alles wankte ihm entgegen. Er flüsterte: »Gehen wir weiter.« Hütten säumten den Weg. Kleine schwarze, windschiefe Kästen. Wohin sie eigentlich wollten, wußte der Rittmeister nicht.

»Habe ich noch mit einer Bestrafung zu rechnen?« fragte der Feldwebel unerwartet mißtrauisch. Er lachte verlegen. »Man muß hier mit allem rechnen.«

Die Hütten blieben zurück. Sie hatten eine Gegend erreicht, die zum Bahnhof gehörte. Ein Berg Holz, das Brennmaterial für die Lokomotiven. Das Gerippe eines verbrannten Waggons. Seitlich von ihnen, unsichtbar, plätscherte Wasser in einem Behälter. Der Rittmeister spürte Schotter, dann auch Schienen, an die er stieß. Überrascht hörte er sich antworten: »Ich will Sie nicht länger in Unkenntnis lassen. Es steht schlimm für Sie.« Er sprach sehr ruhig. »Es geht um Ihren Kopf. Die Armee fordert die härteste Strafe.«

Erschrocken blieb der Feldwebel stehen. Sein Atem keuchte.

»Ich dachte, ich werde zu meiner Kompanie entlassen.«

»Der Feldgendarm hat Sie belogen.«

»Das ist...«, stammelte der Feldwebel. »Nein, nein...«

Der Rittmeister spürte die Fassungslosigkeit. »Verschwinden Sie!« schrie er ihn unvermittelt an. »Laufen Sie, Mensch! Laufen Sie um Ihr Leben. Mehr kann ich nicht für Sie tun!

Vielleicht kommen Sie zum Russen. So laufen Sie schon!« Einen Augenblick herrschte Stille. Der Atem des Feldwebels ging blechern, dann hatte er sich gefaßt. Der Rittmeister sah den Schatten, hörte die Schritte des Feldwebels auf dem Schotter. Er dachte an die Zeittabelle. An die verhängnisvolle Eintragung. Dann schoß er. Einmal, zweimal zog sein Finger am Abzug. Die Schüsse peitschten hinaus. Der Feldwebel tat einen leisen Schrei. Im Mündungsfeuer sah er ihn zusammensinken. Weiter drückte der Rittmeister auf den Abzugsbügel. Gier, Angst, Wut übertrugen sich auf seine Hand. Ein leeres Knacken. Er hatte sich verschossen. Mit Abscheu schleuderte er die Waffe von sich. Tränen stürzten über sein Gesicht. Er wandte sich um und taumelte davon.

»Ein Bad«, flüsterte er. »Ein Bad nehmen!« schrie er plötzlich und kehrte mit diesen Worten nie wieder in die Wirklichkeit zurück. Bis zu seinem Tode hieß es, er sei im Trommelfeuer irrsinnig geworden.

## Epilog

Drei Tage später entzog kalter Wind, der vom Meer herüberwehte, den Wäldern die Wärme. Die Sümpfe dampften. Über den Niederungen geisterten Nebelfetzen. Die Mückenschwärme blieben aus. Herbstwetter kündigte sich an. Im Brodem, der fußhoch über der Erde hing, standen auf dem Friedhof von Podrowa einige Soldaten vor einer offenen Grube. Sie hatten ihre Toten gesucht und auf den Friedhof gebracht.

Ein Feldgeistlicher, der vor Tagen noch in einer richtigen Kirche gepredigt hatte, waltete mit Eifer seines Amtes. Er war mit frischen Truppen an die Front gekommen. In der Verwirrung über das, was er vorfand, widmete er sich noch Pflichten, die er Wochen später einem Laien überlassen würde. Eine von diesen Pflichten war dieses Begräbnis. Er legte seine Stola über die Schultern, nahm ein kleines Kreuz von der Brust und schlug die Feldbibel auf.

»Der Herr sei mit euch«, begann er. Seine Aufmerksamkeit galt teils den Soldaten, teils den Worten der Heiligen Schrift. Die Gesichter der Soldaten erinnerten ihn an farblose Steinornamente, die ausdruckslos über die Gräber blicken. Zu ihren Herzen vorzudringen, würde ihm schwerfallen. »In Ewigkeit Amen«, sagte er laut. Er sah einen Major, der keine Stiefel trug. Die Füße waren in Säcke gehüllt. Unter der braunen Leinwand schimmerten weiße Verbände. Das Gesicht konnte er nicht erkennen, da der Mann in die Grube starrte.

»Meine lieben Brüder in Christo«, sagte er. »Es ist ein trauriger Anlaß, zu dem wir Gottes Beistand erbitten. Kameraden sind von uns gegangen. Der Herr in seinem Ratschluß hat es so gewollt.« Genau das hatte er sich vorgenommen, in einem solchen Fall zu sagen. »Gott ist zu groß«, fuhr er fort, »als daß wir seine Absicht durchschauen können. Der Herr ruft, wir

müssen gehorchen. Er ist weise und allwissend. Wir müssen glauben, ohne zu verstehen!« Ein Unteroffizier, der gelangweilt den Waldrand musterte und offenbar nicht zuhörte, brachte ihn vorübergehend aus dem Konzept. »Ohne zu verstehen!« wiederholte er. Dann fiel ihm die Fortsetzung ein. »Seht den Himmel über uns, gewaltig und erhaben. Seht die Wolken über uns! Was sind wir dagegen! Kreaturen, klein und bescheiden!« Ein Soldat mit einer Meldetasche fiel ihm auf. Er trug als einziger keine neue Auszeichnung auf der Brust, als wäre er aus einem bestimmten Grund bei der Verleihung übergangen worden. »Tragt es in Demut«, sagte der Feldgeistliche. »Fragt nicht Gott, warum er diesen das Leben nahm und jenen das Leben ließ. Der Herr schweigt. Erst wenn wir wieder zu Erde geworden sind, kommt er und spricht: es werde Licht! Dieser Trost ist uns geblieben...« Der Major wandte sich an den Unteroffizier: »Ich muß gehn. Meine Füße. Es ist verdammt kalt.«

Der Unteroffizier nickte: »Stützen Sie sich auf mich, Herr Major. Ich begleite Sie.«

Rücksichtsvoll entfernten sie sich. Die Soldaten machten ihnen bereitwillig Platz. Nach ein paar Schritten sagte der Unteroffizier:

»Sie müssen nicht glauben, daß ich froh bin, wegzukommen. Es plätschert einem so wohltuend in die Ohren. Ist mal was anderes. Außerdem... heimlich hoffen wir, daß es wahr ist.«

»Ja«, sagte der Major. »Nicht auszudenken, wenn wir auch noch darum betrogen würden.«

# Nachwort

## I.

Fast vierzig Jahre lang war der Name Gert Ledig von der literarischen Landkarte verschwunden. Obwohl er in den fünfziger Jahren mit einer Romantrilogie, mehreren Hörspielen und literarischen Essays für Aufsehen gesorgt hatte, war der Autor weder der Leseöffentlichkeit noch der Germanistik im Gedächtnis geblieben. Erst im Rahmen einer Diskussion über »Luftkrieg und Literatur«, die 1997 von dem Schriftsteller und Germanisten W. G. Sebald initiiert worden war, erinnerte man sich wieder an Ledig - zunächst an seinen Roman Vergeltung. In einer staccato-artigen, schnörkellosen, teilweise gehetzten Prosa erzählt er hier die Überlebens- und Todesgeschichten eines Trupps junger Flakhelfer, eines älteren - durch den Krieg inzwischen kinderlosen - Ehepaares, eines fanatisierten Hitlerjungen oder auch einer Gruppe im Luftschutzbunker ausharrender Menschen. Ledig skizziert ihr Schicksal während eines einstündigen, alliierten Luftangriffes auf eine deutsche Stadt. Sie versuchen, dem Flammeninferno zu entkommen, werden dabei wahnsinnig und frevlerisch, werden durch Feuerwind, Brandbomben und Granatensplitter verwundet oder getötet. Daß dieses Sujet in Ledigs rigoroser Darstellung auf wenig Gegenliebe stieß, belegen die bissigen Reaktionen in den Feuilletons: 1956 las man Vergeltung als ein »Gruselkabinett« (Rheinischer Merkur) mit »gekünsteltem Hackstil« (Stuttgarter Zeitung), Ledig wurde zum »verantwortungslosen Skandalgeschichtsschreiber« (Kölnische Rundschau) herabgewürdigt. Gut zehn Jahre nach Kriegsende wünschte man sich von dem Grauen der Bombardements zu distanzieren.

Gänzlich anders hatte die Presse auf Ledigs Debüt Stalinorgel reagiert, einen Roman, der an der Ostfront spielt und einen erbitterten, letztlich für keine Seite siegreichen Kampf zwischen russischen und deutschen Einheiten beschreibt. Hier lesen sich die Rezensionen wie Lobreden auf Text und Autor. In Stalinorgel wird das Geschehen aus der Perspektive mehrerer Figuren erzählt, die dem Leser - von wenigen Ausnahmen abgesehen - nur unter ihrem militärischen Rang bekannt sind. Trotz der unverhohlenen Darstellung gräßlicher Verstümmelungen entwickelt sich die Beschreibung von Gewalt nicht zum erzählerischen Selbstzweck (und damit zur Effekthascherei): Sterben und körperliche Deformation gelten Ledig vielmehr als Element und Konsequenz des Krieges. Dabei zeigt er auch, wie das Fronterlebnis weltanschauliche Verklärung unterminieren kann und welche Mechanismen und Verhaltensmuster im Felde wirken: Furcht vor Bestrafung, Realitätsflucht, Selbstverstümmelung, Suizid, existentielle Angst, Skrupel, abwegiges Hoffen oder das trügerische Gefühl von Sicherheit nach der Gefangennahme. Ledig hatte Stalinorgel im Jahre 1953, noch unter dem Arbeitstitel »Inferno«, annähernd fünfzig Verlagen angeboten. Vergebens. Bis zum Frühjahr 1954 konnte sich keiner zur Annahme des Romans entschließen. Nur der Hamburger Eugen Claassen zeigte Interesse an dem Manuskript und setzte sich damit über alle Ressentiments hinweg, die damals gegenüber Kriegsliteratur bestanden, besonders im Sortimentsbuchhandel. So schrieb Hans Georg Brenner, Lektor bei Claassen, am 26. Juli 1954 an Ledig: »Es ist keine Phrase, wenn ich Ihnen gestehe, daß Ihr Buch für mein Gefühl das stärkste und unerbittlichste Kriegsbuch ist, das ich bisher hierzulande gelesen habe. Ich persönlich bin der Ansicht, daß wir es ohne Rücksicht auf vertriebstechnische Fragen bringen sollten. [...] Es kann sogar der Fall eintreten, daß das Buch angesichts der sehr ernsten politischen Auseinandersetzungen hier genau »richtig liegt«, und daß man den Sortimenter vielleicht zwingen kann, sich gegen seinen Willen für dieses Buch einzusetzen.«<sup>1</sup> In Brenner hatte Ledig einen großen Fürsprecher für Stalinorgel gefunden, der den Text umsichtig, differenziert und konstruktiv lektorierte. Anfangs verlief die



Zusammenarbeit zwischen Ledig und dem Claassen-Verlag sehr kooperativ und herzlich. Mindestens einmal traf Ledig sich auch persönlich mit Eugen Claassen (bevor dieser am 26. April 1955 unerwartet verstarb). Von Seiten des Verlages erwartete man weitreichende Entrüstung über Stalinorgel. Claassen war sich im klaren darüber - so ist einem Brief an Ledig zu entnehmen -, daß man »bei der Veröffentlichung dieses Buches so ungefähr alle offiziellen Stellen gegen sich haben wird, doch gerade das soll uns nicht hindern«.<sup>2</sup> Um den Text nicht zu einem Politikum im gespannten deutsch-deutschen Verhältnis werden zu lassen, bremste man Ledig in seinen Bemühungen, möglichst bald Kontakt zu DDR-Verlagen oder dem Deutschen Schriftsteller-Verband (DSV) in Ostberlin aufzunehmen. Den Roman noch vor Erscheinen in der Bundesrepublik auch im Osten als Lizenzausgabe anzubieten, diesen Wunsch des Autors wollte man nicht erfüllen. Auch später war Claassen - wohl aus Vertriebsgründen - skeptisch und bat Ledig im März 1955, kurz nach Erscheinen von Stalinorgel, mittelfristig jeglichen Kontakt mit der DDR zu vermeiden. Eine Diffamierung von westdeutscher Seite wäre dann plötzlich politisch motiviert, »was die Gegnerschaft wesentlich erleichtert«.<sup>3</sup> Obwohl weder das Originalmanuskript noch Korrekturfahnen erhalten sind, kann man anhand der Korrespondenz zwischen Autor und Lektor rekonstruieren, wie und warum der Text eingestrichen wurde. Die Änderungsvorschläge des Verlages betrafen eine teilweise überdrehte Gewaltdarstellung und jene Passagen, in denen auf den Ersten Weltkrieg zurückgeblendet wurde (um eine militaristische Tradition in Deutschland aufzuzeigen). Daß auch ein weiterer Auftritt von Sonja - der Geliebten des Kapitäns Sostschenko, der im Roman ein sibirisches Sturmbataillon befehligt - und eine Eifersuchtsszene innerhalb der russischen Kompanie gestrichen wurden, weist in dieselbe Richtung: Die Handlung von Stalinorgel sollte gestrafft und das Tempo des Erzählens beschleunigt werden, im Vordergrund stand die Kreatur Mensch, im barbarischen Kriegsgeschehen ihrer Vergangenheit gänzlich entledigt. Wie Brenner am 12. Oktober 1954 an Ledig schrieb, sollten insbesondere Abschnitte gekürzt werden, die mit psychologischen Erläute-

rungen aufwarteten: »Schwache Punkte ergeben sich für mein Gefühl immer dort, wo Sie eine Situation hart im Griff haben, sie aber dann ein wenig ›verschwatzen‹, wie es im Lektorenjargon heißt. Dadurch bringen Sie sich oft um die Wirkung, vor allem dann, wenn Sie dort andeutungsweise psychologische Erklärungen geben, die eigentlich aus den geschilderten Gesten oder aus der direkten Rede bereits hart und deutlich hervorgehen. Das Erstaunliche an diesem Buch ist nämlich, daß die Figuren immer da sind, und daß man zur Erklärung ihres Verhaltens gar nicht immer die Rückbezüge auf ihre Vergangenheit wissen muß.«<sup>4</sup>

Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß Ledig mit Stalinorgel, zumindest mit der ersten Auflage, keinen Gewinn erzielen wollte und den ihm zustehenden Erlös an Kriegswaisen gespendet hat. Schon zum Abschluß des Verlagsvertrages schrieb er an Brenner: »Keine Geschäfte mit dem Tod! Diesen Vorgang kann der Verlag natürlich propagandistisch auswerten, und ich könnte mir vorstellen, daß dies den Absatz des Buches wesentlich erleichtern würde.«<sup>5</sup> Darin allerdings nur eine Werbestrategie zu sehen, würde Ledig nicht gerecht werden, der sich - gemeinsam mit dem Verlag - um eine geeignete Institution bemühte. Ausgewählt wurde schließlich ein Pestalozzi-Kinderhaus in Hamburg. In den bundesdeutschen Feuilletons wurde Stalinorgel einhellig gelobt. Man würdigte das Buch für seine präzise und glaubwürdige, sprachlich knappe Darstellung des Krieges, die alle Facetten des Fronterlebnisses - von grausamen Verstümmlungen über das sinnlose Sterben bis hin zu Fahnenflucht und Standgericht - authentisch einzufangen vermochte. Der Westen applaudierte Ledig auch dafür, daß er sich im Text nicht zur Tagespolitik äußerte (beispielsweise zu umstrittenen Themen wie der Debatte um die atomare Aufrüstung oder die Wiederbewaffnung). Dies führte aber keineswegs dazu, daß der Roman als Anti-Kriegsbuch nicht deutlich Stellung bezog. Einige Pressestimmen: Der Autor, so Die Gegenwart, »hat mit der ›Stalinorgel‹ ein notwendiges Kriegsbuch geschrieben. Der glühende Wille, sich von der Zeit, von ihrer Vergeßlichkeit

nichts abhandeln zu lassen, gibt ihm heute um so eindringlichere Kraft und macht seine Wahrhaftigkeit um so unanfechtbarer.« Aus den Frankfurter Heften: »Die Komposition der Handlung, dessen, was als ›geschehen‹ erzählt wird, zeigt jene runde Ausgewogenheit, die kaum Ansatzpunkte für gehässige Polemik bieten dürfte. Es ist weder pazifistisch noch national, in der Hölle gibt es weder Nationalitäten noch Rangunterschiede. Verzweifelter Ausharren und verzweiflungsvoller Zusammenbruch werden in unpathetischer Sprache vorgetragen.« Die Stuttgarter Zeitung ergänzte: »Hier ist es einem deutschen Autor gelungen, den Krieg, das Böse an sich, ins Wort zu bannen. Kein einziges Mal wird nach Effekten gehascht. Hauptsatz reiht sich an Hauptsatz. Jede Szene gleicht einem Totenacker, über den soeben die Flammenwerfer ihre gierigen Glutwolken gelenkt haben.« Die Frankfurter Allgemeine Zeitung merkte an: »Der Tod ist keine heilige geheimnisvolle Sache, kein Heldentod, sondern ein physikalischer Vorgang; er trägt keinen Namen, ist nicht Müller, Schulze oder Schmitt, sondern Obergefreiter, Melder, Hauptmann und Major. Er lebt nicht, er funktioniert, und zwar so lange, bis ein Stück Eisen diese rennende, schwitzende, zitternde und fluchende Maschine zerstört. Eine Wertwelt existiert nicht, der Mensch hat die Herrschaft über sich selbst verloren und ist nur noch ein Werkzeug seiner Angst und Gier.« Und in Die Zeit war zu lesen: »Ledigs Stärke ist sein Stil: scheinbar kühl, nur mit kurzen schneidenden Hauptsätzen arbeitend, steht dahinter die Leidenschaft eines zerrissenen Herzens und die Liebe zu den deutschen und russischen Menschen, die hier zu Tieren werden.«

Auch aus Schriftstellerkreisen erhielt der Roman Lob. So schrieb Wolfgang Koeppen unmittelbar nach der Veröffentlichung von Stalinorgel in einem Brief an Brenner: »Ich finde es so ungeheuerlich wie grossartig! Kein Anklang an Barbusse, Remarque und Renn, sondern dieses Buch scheint mir wirklich der Roman des deutschen Ostkämpfers [zu sein], ganz neu, ganz unmittelbar und dabei meisterlich in einer gerechten Sprache geschrieben, die das Ungeheuerlichste aussagt. Bei

Ledig ist der Mensch, der einsame Mensch des Massenheers, nur noch das gepeinigte, geschlachtete, zerrissene, verbrannte, geohrfeigte, physisch und psychisch missbrauchte Opfer einer zugleich sadistischen und gänzlich sinnlosen, menschlich-unmenschlichen und dämonischen Fatalität. Das Verhängnis treibt Deutsche wie Russen, und in der Finsternis dieses Schlachtfeldes scheint nicht mehr Tolstojs Licht. Der Ort der totalen Ausweglosigkeit ist erreicht.«<sup>6</sup> In ähnlichem Tenor äußerte sich auch Heinrich Böll in einer unveröffentlicht gebliebenen Besprechung: In Stalinorgel gebe es »keine Unterbetonung, keine literarischen Kunstmittel, und doch genügt der Roman hohen literarischen Ansprüchen: nicht ein einziges Mal wird der Zeigefinger erhoben, und kein Wort fällt von der verlorenen Generation: Handlung und Personen sind mit sicherem erzählerischem Instinkt gegeneinandergesetzt: das Weberschiffchen der Handlung flitzt an der Kette der Personen vorbei, webt sie erbarmungslos ein, und in Kursivschrift sind Muster eingesetzt, die dem Ganzen Tiefe geben. Sinnloses Herumstampfen auf einem Stück Erde bei Leningrad: Gegenstoss, Rückzug, Igelstellung, zwei Nächte und zwei Tage des Krieges, der fast zweitausend Tage und Nächte gedauert hat.«<sup>7</sup> Kurz nach Erscheinen von Stalinorgel wurde Ledig von Hans Werner Richter zum Frühjahrstreffen 1955 der Gruppe 47 eingeladen. Er lehnte jedoch ab: »Lieber Herr Richter, ich danke Ihnen für die Einladung nach Berlin, aber ich muß Ihnen absagen. Meine ›Stalinorgel‹ war nur eine Kampfschrift. Alles andere ist ein Mißverständnis. Natürlich werde ich weiter Kampfschriften schreiben. Wie aber soll ich neben einer Aichinger bestehen - um nur einen Namen zu nennen. Verzeihen Sie mir dieses Geständnis und behalten Sie mich in guter Erinnerung. Ich werde immer Freunde nötig haben. Sie und die Gruppe wären die besten, die ich mir wünschen könnte.«<sup>8</sup> In einem Brief an Brenner vermerkte Ledig zur gleichen Zeit über die Gruppe 47: »Ich müsste die Leute erst einmal persönlich kennenlernen. Gleich nach Berlin fahren, fand ich nicht richtig.«<sup>9</sup> Daß Ledig in seiner Absage, die etwas pathetisch klingt, das eigene Talent derart untertreibt, mutet merkwürdig an. Und: Warum scheute er sich, seine Freunde in

spe auf dem Gruppentreffen einmal kennenzulernen? Schrieb er sich schon früh die Rolle eines Außenseiters zu? Tatsächlich kann man die Gründe für die Ablehnung wohl an anderer Stelle suchen. Während des Krieges, bei Kämpfen an der Ostfront, wurde Ledig am Unterkiefer verwundet und lebte mit einer Sprachbehinderung, so daß er vor den Lesungen und Vorträgen, die durchaus zum Ritual der Gruppentagungen gehörten, vielleicht zurückschreckte. Ferner verweist die Bezeichnung Kampfschrift, die er für Stalinorgel fand, auf den explizit politischen, kompromißlosen Charakter seiner Arbeit. Es ist gut vorstellbar, daß er seine sozialistische Weltsicht, die er nach dem Krieg (unter anderem in der Münchner KPD) gewonnen hatte, bei einigen Autoren der Gruppe 47 nicht bestätigt fand und daß er ihnen einen Mangel an Radikalität in der Darstellung unterstellte. Trotz seiner Bedenken hat er zweimal an Treffen der Gruppe teilgenommen, nämlich im Oktober 1956 und September 1957. Auf der ersten Tagung las Günter Eich aus Vergeltung vor. Einen längerfristigen Halt hat Ledig in literarischen Zirkeln aber nicht gefunden. Er war wohl kein Freund bildungsbürgerlicher Debattierkultur. Gut vierzig Jahre später, kurz vor seinem literarischen Comeback, gestand er, daß er die Diskussionen und Verlautbarungen der Gruppe 47, aber auch des P. E. N., für den Erich Kästner ihn erfolglos umworben hatte, letztlich für Gequassel hielt.

Im Frühjahr 1956 ließ der S. Fischer-Verlag sich eine Option auf die Rechte für eine Taschenbuchausgabe von Stalinorgel geben; zu dieser Ausgabe kam es allerdings nicht, da Claassen den Roman 1958 selbst in der Reihe »Bücher der Neunzehn« wiederauflegte. Auch im Ausland war Ledigs Erstlingswerk beliebt, die Rechte wurden europaweit verkauft, unter anderem nach Dänemark, England, Frankreich, Holland, Schweden sowie nach Japan und in die Vereinigten Staaten. Der internationale Durchbruch, der ihm im Frühjahr 1955 mit Stalinorgel gelungen war, beflügelte Ledig: In rascher Folge bot er dem Claassen-Verlag nun Exposés, Leseproben oder auch vollständige Manuskripte zum Druck an. Darunter waren ein Hörspiel und der später von Fischer publizierte Roman

Vergeltung. Gegen Ende des Jahres 1955 kühlte die Atmosphäre zwischen Autor und Verlag jedoch merklich ab, was wohl auf die unmißverständliche Ablehnung des Manuskriptes von Vergeltung zurückzuführen ist. Aus einem Brief an Ledig vom 10. November 1955: »Es ist unsere Meinung hier, daß das Ms VERGELTUNG nicht gelungen ist und auch nicht gerettet werden kann, weil es Grauen auf Grauen häuft und keinen menschlichen Rest bestehen läßt, dem zuliebe der Leser all diese Grauen auf sich nimmt. Deshalb ist auch hier für den Lektor nichts Rechtes zu tun. Der Lektor kann wildes Fleisch wegschneiden, kann straffen usw. - hierfür aber ist in dem Ms VERGELTUNG kaum die Möglichkeit gegeben, weil der Autor dem Teilgeschehen, das ja in einem größeren Raum stattfindet, keine Gerechtigkeit widerfahren läßt.«<sup>10</sup> Trotz mehrerer Angebote von Ledigs Seite kam es im folgenden Jahrzehnt, auch nachdem Hilde Claassen die Verlagsleitung übernommen hatte, nicht mehr zu einer Zusammenarbeit.

## II.

Noch bevor Stalinorgel im Westen erschienen war, hatte Ledig beim Claassen-Verlag angefragt, ob man den Roman nicht auch in der DDR als Lizenzausgabe veröffentlichen könne. Er selbst wolle die Gespräche darüber einleiten und sich um ein Gutachten des Deutschen Schriftsteller Verbands (DSV) bemühen. In den folgenden Jahren hat er dieses Thema wiederholt in seinen Briefen an Brenner und Hilde Claassen angesprochen, beispielsweise am 19. Juli 1957: »Die ›Stalinorgel‹ ist in der DDR den Mitgliedern des Schriftstellerverbandes zur Pflichtlektüre auferlegt worden. Durch das und anderes ist eine Mundpropaganda entstanden, die dazu führen könnte, daß das Buch doch noch die ideologische Kontrolle passiert. Wenn Sie interessiert sind, daß das Feuer weiter geschürt wird, so übermitteln Sie bitte Herrn Franz Fabian und

Herrn Prof. Victor Klemperer je ein Leseexemplar.«<sup>11</sup> Daß Stalinorgel östlich der Elbe ein weltanschaulich verfeimter, offiziell nicht zur Kenntnis genommener Roman gewesen sei (wie Ledig hier suggeriert), ist eher eine kokettierende Bemerkung und dürfte nicht der eigentliche Grund dafür sein, daß der Text dort nie in Buchform erschienen ist. Im Gegenteil, Stalinorgel war von ostdeutschen Schriftstellern und Germanisten recht positiv bewertet worden. So kommentierte etwa Anna Seghers, mit der Ledig durch Briefwechsel bekannt geworden war, den Roman ausführlich in einem Referat, das sie 1956 auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß in Ostberlin hielt: Ledigs Perspektive auf den Krieg sei nicht durch kompromißlosen Haß gegen bestimmte Völker - die Deutschen einerseits, die Russen andererseits - verstellt. Er zeichne Leid und Tod, die Fanatiker und Zweifler auf beiden Seiten der Front authentisch. Mit Mut und Begabung habe Ledig ein abschreckendes Portrait des Krieges gegeben. Auch Günther Deicke, Redakteur bei der Neuen deutschen Literatur, erkannte in dem Roman schon 1955 eine wahrhaftige Schilderung, die weit jenseits anekdotischer Berichte oder gar beschönigender Kriegsdarstellungen angesiedelt sei. Daß Ledigs Text dem klischeehaften Bild des heldenhaft kämpfenden Soldaten widersprach, hat bei den ostdeutschen Rezensenten Bewunderung hervorgerufen. Gleichzeitig wurde jedoch kritisiert, daß der Roman über eine Beschreibung des Grauens nicht hinausgeht. Indem Stalinorgel nur - mit einem nihilistischen Unterton - den Irrsinn des Krieges an sich betone, werde keine Perspektive eröffnet: So waren etwa die Desertion des Melders oder die Fahnenflucht des Feldwebels nicht weltanschaulich motiviert, sie waren keine politische Handlung, sondern wurden als Angst- oder Verzweiflungstaten beschrieben. Über die Darstellung körperlicher Deformation und des Sterbens hinaus beinhaltet Ledigs Buch keine politische Stellungnahme: Von antifaschistischem Widerstand, gar einer sozialistischen Ideenwelt wird nicht gehandelt. Vielmehr dominiert die von seiten der DDR-Kritiker monierte Perspektivlosigkeit. (Das Wort ›Perspektivlosigkeit‹ war dabei eindeutig negativ konnotiert und kann als Synonym für fehlende sozialistische Parteilichkeit

gelesen werden.) Gerade die unterschiedslose Beschreibung von russischen und deutschen Truppen entsprach nicht dem *comme il faut* der DDR-Kriegsliteratur. So formulierte Deicke in NDL: »Es geht Gert Ledig um den Krieg als solchen, den Materialkrieg, als dessen Charakteristikum er die Stalinorgel empfand, weniger geht es ihm um den faschistischen Charakter des Krieges, gar nicht um seine Ursachen. [...] Ledig scheint diese Probleme kaum durchdacht zu haben, sonst hätte er die Gegenseite - die er, das muß betont werden, ohne Haß betrachtet - nicht so unscharf und zum Teil sogar falsch gesehen. Die russischen Soldaten sind bei ihm die gleichen armen Opfer wie die deutschen, die nicht wissen, worum sie kämpfen, nur Figuren auf dem Schachbrett der Generalität.«<sup>12</sup>

Daß jede Kriegsdarstellung an die - außer Zweifel stehende - Solidarität mit der Sowjetarmee gebunden sein sollte, wird auch bei Anna Seghers deutlich (obwohl ihre Kritik an Stalinorgel versöhnlicher formuliert ist): »Die Sonnenfinsternis des Krieges dunkelt über Gerechte und Ungerechte - auf beiden Seiten. Sie verbluten in einem sinnlosen Kampf - auf beiden Seiten. Wie ihre Stellungen sind ihre Lebens- und Todesangst vermischt und scheinbar identisch. Aber in Wirklichkeit sind die Lebens- und Todesangst nie identisch und vermischt in dem Krieg zwischen der Sowjetmacht und dem Hitlerfaschismus. Ebenso wenig wie der Kampf um Brot und Frieden mit dem Kampf um Macht und Profite. Der Kampf um die einzelne Anhöhe war ein furchtbarer Kampf auf beiden Seiten. Er war aber nicht sinnlos für die Menschen, die sich gegen den Faschismus verteidigten. Enthält auch das Buch nichts davon, wer es liest und nicht ganz verhärtet und abgestumpft ist, der muß dabei denken: So ist der Krieg. Ich will kein Deutschland, in dem die Toten ihre Toten begraben.«<sup>13</sup> Beide Rezensionen zu Stalinorgel - Deickes respektvolle, aber letztlich dezidierte Ablehnung sowie Seghers' Bestätigung - sollten vor dem Hintergrund der damaligen Kunsttheorie gelesen werden. Diese war geprägt durch die Debatte um den »Formalismus«, einen Stil künstlerischer Darstellung, der von der SED seit März 1951 mißbilligt wurde. Als formalistisch galt ein Werk, wenn es sich nicht über seinen



Inhalt definierte (womit auch das politische Wirkungspotential gemeint war), sondern über die Form. Seghers konkretisierte dies für die Literatur: »Was wir ›Formalismus‹ nennen, tritt in Erscheinung, wenn die Wirkung der Formen den Ausschlag gibt, anstatt daß die Formen zum entsprechenden Ausdruck des richtigen Inhalts werden. Dann überwuchern die Formen den Inhalt; sie können einen feindlichen Inhalt überdecken oder völlige Inhaltsleere.«<sup>14</sup> Dem Formalismus wurde der sozialistische Realismus gegenübergestellt, welcher fortan die Leitlinie für die Kunst sein sollte. Als offizielle Aufgabe galt - mittels einer bewußt parteilichen Darstellung - die Begleitung des sozialistischen Aufbaus, was eigenständige, nonkonformistische Formenexperimente natürlich ausschloß. Mit anderen Worten: Indem die Kunst nun der Politik untergeordnet war, sollte sie als Vehikel des revolutionären gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses dienen.

Kriegsliteratur beargwöhnte man besonders: Nicht selten wurde Texten dieses Genres unterstellt, politisch indifferent zu sein, da sie in einem »harten Stil« geschrieben waren. Darunter verstand man eine betont realistische Schilderung, das Wort Härte war synonym mit Faktenreichtum gebraucht. Materialschlacht und Kampf, Überleben oder Tod waren detailgenau dargestellt, es fehlte aber ein politisches Profil, das heißt, die geschichtlichen Wirkungsmechanismen, zum Beispiel die Ursachen des Krieges, wurden nicht thematisiert. Sicherlich traf der Vorwurf des »harten Stils« - einer Spielart des Formalismus, die auch als Objektivismus bezeichnet wurde - auch auf Stalinorgel zu: Der Roman schildert den Krieg zweifellos kritisch. Aber selbst bei bestem Willen kann man darin keine antifaschistischen Helden entdecken (auf die man sich in der DDR gerne berief). Auch auf die Rote Armee und ihre Rolle bei der Befreiung Deutschlands wird kein Loblied angestimmt.

Trotz mancher Vorbehalte gegen Stalinorgel war Ledig von ostdeutschen Kulturpolitikern als ein »fortschrittlicher Autor« erkannt und belobigt worden. Es vollzog sich eine Vereinnahmung seiner Person (die er selbst gefördert hat). Im Juni 1955

wurde in NDL ein fünfzehnteiliger Abschnitt aus dem Roman veröffentlicht, der mit »Standgericht« überschrieben war und weitgehend dem elften Kapitel der Originalausgabe entsprach. Bezeichnend ist, daß hier die einzige Szene ausgewählt wurde, in der - beinahe stereotyp überzeichnet - ein rachsüchtiger und obrigkeitstreuer Nazi auftritt. Er ist für die Verurteilung von Fahnenflüchtigen zuständig. Während die Front sich dem Dorf nähert, wo das Bataillon stationiert ist, und die militärischen Strukturen sich auflösen, waltet dieser Gerichtsoffizier gnaden- und verständnislos seines Amtes - bis er schließlich durch einen Querschläger getötet wird. Daß mit dieser Szene zielgerichtet gegen die Remilitarisierung in der Bundesrepublik polemisiert werden sollte, wird bereits in der Vorbemerkung deutlich: »Zur gleichen Zeit, da in Westdeutschland Söldnertruppen für die NATO aufgestellt, ein neuer Ostlandritt propagiert, Faschismus und Militarismus restauriert werden, entstehen in Ost und West Romane, die sich, in der Auseinandersetzung mit dem Erlebnis des zweiten Weltkrieges, eindeutig gegen die Vorbereitung eines neuen Krieges wenden.«<sup>15</sup> Stalinorgel wurde hier in einem politischen Kontext funktionalisiert - das heißt, dem Text wurde eine scharfe Kritik an der Bundesrepublik beigelegt, die im Roman so nicht angelegt ist. Dabei mischen sich verschiedene Elemente: provokative Anspielungen (mit dem Ostlandritt wird auf das ehemalige Reichskommissariat und die NS-Expansionspolitik angespielt), ideologische Überzeichnung und eine grundsätzlich berechnete, in ihrer Generalisierung aber verfehlte Kritik an restaurativen Tendenzen in der Bundesrepublik.

Daß man Ledig in NDL und andernorts ohne Umschweife als Arbeiter bezeichnete (einmal sogar fälschlich als Schlosser), ist im Schematismus der Klassengesellschaft begründet, der die Westliteratur - aus DDR-Perspektive - in zwei Sphären teilte. Während den »herrschenden Klassen« ein reaktionäres und konservatives Schrifttum zugeordnet wurde, assoziierte man die »werktätigen Massen«, um hier den sozialistischen Jargon zu bedienen, mit einer demokratisch-sozialistischen Literatur. So galt der Münchner Ledig als ein Exponent jener westdeut-

schen Literatur, die von Arbeitern verfaßt wurde. Schon bald nach Erscheinen von Stalinorgel hofierte man den Autor deshalb: Im März 1955 wurde er offiziell zur Schiller-Ehrung der Deutschen Jugend nach Weimar eingeladen. Kurz darauf offerierte ihm Harald Hauser, Leiter der Kommission für gesamtdeutsche Arbeit im DSV, an einem einjährigen Lehrgang am Literatur-Institut in Leipzig (später Johannes-R.-Becher-Institut) teilzunehmen. Da er sich auf dem literarischen Markt aber gerade etabliert hatte und mit dem Schreiben nicht pausieren wollte, lehnte Ledig dieses Angebot ab.

### III.

Nachdem im Herbst 1954 die Drucklegung von Stalinorgel beschlossen worden war, hat Ledig für den Verlag, auf Bitten von Eugen Claassen, eine Kurzbiographie verfaßt. Es ist das einzige längere autobiographische Schriftstück, das überliefert ist, und läßt sich fast dem Genre der Bekenntnisliteratur zuordnen. Ledig schildert hier seinen verworrenen und unglückseligen, unter anderem von einem familiären Doppelsuizid geprägten Lebenslauf. Während der erste Teil weitgehend faktische Informationen liefert, hat der letzte Abschnitt mehr essayistischen Charakter. Beiden ist allerdings eine eigentümliche Struktur gemeinsam (selten umfaßt ein Absatz mehr als zwei Sätze), die Ledigs innere Zerrissenheit widerspiegelt: »Meine Vergangenheit ist zu wirr und zu sehr mit unerfreulichen Dingen belastet, als daß man daraus etwas Gescheites machen könnte. Ich bitte Sie auch, das Ganze nicht unter literarischen Gesichtspunkten zu betrachten.«<sup>16</sup>

Ein Destillat dieses Lebenslaufs: Gert Ledig - standesamtlich eingetragen als Robert Gerhard Ledig - wurde am 4. November 1921 in Leipzig als Sohn eines Kaufmanns geboren. Bald siedelte die Familie nach Wien über, wo sein Vater eine

Maschinenfabrik leitete. Nachdem Ledig dort ein Jahr lang die Schule besucht hatte, kehrte er allerdings, zusammen mit seiner Mutter, nach Leipzig zurück und wohnte fortan bei den Großeltern mütterlicherseits. Finanziell wurde die Familie durch den Vater, aber auch durch die Einkünfte anderer Verwandter getragen. Ledig schlug man für die Lehrklasse eines Pädagogenseminars vor, die vom üblichen Volksschul-Curriculum abwich. Die Familie achtete früh auf kulturelle Bildung, und so besuchte er schon als Schüler regelmäßig das Theater. Kurz nach seinem 13. Geburtstag wählte seine Tante den Freitod, wodurch Ledig und seine Mutter in finanzielle Bedrängnisse gerieten, denn auch die Zahlungen des Vaters waren spärlicher geworden. Nachdem Ledig 1936 aus der Schule entlassen worden war, nahm er als jugendliche Hilfskraft eine Stelle in einer Schokoladenfabrik an, die er nach einem Jahr - durch eigenes Verschulden - wieder verlor. Er wurde aber bald als Ausgeher in einem Elektrobetrieb angestellt. Im Jahre 1938 nahmen sich Mutter und Großmutter gemeinsam das Leben. Der damals 17jährige Ledig, der danach wieder großzügiger durch seinen Vater unterstützt wurde, wohnte übergangsweise bei einem Onkel. Künstlerische Interessen traten in den folgenden Monaten in den Vordergrund: Er besuchte eine private Theaterschule und hatte den träumerischen Lebensplan, Regisseur zu werden. Nebenbei entstanden kleinere schriftstellerische Arbeiten. Seine Ausbildung an einer elektrotechnischen Fachschule gab Ledig allerdings nicht auf. Zu Kriegsbeginn meldete er sich, im Alter von gerade 18 Jahren, freiwillig zu den Pionieren. Nach der zweimonatigen Ausbildung wurde er an die Westfront geschickt, wo er zum Gefreiten befördert und als Reserve-Offiziersanwärter vorgeschlagen wurde. Weitere Stationen von Ledigs militärischer Karriere: Beförderung zum Unteroffizier, halbjährige Tätigkeit als Ausbilder in einer Pionierschule in Frankreich, ab 1941 Einsatz an der Ostfront. Im Winter dieses Jahres wurde er zum erstenmal verwundet. Als einziger Überlebender eines Stoßtrupps, der (so Ledig) infolge der Gleichgültigkeit eines Majors aufgegeben wurde, geriet er in Streitigkeit mit Vorgesetzten - was ihm den Aufenthalt in einer

Strafkompanie einbrachte. Fortan wurde Ledig wohl als politisch nicht mehr zuverlässig eingestuft. Zu einer anderen Einheit abkommandiert, kam er auf die karelische Landenge und mußte auch vor Leningrad kämpfen. Nachdem er Ende 1942 an der Ostfront erneut verwundet worden war, folgten ein halbjähriger Lazarettaufenthalt und, da er nicht mehr kriegstauglich war, eine technische Ausbildung. Ledig erhielt schließlich ein Diplom als Schiffsbauingenieur. Während des letzten Kriegsjahres war er für die technische Ausrüstung von Betrieben zuständig, die in Bayern für die Kriegsmarine produzierten. Ledigs gesamte Habe verbrannte bei Bombenangriffen auf Leipzig und München. Nach Kriegsende verdingte er sich in vielen Berufen: Holzfäller, Gerüstbauer, Hausierer, Vertreter sowie Inhaber eines kunsthandwerklichen Betriebes, in dem Devotionalien hergestellt wurden. Nach der Währungsreform eröffnete Ledig ein Werbebüro, das allerdings nach anfänglichen Erfolgen nur wenige Aufträge erhielt. 1950 entschloß er sich - von ehemaligen Kriegskameraden überredet -, nach Venezuela auszuwandern. Kurz vor der Abreise bestärkte ihn sein Vater jedoch darin, in dessen kleines, in Österreich angesiedeltes Handelsunternehmen einzutreten (was am Ende aber unterblieb). Im Jahre 1951 begann er, als Dolmetscher für die US-Armee im österreichischen Camp Roder zu arbeiten. Er besuchte auch Hochschulvorträge in Salzburg und widmete sich psychologischen Studien. 1953 schließlich kündigte er den Amerikanern und begann, finanziell abgesichert durch Gelegenheitsarbeiten, zu schreiben. Auf seine eigenen Kriegserlebnisse zurückblickend, hat Ledig in seiner Kurzbiographie vermerkt: »Zunächst hatte ich mich mit der nationalsozialistischen Idee befaßt und diese für gut befunden. Dann aber gewann ich den Eindruck, daß hier jemand Grundsätze und Lehren aufgestellt hatte, an die er sich nicht hielt. Ja, es erschien mir so, als wären die handelnden Führer ihren eigenen Gedanken nicht gewachsen. Wenn sich jemand als Chauffeur bezeichnet, dann betrachte ich es als selbstverständlich, daß er einen Kraftwagen auch steuern kann. Hier aber waren Politiker und Generäle, welche die Regeln ihres Berufes nicht beherrschten. Nach meiner persönlichen

Auffassung musste für unser Land der Krieg unbedingt vermieden werden. Das Stärkeverhältnis und die geographische Lage war zu ungünstig für uns. Nachdem aber das Unglück des Krieges nun einmal über uns hineingebrochen war, konnte man wenigstens erwarten, daß dieser so geführt wurde, wie die Gegebenheiten es verlangten. Trotzdem reihte sich hier Fehler an Fehler. Aus diesen Betrachtungen heraus entwickelte sich bei mir, während meiner Militärzeit, eine Art passiver Opposition.«<sup>17</sup> Nachdem er die Nationalsozialisten als Kriegstreiber kennengelernt hatte, hat Ledig sich - darauf läßt auch die Fabel von Stalinorgel schließen - mit der zutiefst destruktiven Natur des Krieges beschäftigt; sie bildete den Impetus für sein Schreiben.

Bereits kurz nach Kriegsende hatte Ledig sich für den Kommunismus interessiert: 1945 war er in die westdeutsche KPD eingetreten und im Herbst dieses Jahres in die sowjetische Besatzungszone gereist, um sich »an Ort und Stelle von dieser Idee zu überzeugen«.<sup>18</sup> Auf diese Reise zurückblickend, zog er allerdings eine negative Bilanz: »Nach vier Wochen kehrte ich zurück. Was mich abschreckte, war nicht etwa die Behandlungsweise der Besatzungsmacht - die ja letzten Endes im Kriege begründet lag -, sondern die grenzenlose Dummheit der Leute, die sich dort als Kommunisten bezeichneten. Eine Schar von Dummköpfen redete wirres Zeug und ich bin sicher, daß die Meisten selbst nicht wußten, was sie wollten.«<sup>19</sup> Trotz dieses ersten, hier recht vernichtend formulierten Eindruckes stellte das kommunistische Weltbild für ihn aber weiterhin ein Faszinosum dar und schien ihm als Leitlinie politischen Handels bedenkenswert. So schrieb Ledig 1955: »Die Art, nach welcher der Kommunismus derzeit von uns ›Westlichen‹ betrachtet und behandelt wird, erscheint mir auf alle Fälle unrichtig und dringend reformbedürftig.«<sup>20</sup> Sicherlich kann dies nicht nur als Kritik am staatlich sanktionierten Antikommunismus der Adenauerzeit gelesen werden. Ledig war von der gesellschaftlichen Utopie des Sozialismus, die die DDR zu verwirklichen suchte und in welcher der Antifaschismus als Staatsziel verankert war,

durchaus angetan, nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Kriegserfahrung. Daß der junge ostdeutsche Staat, neben aller Aufbruchs- und Aufbaustimmung, aber auch von rigiden ideologischen Leitlinien und institutionellen Zwängen geprägt war, hat Ledig vielleicht nicht im ganzen Ausmaß wahrgenommen.

Nachdem seine Romane in der DDR Anerkennung gefunden hatten und Ledig sich auf Einladung des DSV häufiger im Osten aufhielt, konkretisierten sich seine Pläne, in die DDR überzusiedeln. Es ist unklar, ob er sich davon bessere Arbeitsbedingungen erhoffte oder ob persönliche Gründe ausschlaggebend waren. Auch aus den Unterlagen des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) lassen sich die Motivationen nicht zweifelsfrei rekonstruieren. Für Ledig, damals in München-Karlsfeld wohnhaft, wurde am 18. Februar 1958 eine MfS-Akte angelegt. Sie umfaßt auf gut 100 Seiten den Zeitraum bis Mitte August 1958, dokumentiert die Aufenthalte in der DDR und umreißt die politische - nur sehr begrenzt seine literarische - Tätigkeit dieser Monate. Insgesamt zeigen die Schriftstücke eine Facette von Ledigs politischem Handeln auf, das weit über sein bisheriges literarisches Engagement hinausging. Denn: Er wird in diesen Unterlagen nicht nur als Objekt der Bepitzelung geführt. Ledig hat auch von sich aus Kontakt zur Staatssicherheit gepflegt, wobei er sicherlich nicht willfährig war oder sich in der Rolle eines gewissenlosen Denunzianten gefallen hat.

Das MfS war auf Ledig aufmerksam geworden, da er gelegentlich im Schriftstellerheim »Friedrich Wolf« in Petzow am Schwielowsee zu Gast war. Dieses war 1955 vom DSV als Erholungsheim eröffnet worden, bald fanden dort aber auch Arbeitstagungen und Lehrgänge statt. Nachdem das MfS Ledig im März 1958 zunächst hatte beschatten lassen, wurde bald persönlich Kontakt zu ihm aufgenommen. Am 3. April 1958 fand eine erste Aussprache statt, während der er von kommunistischen Aktivitäten in München erzählte. Obwohl die Mitarbeiter des MfS einen guten Eindruck von Ledig hatten, erlitt die Kooperation einen Rückschlag, da der Autor »Mitglied

der KPD war und noch heute mit Funktionären der KPD in Verbindung steht«.<sup>21</sup> Da diese Partei in der Bundesrepublik 1956 verboten worden war, fürchtete man wohl, daß ehemalige Mitglieder nun verstärkt einer Überwachung durch den westlichen Geheimdienst ausgesetzt waren, was für die personenbezogene Arbeit des MfS hinderlich gewesen wäre.

Da Ledig seine Missionen offenbar zur Zufriedenheit des MfS erfüllt hatte, wurde die Zusammenarbeit am 7. Juli 1958 doch schriftlich fixiert. Der neuen Kontaktperson (KP) »Gert« wurde mitgeteilt, »daß jetzt für eine Zusammenarbeit keine Hindernisse bestehen«.<sup>22</sup> Am selben Tag verfaßte Ledig einen Lebenslauf, worin er insbesondere die Herkunft seiner Mutter aus einer Arbeiterfamilie sowie die innere Distanz seiner Eltern zum Nationalsozialismus unterstrich. Insgesamt fällt auf, daß dieser Lebenslauf - der gut drei Jahre nach der Kurzbiographie für Claassen entstand - sehr rezipientenorientiert ist. Ledig vermeidet es hier, seine anfänglichen Sympathien für den Nationalsozialismus, die sicherlich auch generationsbedingt waren, zu erwähnen. Im Gegenteil: »Ich habe bis 1945 keiner der faschistischen Jugendorganisationen angehört, meldete mich aber 1939 bei Kriegsanbruch freiwillig, da ich kein Elternhaus hatte.«<sup>23</sup> Er erwähnt seine KPD-Mitgliedschaft. Da in dieser Vita einige gravierende Widersprüche zu dem Lebenslauf auftauchen, den er 1955 verfaßt hatte, muß man den Wahrheitsgehalt beider Darstellungen wohl zurückhaltend beurteilen. Am 18. August 1958 wurde der Kontakt schließlich abgebrochen: Da Ledig in der Münchner Zeitschrift Die Kultur mit dem Katholizismus sympathisiert hatte, galt er der Staatssicherheit auch als Renegat, und sein Fall wurde deshalb ad acta gelegt.

Es ist schwierig zu ermessen, welche Relevanz die von Ledig gelieferten Informationen für die Staatssicherheit hatten. Schwieriger noch: Sollten aus der Spitzeltätigkeit Rückschlüsse auf seine Person und sein Werk gezogen werden? Es ist gut vorstellbar, daß er seine Arbeit für das MfS zunächst mit hehren, idealistischen Zielen verband, in der Überzeugung, den Traum vom Sozialismus auf deutschem Boden mit verwirklichen



zu können. Vielleicht galt ihm die Staatssicherheit als ein notwendiges Übel - oder seine Bereitschaft wird (wie auch bei anderen Autoren) als Loyalitätsgeste verständlich. Vielleicht hat er seine Autorität in diesem Ressort auch überschätzt, und es war Wichtigtuerei, die ihn dazu trieb, sich als Insider eines Geheimdienstes zu gerieren. Andererseits: Angesichts der langjährigen Mitgliedschaft in der KPD scheint doch eine gewisse Ideologieglaubigkeit Ledig veranlaßt zu haben, mit dem MfS zu kooperieren, deutlich vor anderen Motiven wie Geltungsbedürfnis oder Machtgelüsten. Bei alldem sollte man aber nicht übersehen, daß er auch zum Opfer wurde. Die Staatssicherheit ließ ihn bespitzeln (unter anderem durch Christa Wolf).

Immerhin illustriert Ledigs Tätigkeit für das MfS sein vielfach himmelstürmerisches, aber nicht immer kontinuierliches Engagement. Wie vieles, wofür er sich in den fünfziger Jahren begeisterte, hat sie etwas Episodenhaftes. Er kooperierte beispielsweise mit dem Deutschlandsender (dem auch in den Westen gerichteten Propagandasender der DDR), engagierte sich in der Anti-Atom-Bewegung im Westen, liebäugelte mit dem Katholizismus, verstand sich als sozialistischer Außenposten. Zu politischer Macht hatte er letztlich ein ambivalentes Verhältnis. Festlegen konnte und wollte Ledig sich nicht: Er schrieb in verschiedenen Genres, wechselte für seine vier Bücher viermal den Verleger. Hüben und drüben machte er sich für die Verfilmung von Stalinorgel stark. Zwischen 1956 und 1960 zog er dreimal um. Gelegentlich gewinnt man den Eindruck, er wurde zu seinem Engagement mehr durch Abenteuerlust denn durch genuin politisches Interesse getrieben. Ungeachtet seiner politischen Eskapaden bleibt die literarische Qualität der Ledigschen Texte natürlich bestehen.

## IV.

In der zweiten Hälfte der Fünfziger stand Ledig in Kontakt mit der Münchner Abendzeitung, verfaßte Beiträge für Die Kultur, schrieb für konkret und den SPD-Pressedienst. Im Sonntag, der vom Aufbau-Verlag herausgegebenen Wochenzeitung für Kulturpolitik und Kunst, waren seine Artikel ebenso zu finden wie in der Parteizeitung Neues Deutschland. Man interessierte sich für den Autor von Stalinorgel: Joachim Moras, Publizist und Verlagslektor, versuchte Ledig für eine Mitarbeit am Jahresring 1955, dem Almanach des Kulturkreises der Industrie, zu gewinnen und bat ihn um Beiträge für den Merkur. Von seilen der Illustrierten Revue erwog man zeitweilig einen Fortsetzungsabdruck der Stalinorgel. Über den Claassen-Verlag erreichten Ledig eine Petition des Weltfriedensrates in Wien sowie Anschreiben der Deutschen Woche, einer - wie Brenner schreibt - »nicht schlecht gemachten, vor allem nicht schlecht getarnten kommunistischen Zeitung«.<sup>24</sup>

Ledigs dritter Roman Faustrecht erschien 1957. Er wurde von Kurt Desch, einem Münchner Verlagshaus, publiziert. Auch dem Aufbau-Verlag hatte Ledig eine Option eingeräumt. Da man in Ostberlin aber nicht genügend Devisen für die Honorarzahlung zur Verfügung hatte, scheiterte die Zusammenarbeit. Darüber hinaus gab es Einwände gegen die Handlung, eine Geschichte aus dem kriminellen Milieu, die im München des Herbstes 1946 spielt: Rob und Edel treffen ihren alten Freund Hai wieder, den sie aus Kriegszeiten kennen. Hai verdient sein Geld damit, amerikanische Lastwagen auszuplündern und Waren zu schmuggeln. Er überredet die beiden Kameraden, gemeinsam mit ihm einen Jeep zu überfallen. Die Aktion mißlingt jedoch, der Fahrer des Wagens stirbt, und Edel wird angeschossen. Von der US-Besatzungsmacht verfolgt, harren sie - zusammen mit Olga und Katt, die für Amerikaner in Tanzclubs als Prostituierte arbeiten - drei Tage in einer Wohnung aus. Nachdem Edel an den Folgen der Schußwunde

gestorben und im Garten verscharrt worden ist, trennen sich die anderen. Der moralisch integerste der Kameraden, Rob, weiß, was er in Zukunft machen möchte: »Was Besseres!«

Daß Faustrecht, Ledigs Legende einer verlorenen Generation, die er in Romanform und als Bühnenfassung konzipierte, nicht wohlwollend aufgenommen wurde, liegt in der Gestaltung der Figuren begründet. Im Osten vermißte man das weltanschauliche Fundament, kritisierte also den Nihilismus der Protagonisten, der auch durch die abschließende moralische Wendung Robs nicht aufgehoben wird. Im westdeutschen Feuilleton wurde faustrecht für die - auch sprachlich - saloppe Darstellung von Verbrechen angegriffen. Aus der Stuttgarter "Zeitung: »Dieses Buch ist ein Ärgernis. Seite für Seite provoziert es - aber nicht etwa gesellschaftliche Übereinkünfte oder die Tabus von Sitte und Moral oder das sonst so gern angegriffene Bürgertum, sondern ganz einfach die deutsche Sprache.« Gerade mit der nachlässigen Redeweise, den vielen Dialogen und der charakteristischen Hauptsatzsyntax gelingt es Ledig aber, die Figuren treffend zu charakterisieren. In wenigen Sätzen wird eine Atmosphäre eingefangen. Trotz der Beteuerungen des Rezensenten dürfte moralischer Purismus bei der Ablehnung des Romans aber eine Rolle gespielt haben: Prostitution und eine nationalistische Gesinnung der Figuren, die im Roman vage artikuliert wird, waren mit der Rechtschaffenheit der fünfziger Jahre und der pauschalen Abkehr vom Dritten Reich nur schwer in Einklang zu bringen.

Ab 1957 intensivierte sich Ledigs Tätigkeit für die DDR-Medien. Im Deutschlandsender, wo schon Stalinorgel und Vergeltung besprochen worden waren, wurde eine Funkbearbeitung seiner Kurzgeschichte »Ein Kommunist wird gejagt...« ausgestrahlt. Um Hörern die Möglichkeit zu geben, sich selbst zum Problem von Atomwaffen auf deutschem Boden zu äußern, schrieb der Sender 1958 den Literaturwettbewerb Menschen, rettet das Leben aus. Ledig beteiligte sich daran mit dem Hörbild »Über Westdeutschland fliegt der Tod«, womit er den publikumswirksamsten, gleichzeitig aber auch den kontroversesten Beitrag einreichte. Sich an der veristischen Schreibweise von

Vergeltung orientierend, schilderte er den Beinahe-Absturz eines Patrouillenflugzeuges, das - mit einer Wasserstoffbombe bestückt - über der Bundesrepublik kreist. Daß Ledigs knappe und von Fakten dominierte Dialogführung dem Medium Radio sehr entgegenkam, ist einleuchtend. Offenbar traf er den Ton so gut, daß viele Hörer die Fiktion als Reportage verstanden und eine reale Atomkatastrophe befürchteten. Den Deutschlandsender erreichten zahlreiche beunruhigte Leserbriefe.

Später resümierte der Sender: »Am meisten hat aber wohl das Hörbild ›Über Westdeutschland fliegt der Tods das der Münchner Schriftsteller Gert Ledig schrieb und das wir am Abend des 13. März sendeten, die Gemüter erregt. [...] Hier war der oft noch verbreiteten Gleichgültigkeit mancher Menschen eine ernsthafte Warnung erteilt worden. Die konformistisch-getreue Presse der Bundesrepublik reagierte auf dieses Hörspiel besonders nervös. Die Bildzeitung teilte tags darauf im Tone tantenhafter Informiertheit ihren Lesern mit, bei dem Hörbild hätte es sich ja nur um ein Hörspiel gehandelt, die Sache an sich sei gar nicht so schlimm und mit den Atombombern hätte es soviel auf sich, meinten die Bild-Redakteure, daß man sie im Druck am besten in Gänsefüßchen setzt, das beruhigte wenigstens die Augen der Bildleser.«<sup>25</sup> Für seinen Beitrag wurde Ledig eine Anerkennungsprämie von 1000,- DM zugesprochen. Zu dieser Zeit war Ledig auch ein regelmäßiger Gast im Münchner Komma-Club, der in Bittners Löwenbräu tagte und sich einer engagierten, sozialistisch gefärbten Politik und Literaturdebatte verschrieben hatte. Es wurden sowohl Diskussionsabende zu brisanten Themen - beispielsweise der atomaren Aufrüstung - als auch Lesungen von ost- und westdeutschen Autoren organisiert. So las Stephan Hermlin, damals bereits Nationalpreisträger der DDR, im September 1958 in München. Über den Prinzipal des Komma-Clubs, den Verleger Rolf Seeliger, stand man in freundschaftlichem Kontakt zum DSV in Ostberlin und arrangierte gemeinsam die deutsch-deutschen Lesereisen. In der von Seeliger edierten Komma-Reihe erschien 1958 Ledigs Hörspiel Der Staatsanwalt (vom Aufbau-Verlag als Das Duell publiziert). Begreift man

Ledigs Texte als eine fortschreitende Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte, so ist dieses Hörspiel eine Art Supplement zur Trilogie Stalinorgel, Vergeltung, Faustrecht. Jedoch: Anders als die Romane zeigt es explizit eine politische Gesinnung. Schon auf dem Umschlag ist vermerkt: »Ich bin Arbeiter und Schriftsteller. Weil ich liebe, kann ich auch hassen. Die Feder ist nur eine Waffe von vielen. Gert Ledig.« In Das Duell entlarvt der kommunistische Journalist Reed den Staatsanwalt Strecker als Mörder von Rosemarie Nitribitt, einer Edelprostituierten, die zahlreiche Geliebte in Kreisen der Politik und Wirtschaft hatte. Abgesehen von Nitribitt, die am 1. November 1957 in Frankfurt am Main ermordet wurde, sind alle Personen - ebenso wie die Handlung - frei erfunden. Da das Hörspiel illegale staatliche Gewalt, Ämterhandel, Vertuschung von Kapitalverbrechen, Erpressung, Verquickung von Geheimdienst und Justiz, aber auch die Bigotterie der (katholischen) Kirche schilderte, stellte es für den Adenauer-Staat sicherlich einen Affront dar - nicht zuletzt, weil es genau jene Topoi aufgriff, die in der DDR über den Westen propagiert wurden. Im Aufbau-Verlag lobte man gerade diesen Aspekt von Das Duell. Ledig zeige die richtige, die politische, und nicht die kriminalistische oder voyeuristischen Seite des Verbrechens: »Der Mordfall Nikibitt [sic] ist nur Exempel, Möglichkeit, die tiefe moralische Verrottung, die Korruption der herrschenden Schichten Westdeutschlands aufzudecken. Ohne an irgendwelche lüsternen Erwartungen Zugeständnisse zu machen, skizziert Ledig die Vertreter von Groß-Kapital, katholischer Kirche und Staatsapparat als perversierten Ausdruck eines historisch überholten Systems.«<sup>26</sup> Östlich der Elbe wurde das Hörspiel vermutlich vom Deutschlandsender produziert und ausgestrahlt. Fünf Jahre nach seinem literarischen Debüt wandte Ledig sich schließlich anderen Genres zu: Ab 1960 schrieb er vornehmlich Handbuch- und Ratgeberliteratur. Er konzipierte beispielsweise eine Reihe, in der Fachgebiete der Psychologie allgemeinverständlich erklärt werden sollten. Darauf aufbauend entwarf Ledig ein Bild-Test-Buch (»Was für ein Teppich paßt zu Ihnen?«), das teilweise in der Zeitschrift Schöner Wohnen veröffentlicht wurde, anderen

Berichten zufolge aber auch in der Bundeswehr Einsatz fand. Obwohl er schon während der Fünfziger - zum Broterwerb und unter Pseudonym - Kriminalromane verfaßt hatte, kann man hierin ein Zeichen wachsender Skepsis gegenüber der Litterature engagée sehen und eine Abkehr von der sogenannten Höhengratlitteratur.

Allgemein fällt auf, daß Ledig sich von der Litteratur - das heißt: dem Verfassen fiktionaler Texte - lossagte und einem kritischen Diskurs über Gesellschaft (und Litteratur) zuwandte. Es entstanden verschiedene Beiträge für Rundfunkanstalten, unter denen ein leider nicht erhaltenes Skript über »Fälscher, Biographen oder Romanciers: Die deutschen Kriegsbücher und ihre Autoren« das interessanteste zu sein scheint. Ledig berichtete Hilde Claassen über seine Pläne, aus seinen Radioessays eine Buchpublikation zusammenzustellen: »Andererseits haben mich die Vorarbeiten für die Sendungen in den Besitz einer grossen Anzahl von Kriegsbüchern gesetzt, und ich verfüge über zahlreiche Unterlagen, Bücher und Autoren derselben betreffend, sowie über Kenntnisse und Einblicke, die schon selten zu nennen sein dürften. Also eine Materialsammlung ist vorhanden, die der Verwertung noch harret. Diese Tatsache ist es, die mich nun Gedanken erwägen lässt, eine Art Handbuch über die Kriegslitteratur (der deutschen) des II. Weltkrieges zu erarbeiten. Sicherlich dürfte so etwas für die Gegenwart und Zukunft sowohl pädagogisch wie politisch wichtig sein. Erzieher und jüngere Generationen erhielten damit einen zuverlässigen Führer, der sie vor Irrtümern bewahrt, aber auch Geschichtsfälschungen erschwert. Dabei denke ich an ein Handbuch, in dem jedes Buch aufgefunden werden kann, mit einer kurzen Inhaltsangabe, einer Angabe über den »Kriegsschauplatz«, auf dem es spielt oder womit es sich befasst. Dazu soll auf »Fälschungen« hingewiesen werden, auf die Widersprüche des Buches im Verhältnis zu anderen oder den geschichtlichen Tatsachen. Weiterhin müsste dieses Handbuch aber auch über die Autoren zuverlässige Auskunft geben können, denn z. B. gibt es da Erlebnisberichte aus dem Osten, von Autoren, die

sowohl Russland nie gesehen haben, wie auch nie Soldat waren. Leser von Kriegsbüchern würden so wohl oft sehr erstaunt sein, wenn ihnen darüber Tatsachen bekannt würden, und ich kann mir vorstellen, daß mancher Erzieher ahnungslos manches empfiehlt oder verbreitet, das mit der Wahrheit gar nichts zu tun hat.«<sup>27</sup> Leider ist nicht bekannt, warum der Plan sich nicht verwirklichen ließ, weder bei Claassen in Hamburg noch andernorts.

Der endgültige Bruch mit dem Schreiben vollzog sich Mitte der sechziger Jahre, nachdem sein Romanmanuskript »Die Kanonen von Korcula« von einigen Verlagen abgelehnt worden war. Ledig begann in einem Münchner Ingenieurbüro zu arbeiten. Später, im Ruhestand, lebte er zurückgezogen am Ammersee. Literarisches hat er nicht mehr geschrieben, von einigen unveröffentlichten Versuchen abgesehen. Für Ledig war die Literatur also keine lebenslange Obsession. Nach einem knappen Jahrzehnt aktiver Teilnahme am literarischen Betrieb war er von der Möglichkeit, von dort aus politische Änderungen zu bewirken, zunehmend desillusioniert.

Als Vergeltung im Herbst 1999 wiederveröffentlicht wurde, war Ledig schon mehrere Monate tot. Er starb am 1. Juni in Landsberg am Lech an den Folgen einer Herzattacke. Sicherlich wäre er über das große Medieninteresse, das dem Roman nochmals zuteil wurde, sehr verwundert gewesen und hätte sein, freilich verdientes, literarisches Comeback nicht unbeschwert genossen. Als Wiederentdeckung zu gelten, hat etwas Unbefriedigendes. Warum - so würde Ledig gefragt haben - wurden die eigenen Bücher, damals international bekannt, denn überhaupt vergessen? Kurz vor seinem Tod studierte Ledig noch den Verlagsprospekt, in dem die Wiederauflage von Vergeltung angekündigt wurde. Die Lektüre dürfte bei ihm vielfältige Erinnerungen an sein früheres Leben ausgelöst haben, an einen politischen Autor und Aktivisten, dessen Bücher von vielen als »krass« empfunden wurden - ein Wort übrigens, das er in seinen Briefen gern auf sich, seinen Schreibstil und seine Denkart anwandte. Daß die Rezeption von Ledigs Werk gut vierzig Jahre lang unterbrochen war,

besagt freilich wenig über dessen Qualität und literarische Bedeutung. Ledig gebührt ein Platz neben den bekannten Autoren der fünfziger Jahre - wie etwa Ilse Aichinger, Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann, Heinrich Böll, Günter Eich, Max Frisch, Hans Hellmut Kirst, Wolfgang Koeppen oder Arno Schmidt. Stalinorgel ist ohne Zweifel einer der besten Romane über den Zweiten Weltkrieg und die Verheerungen, die er angerichtet hat.

Florian Radvan

## **Anmerkungen**

1 Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, A: Claassen [Konvolut zu Gert Ledig]. Brief vom 26. Juli 1954.

2 Ibd. Brief vom 30. August 1954.

3 Ibd. Brief vom 8. März 1955.

4 Ibd. Brief vom 12. Oktober 1954.

5 Ibd. Brief vom 12. Juli 1954.

6 Ibd. Abschrift eines Briefes vom 7. April 1955.

7 Ibd. Typoskript »Die Tragik der Dilettanten« vom März 1955.

8 Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Hans-Werner-Richter-Archiv, 72/86/505 Bl. 158.

9 Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, A: Claassen [Konvolut zu Gert Ledig]. Brief vom 4. Mai 1955.

10 Ibd. Brief vom 10. November 1955.

11 Ibd. Brief vom 19. Juli 1957.

12 Günther Deicke. »Drei neue westdeutsche Kriegsromane«. In: Neue Deutsche Literatur, Juni 1955, S. 139.



13 Anna Seghers. »Der Anteil der Literatur an der Bewußtseinsbildung des Volkes«. In: IV. Deutscher Schriftstellerkongreß. Erster Teil. Hg. vom Deutschen Schriftstellerverband. Brandenburg 1956, S. 66f.

14 Ibd. S.57.

15 »Wir sahen den Krieg«. In: Neue Deutsche Literatur, Juni 1955, S.47.

16 Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, A: Claassen [Konvolut zu Gert Ledig]. Typoskript »Meine Lebensbeschreibung«.

17 Ibd.

18 Ibd.

19 Ibd.

20 Ibd.

21 Ministerium für Staatssicherheit (MfS), AP 1908 / 58, Bl. 19 [aus den Beständen des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik, Berlin].

22 Ibd., Bl. 61

23 Ibd., Bl.63.

24 Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, A: Claassen [Konvolut zu Gert Ledig]. Brief vom 25. Mai 1955

25 Menschen, rettet das Leben: Literaturpreisausschreiben des Deutschlandsenders. Berlin: Deutscher Demokratischer Rundfunk 1958, o. S.

26 Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Archiv des Aufbau-Verlages, Nr. 2688.

27 Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, A: Claassen [Konvolut zu Gert Ledig]. Brief vom 15. Oktober 1960.